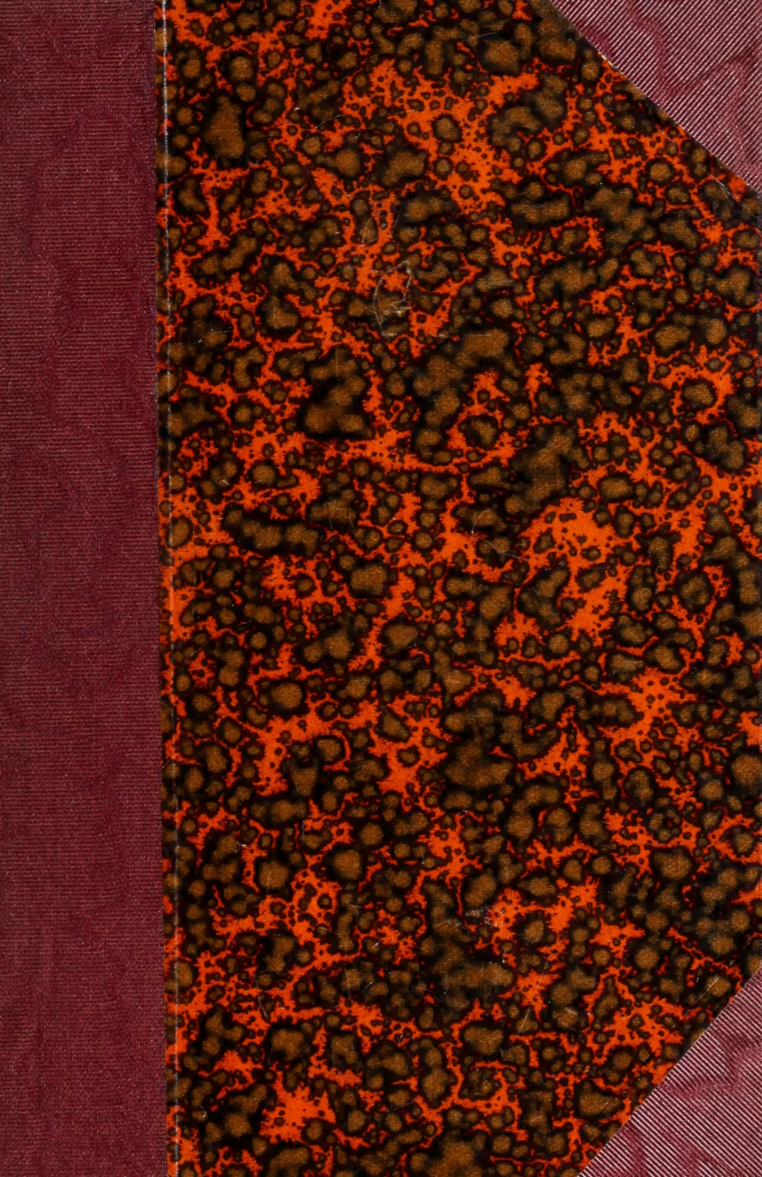








So war es.

Politisch-socialer Roman aus der Zeit vor und während der Märzereignisse in Berlin

von

H. E. R. Belani.

„Die Menschheit schreitet fort; doch bis zur Zeit,
Wo gleiches Recht und Friede herrscht auf Erden,
Bis dahin ist es noch verzweifelt weit.“

Gaudy.

Erster Theil.



Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.

1849.

Druck von J. H. Nagel in Leipzig.

Vorwort.

Die Märzereignisse des Jahres 1848 haben die edelsten Herzen bewegt und viele Gemüther auf das Tiefste erschüttert.

Wem wären damit nicht große Hoffnungen erwacht auf einen beginnenden Völkerfrühling? Wer hätte seitdem nicht schmerzliche Täuschungen erfahren? Wer folgte nicht den Ereignissen, die sich noch täglich vor unseren Augen entfalten, mit den gespanntesten Blicken? Wer fragte nicht mit bebender Zunge und klopfendem Herzen, wird es zum Guten führen, oder zum Schlimmen? Werden die Völker die Humanität und Freiheit, die Gleichheit aller Menschenrechte erringen oder werden sie zurücksinken in Schlaffheit und Lauheit unter die Schlafmütze des deutschen Michels, der sich nur wohl fühlt, wenn er Excellenzen schweifwedelt, dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum seinen Katzenbuckel in Zeitungsannoncen macht, die Belagerungszustände als die Panacee alles Heils preiset; in der brennenden Cigarre auf der Straße die Hauptterrungenschaft der Märztage sieht, der als gedankenloser Weißbierphilister ein Fanatiker der Ruhe ist, oder wird sich Schiller's Spruch: „Wo die Kunst gefallen, da ist sie durch die Künstler gefallen," so tra-

vestiren lassen: „Wo die Freiheit gefallen, da ist sie durch ihre eifrigsten Wühler gefallen?“ oder wird die alte Beamtenhierarchie sich von ihrem Schreck erholen und ihre Macht wieder geltend machen? Werden die Kreuzzeitung und der Verein: „Mit Gott, für König und Vaterland“ die Reaction in tausend Gestalten zurückführen? Wird wieder eine frömmelnde Camarilla mit Augenverdrehen und Intoleranz versuchen Friedrichs des Großen Wort: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden,“ zu einer Satyre auf den Geist der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung, der im Staatsleben spukte, zu machen. Werden wir Synoden und Concilien haben, die noch immer den Glauben der Liebe durch leeres Formuliren erstickt haben? Wird das seiner mittelalterlichen Privilegien beraubte Junkerthum sich wieder in die alte Bevorzugung in Beamten- und Offizierstellen einschleichen? Kurz wird das alte Unwesen wieder unter neuen Formen aufleben, oder wird der gesunde Sinn des Volks und seiner Vertreter, bei dem redlichen Willen unseres edlen Königs, das Wahre und Rechte treffen, was uns Garantien der Freiheit für die Zukunft und Frieden und Handel und Wandel für die Gegenwart bringt?

Doch das Alles sind Fragen, die wir an die

Zukunft zu stellen haben. Um indeß richtig zu erkennen, was Noth thut, bedarf es der tiefern Blicke in die Vergangenheit.

Und da der Roman die Form ist, die am verbreitetsten in das Volksleben eindringt, so entschloß ich mich nachstehenden politisch-socialen Roman zu schreiben, der damit schließt, die Ereignisse der Märzrevolution der Wahrheit gemäß zu schildern; dann aber auch, um es klar zu machen, wie diese so allgemeine Volksbewegung nur möglich war auf dem tief unterwühlten Grunde einer allgemeinen Unzufriedenheit des Volks mit den bisherigen staatlichen und socialen Zuständen, mußte es eine Hauptaufgabe dieses Romans sein, in getreuen und lebenswahren Spiegelbildern furchtlos und freimüthig die Mysterien der Büreaukratie des alten Militair-, Polizei- und Beamtenstaats, die Bevormundung des „beschränkten Unterthanenverstandes," die Begünstigung verblaßter Adelsbriefe, die aristokratischen Anmaßungen eines blasirten Junkerthums neben den Verkehrtheiten eines falschen Point d'honneur, bloßzustellen.

Um objectiv wahr zu sein, konnte es nicht vermieden werden, hier und da einen Zug aus dem Leben zu greifen; aber wir würden keinen Roman, sondern nur eine Chronique scandaleuse liefern, hät-

ten wir nicht mit dem Rechte des Romans: Wahrheit und Dichtung gemischt.

Daher sage Niemand: „Der und Der ist gemeint, die Geschichte dieses oder jenes Ereignisses ist erzählt, und da sie hier und dort von der Wirklichkeit der bekannt gewordenen Thatsachen abweicht, so ist dieses Buch ein Pasquill und dem Strafrecht verfallen." Gegen solche lieblose Deutung oder vielmehr Mißdeutung müssen wir ernstlich protestiren. Wir verbürgen, außer den historischen Thatsachen nirgends die subjective Wahrheit einer hierin gegebenen Charakterschilderung oder Erzählung. Wir wiederholen es: „Hier ist Wahrheit und Dichtung, also auch Erdichtung gemischt." Wir geben nur objective Wahrheit der Schilderungen, um zu beweisen, wohin die früheren Zustände, Maximen und Mißbräuche führen konnten und mußten, wenn solche Persönlichkeiten und Verhältnisse vorlagen, wie sie der Roman erdichtete.

Und so würden wir diesen Roman nach unserem Wunsch gewürdigt sehen, wenn der geneigte Leser am Schluß desselben das Urtheil spräche:

„Si non è vero, è ben trovato."

Potsdam, am 1. März 1849.

Der Verfasser.

Erstes Buch.

Familienleben, Polizeileiden und aristokratische Amüsements.

„Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebe in steter Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln."
. . . .
Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne.
Schäfer's „Laienbrevier."

1.

Es war der heilige Christabend des Jahres 1846, womit unsere Erzählung beginnt.

Die Winterkälte war schon bedeutend empfindlich, besonders für verwöhnte Stubenhocker, die sich selten hinauswagen ins Freie. Um desto heller brannten die Gaslampen in dem großen Berlin, auf welchem jetzt noch der Gottesfrieden einer Regierung ruhte, unter deren

Schutz und Schirm, bei allen Mängeln und Gebrechen des absoluten Systems, doch Handel und Gewerbe blühend waren.

Von tausend Lichtern flimmerten die Buden und Tische des berühmten Weihnachtsmarktes, der sich vom Lustgarten über den Schloßplatz weithin in die angrenzenden Straßen zog.

Tausende und aber Tausende von Menschen wanderten dort auf und nieder. Eine ganze kleine Kinderwelt jubelte den überall ausgestellten Herrlichkeiten entgegen. Aeltere Personen, die zum Theil wohlhabend und glücklich aussahen, machten noch ihre letzten Einkäufe für die Erhöhung der Familienfreuden am heiligen Christabend.

Da bemerkte man ein ältliches Paar, das in gleicher Absicht den Weihnachtsmarkt besucht haben mochte; aber jedes Stück Spielzeug — jede Marzipanpuppe, Peitsche oder Wiegenpferd, Puppe und kleine Küche — was sie gern gehabt hätten, war ihnen zu theuer.

Die Käufer hatten es den beiden alten Leuten wohl angesehen, daß sie nicht gerade zu den Wohlhabenden gehörten. — Der Ueberzieher von gelbem Flausch, dessen Kragen in die Höhe geklappt war, um die Ohren zu schützen, war schon ziemlich fadenscheinig und Madame trug eine alte Pelzmantille, an welcher die Motten wohl nicht viel Wärmendes gelassen haben mochten. Ein

grauer Filzhut hatte schon manchen falschen Knick bekommen und dennoch sich gefallen lassen müssen, mit seiner Berechtigung für die Sommertracht in den Winter mit hinüber zu gehen. — Die Käufer legten ihnen die Ausschußwaaren vor, zerbrochenes Spielzeug oder kleine Schäfchen, vier für einen Silbergroschen. Und für fünf Silbergroschen, denn weiter mochte der Geldvorrath nicht reichen, war schon ein ganz artiger Einkauf gemacht.

„Ach, lieber Alter", sprach die Mutter, eine kleine, etwas runde Frau, die am Arm des kleinen freundlichen alten Mannes trippelte und beträchtlich fror, „wenn wir nur noch ein Weihnachtsbäumchen hätten — im Lustgarten an der eisernen Einfassung der Spree sind ganze Berge davon aufgestellt."

„Ja das wäre schon Alles gut, aber das ist für einen armen alten Canzlisten, dem immer abgeknapst wird am sauern Verdienst, viel zu theuer."

Da, als sie eben in der Nähe des Candelabers standen und nochmals die gekauften Herrlichkeiten, besonders einen Pfefferkuchen-Husaren besahen, kam eben ein junger Mensch in einem schwarzen Sackpalletot, unter dem er etwas sehr Dickes trug, heran; er kannte die beiden Alten und rief: „Ach, das ist ja prächtig, daß ich Euch hier treffe, lieber Vater und Herz-Mütterchen.

Ich war schon bange, daß Ihr einen Weihnachtsbaum gekauft haben möchtet.''

,,Lieber Edmund'', entgegnete der Alte in einem fast jovialen Tone, ,,das sind jetzt hochbeinige Zeiten; so weit reichen Moses und die Propheten nicht.''

,,Die Meinigen um so mehr'', entgegnete der junge Mensch, ,,meine A B C Schützen haben mir das Monatsgeld bezahlt, für jede Stunde einen Silbergroschen, schon ein anständiger Verdienst für einen wohlbestallten Primaner; und hier ist der Freiheitsbaum für die Kleinen.''

,,Ein Weihnachtsbaum'', rief die Frau; ,,guter Junge, Du machst Deine alte Mutter damit ganz glücklich.''

,,Junge, Junge, wahre Deine Zunge; nichts von Freiheit, ein schreckliches Wort, hört es die Polizei, so bekommst Du als Demagoge freie Wohnung und Kost in der Hausvogtei.''

,,Aber es ist ja wahr, Vater, schon der Gedanke ist erhebend und wo sollte noch Freiheit wohnen im Polizeistaate, wäre es nicht im glühenden Herzen der Jugend; setzen wir diesem Bäumchen eine rothe phrygische Mütze auf und der Freiheitsbaum wird fertig sein; wir tanzen Reigen um ihn her und singen das „ça ira“ oder die Marseillaise und Alles wird besser werden.''

„Um Gotteswillen gieb Dich den neuen Ideen nicht hin, sie stürzen uns Alle ins Unglück.“

„Aber die ganze Schule schwärmt dafür; selbst ein Lehrer sagte uns: „„Nur in der heranwachsenden Generation sieht das Vaterland noch seine Hoffnungen.““

„Ach, das ist ganz anders gemeint; komm nur, komm, lieber Junge, wir wollen aufbauen.“

„Neu aufbauen, ja, das thut auch Noth in unserm öffentlichen Leben; aber erst einreißen das Alte und Veraltete, reine Bahn machen, tabula rasa, so verlangen's unsere Radikalen. Alle Wetter, Vater, das sind noch Kerls von rechtem Schrot und Korn, die haben Bärte, hu, prächtige Bärte, worin eine ganze Welt von Volksbeglückungsgedanken nistet; und Brillen tragen sie, weil ihre Kurzsichtigkeit sonst Welt und Leben nicht erkennen läßt und Literaten nennen sie sich, die immer drohen, ein Buch zu schreiben, ohne jemals damit zu Stande zu kommen; das Doctordiplom geben sie sich selbst oder zahlen dreißig Thaler dafür nach Gießen — dann glauben sie das Patent ihrer Gelehrsamkeit bei allen vier Zipfeln zu halten.“

„Das sind Demagogen; hüte Dich, Junge, daß man Dich nicht auch für einen solchen hält.“

„Hat nicht Noth, gutes Väterchen, mein Bart keimt ja erst und meine gesunden Augen haben die Gesichtsschärfe eines Falken.“

„Möge es Dein Geist auch haben, mein Sohn, um Dich von einem falschen Freiheitsschwindel nicht hinreißen zu lassen. Spare Deine Kräfte, wenn es dereinst einmal gelten sollte, die wahre gesetzliche Freiheit durch Mannesmuth zu erringen. — Doch diese Zeiten, wo es einmal besser werden könnte, sind noch fern, sehr fern; bis dahin dulde und trage Jeder sein Päckchen Unheil, das ihn drückt.“

„Wird nicht lange dauern, Vater, so wachsen dem jungen Adler die Schwingen, und er steigt auf zur Sonne des ewigen Lichts einer geistigen Freiheit. — Sieh, Papa,“ fuhr der hübsche Junge lachend fort, so daß im rosigen Antlitz die weißen Zähne blitzten, „ich kann schon Cigarren rauchen, wie lange wird es noch dauern, so bin ich ein gemachter Mann und an Muth soll es mir wahrlich nicht fehlen.“

„Du rauchst schon, Junge? — Wo denkst Du denn hin? — Schon wieder eine neue Ausgabe, die sich nicht erschwingen lassen wird; und noch dazu auf der Straße geraucht, das ist ja das schrecklichste Verbrechen, zu dessen Verfolgung der Staat expreß die Gensdarmen eingesetzt hat.“

„Diese Cigarre wird wohl erlaubt sein und auch aushalten“, lachte der Jüngling, und nahm eine jener Scheincigarren, an welcher das Feuer mit Cinnober und Folie sehr täuschend nachgemacht war, aus dem Munde.

„Herr, Sie haben geraucht! . . . Kostet 20 Silbergroschen Geld, oder im Unvermögensfall verhältnißmäßige Gefängnißstrafe."

So redete ihn ein neubehelmter Gensdarm an und griff gleichzeitig nach der aus Pappe gemachten Cigarre.

„Denkt nicht daran", sprach Edmund phlegmatisch und zog die Attrape zurück, „ich glaube nicht, daß dieses Feuerwerk die beschneiten Pflastersteine in Brand stecken wird."

„Herr, Sie widersetzen sich der hohen Obrigkeit, in deren Namen ich als Wächter des Gesetzes Sie auffordere, mit zum Polizeicommissair zu gehen und 20 Silbergroschen zu erlegen."

„Sie sind auf dem Holzwege, verehrungswürdige Polizei. Wenn unter Ihrem Helm so viel Grütze sich befindet, um Nichtrauch von Rauch unterscheiden zu können und Farbe von Gluth, Pappe von Tabak, so werden Sie sich gefälligst überzeugen, daß dieses Ding da keine Cigarre, sondern ein unschuldiges Spielwerk ist."

„Herr, in des drei Teufels Namen, das ist erfunden, um die Polizei zu foppen; desto schlimmer, damit wird die Sache criminalistisch; Sie werden sofort Collé geschleppt und das von Polizeiwegen . . ."

„Herr Gensdarm", sprach jetzt der alte Herr zu dem eifernden Wächter des Gesetzes, der den jungen

Menschen schon am Arm festgepackt hatte, „ich bin der geheime Canzlist Redlich, wohne Brüderstraße Nr. 43 im Hinterhause, vier Treppen hoch und dieser hier ist mein Sohn, der Primaner Edmund Redlich; nehmen Sie doch Raison an, ich bitte Sie um Gotteswillen, schreiben Sie seinen Namen auf; aber nicht arretiren, nicht arretiren.“

„Nur über meine Leiche, Barbar!“ rief die kleine runde Madame Redlich mit dem natürlichen Pathos der höchsten Angst und klammerte sich an seinen andern Arm, „geht sein Weg in den Kerker!“

„Was ist denn das? was schreit die Frau?“ riefen mehrere Stimmen aus dem Volke.

„Ach, meine Herren und Damen,“ sprach die Frau zu den umstehenden Holzhauern, Eckenstehern und Torfweibern, unter welchen sich auch einige ganz anständig gekleidete Männer, unter andern Einer im Sackpalletot mit großem Bart und einer ovalen Brille befand, „sie wollen meinen Erstgebornen, meinen Edmund arretiren um nichts und wieder nichts!“

Und nun wandte sich zu diesen Umstehenden der geheime Canzlist und seine Gattin, und erzählten nach beiden Seiten hin, die Frau mit großer Redseligkeit und umständlich, die Veranlassung zu diesem Scandal. Dabei zeigte Edmund die Attrape in Form einer Cigarre

hin, und versicherte auf Ehre, daß er sich nichts Arges dabei gedacht habe.

„Das ist schändlich, das ist abscheulich" hörte man hier und da rufen, „wir müssen ihn mit Gewalt befreien!"

Nun drängten sie heran von allen Seiten; vergebens rief der Gensdarm sein: „Zurück, zurück!" „Er ist unschuldig", schrien mehrere Stimmen, „es ist eine Dummheit von der Polizei." — „Rebellion!" riefen schon einzelne Straßenbuben in heilloser Lust; da nahm aber jener, durch seine kräftige Gestalt mit breiter Brust und langem vollen Bart auffallende junge Mann das Wort:

„Noch ist es zu früh, meine Freunde! Im Polizeistaat, worin wir leben, muß erst: „„unerträglich sein das Joch"", damit das Gefühl der Nothwendigkeit einer großen Volkserhebung die Massen durchdringe. Also hören Sie auf meinen Rath, gehen Sie ruhig auseinander und Sie, junger Mann, lassen Sie sich ohne Widerstand gefangen nehmen. Im Interesse der guten Sache wäre es wünschenswerth, daß man Sie prügelte, mit Gaunern und Dieben zusammengekettet in ein Moderloch würfe; desto größer würde die allgemeine Entrüstung sein über solchen Beamtendespotismus, wenn ich diese Geschichte in meiner Dampfzeitung, so weit es im Kampf mit der Censur möglich sein wird, veröffent-

liche. Sie müssen mich dem Ruf nach kennen, junger Mensch; ich bin der Held des Tages — — mein Name ist Ajax."

Auf dieses Wort ging der Volkshaufen, dem seine volltönende Stimme und kräftige Gestalt mächtig imponirt hatte, nicht ohne Achtungsbeweise für diesen angehenden Volkstribun auseinander.

Dieser aber ergriff die Hand des Jünglings und sprach mit gedämpfter Stimme: „Uebrigens danke ich Ihnen im Namen der Freiheit für den genialen Einfall, womit Sie die Cigarren-wüthige Polizei gefoppt haben; wir werden uns wiedersehen!"

Damit ging er davon. Mehreren hinzugekommenen Gensdarmen gelang es leicht, den gefährlichen Cigarrendelinquenten aus den Armen von Vater und Mutter loszumachen. Edmund tröstete sie noch mit den Worten: „Weinet doch nicht, liebe Eltern, es wird ja nicht ewig dauern. — Da habt Ihr den Weihnachtsbaum, nun feiert den heiligen Christabend einmal ohne Euren Edmund; aber seid nicht traurig, es würde mir das Herz brechen. — Wenn Alles vorbei ist, habe ich noch eine Freude für Euch in der Tasche — hofft auf das Beste und grüßt mir Schwester Emma und die lieben Kleinen."

Noch eine Umarmung, ein Wort des Segens

von Vater und Mutter und dann ließ er sich ruhig zum Polizeiarrest abführen.

2.

Das war indeß in der Hofwohnung, Brüderstraße Nr. 43 im vierten Stocke und zwar linker Hand vom Aufgange auf einer schmalen, steilen und dunklen Treppe — eine trübselige Weihnachtsfeier.

Der Anfang derselben ließ sich noch ganz freundlich an. Emma, die älteste Tochter des geheimen Canzlisten, war eine der geschicktesten Damen-Schneiderinnen, die bei ihrer Bescheidenheit für geringes Tagelohn in wohlhabende Häuser ging, um den Töchtern oder Frauen derselben, nach sorgfältiger Berathung im weiblichen Familienkreise, jene ballonweite Kleider mit wehenden Volants zu machen, die neben der Bestimmung, den untern Theil des weiblichen Körpers in die Façon der großen Erfurter Glocke zu verwandeln, den Zweck haben, unentgeltlich die Straßen zu kehren. Statt der Handhabe dieser Glocke springt aus der Krone derselben die eingeschnürte Taille hervor, möglichst fingerdünn und aus dieser die nackte Büste mit mehr oder weniger Fülle oder Magerkeit, Schwanenweiße oder Lederfarbe der Carnation.

Solche Reize, durch eine geschickte Scheere und

Nadel zu vermitteln, das war Emma's Geschäft und ihre anerkannte Kunstfertigkeit in diesem Fach hatte ihr zahlreiche und angesehene Kunden zugeführt, und gewährte ihrem rastlosen Fleiß einen Ertrag, der nicht wenig dazu beitrug, ihrem lieben guten Vater die schwere Last, eine so zahlreiche Familie in dem theuern Berlin zu erhalten, mittragen zu helfen und nebenbei ihren geliebten Bruder Edmund in seinen fleißigen Schulstudien durch Anschaffung von Büchern und nothwendigen Kleidungsstücken wesentlich zu unterstützen.

Daß eine solche Schwester und Tochter mit ihrem liebevollen Herzen einen Christabend nicht vorübergehen lassen würde, ohne ihren lieben Eltern und Geschwistern noch eine besondere Freude und Ueberraschung im Geheim zu bereiten, ließ sich wohl voraussehen.

Jetzt benutzte das liebliche achtzehnjährige Mädchen, dem selbst die stets sitzende Lebensweise und angreifende Näharbeiten die feste Gesundheit, die Fülle ihrer feinen Körperform und die frische Farbe ihrer mehr einnehmenden als schönen Gesichtszüge nicht hatte rauben können, die Abwesenheit ihrer Eltern und ihres Bruders auf dem Weihnachtsmarkt, um für diese, wie man es in Berlin nennt, Weihnachten aufzubauen.

Das war ein Anblick, so recht erfrischend für Herz und Seele, wenn man die freundliche Geschäftigkeit dieses jungen Mädchens sah, wie sie ein Stückchen

nacheinander aus dem untersten Schubfach ihrer geschweiften nußbaumnen Kommode von alterthümlicher Form nahm und dann noch einmal genau mit einem gewissen Behagen betrachtete, denn es war ja Alles das Werk ihrer kunstfertigen Hände und nächtlichen Arbeit, wozu sie in den letzten Wochen vor Weihnachten nach kurzem Schlaf um 12 Uhr Nachts, wenn Eltern und Geschwister im tiefsten Gottesfrieden schlummerten, aufgestanden war. Dann hatte sie die kleine Seidler'sche Lampe mit dem grünen Schirm angezündet und war selbst so sorgsam gewesen, für ihr eigenes Geld Oel zu kaufen, damit Mütterchen nicht schelten solle über den allzuvielen Oelverbrauch. So ging sie denn an diese ihre liebste heimliche Arbeit und nähte und stickte rastlos fleißig bis gegen sechs Uhr Morgens; dann legte sie sich noch ein Stündchen nieder und mußte um sieben Uhr schon aus gesundem festen Schlaf von der Mutter geweckt werden, denn es war nun ihre Aufgabe, erst den Kaffee zu kochen, dann das Haar zu ordnen und sich einfach, aber geschmackvoll anzukleiden; denn um acht Uhr mußte sie schon wieder an ihr Geschäft gehen — in recht vornehmen Häusern, wo man es liebt, aus dem schönsten Theil des Tages, der goldnen Morgenstunde, Nacht zu machen, um neun Uhr.

Große Reichthümer hatte sie freilich an ihre Geschenke nicht anwenden können; aber ihr Hauptwerth

bestand in der Arbeit, denn aus dem geringsten Stoff wußte Emma irgend eine geschmackvolle Kleinigkeit anzufertigen.

Das Tüllhäubchen für Mütterchen, mit dem einfachen Lilabändchen, aber der reichen Spitzengarnitur, die mit täuschender Nachahmung der ächten von ihr im feinsten Zwirn gehäkelt waren, mit dem von ihr selbst mit illusorischer Naturwahrheit angefertigten Blumenbouquet, man kann nichts Reizenderes und zugleich für eine alte Frau Einfacheres und Kleidsameres sehen. Ein gestickter Tüllkragen dazu, ein Paar feine gestrickte Handschuhe, ein warmes, gehäkeltes Wolltuch, das war wohl reich genug, um mit Liebe gegeben, mit Liebe empfangen, Herz-Mütterchen zu erfreuen.

Und für den Vater hatte sie ein Hauskäppel und einen die Nase wärmenden Shawl gehäkelt, wobei besonders die einfache und geschmackvolle Zusammenstellung der Farben gelungen war. Für die kleinen Brüder hatte sie Fausthandschuhe, für jede der kleinen Schwestern eine den Hals wärmende Boa gestrickt. Aber für ihren Liebling, Edmund, war der Rest einer ganzjährigen Ersparniß angewendet; sie hatte ihm, was er so lange Jahre vergebens gewünscht hatte, eine sauber eingebundene gute Ausgabe von Scheller's großem lateinischen Lexikon gekauft, und damit er doch auch

etwas von ihrer Hände Arbeit haben möge, dazu eine sehr hübsche Geldbörse gehäkelt, wahrscheinlich um die Gelder aufzubewahren, die er nicht besaß.

Das Alles ordnete sie in dem stillen freundlichen Stübchen auf dem weiß gedeckten Tisch, stellte ein Paar Blumentöpfe, ein Myrthenbäumchen und eine im Winter getriebene Hyacinthe dabei, die sie von einer ihrer Kunden, der Tochter eines reichen Handelsgärtners, auf ihre bescheidene Aeußerung, daß sie sehr glücklich sein würde, wenn sie ihrer Mutter zum Weihnachten ein Paar Blumenstöcke schenken könnte, erhalten hatte; und schnitt nun einen erkauften Wachsstock in kurze Enden, womit sie eine alle Jahre dazu dienende Pyramide besteckte.

Die Kinder waren in die Kammer gesperrt und konnten kaum den Weihnachtsmann mit seinen hellglänzenden Christgaben erwarten. Ueber diese Erwartung aber waren sie am Ende glücklich eingeschlafen.

Jetzt war Emma fertig bis auf das Anzünden der Weihnachtslichter. Sie horchte bald aus dem Fenster in den dunkeln Hof hinunter, bald auf den kleinen Vorplatz, die enge Treppe hinab.

Endlich war ihre Geduld fast erschöpft; da hörte sie das eigenthümliche Räuspern ihres Vaters und das nie ruhende Plaudern ihrer Mutter; sie zündete jetzt schnell die Lichterchen an, weckte die Kinder mit zärt-

lichen Küssen und ermahnte sie, ruhig und hübsch artig zu sein, bis der Weihnachtsmann klingle, der jetzt schon im großen Bärenpelz mit einem Sack voll unartiger Kinder und einigen Spielsachen angekommen sei und auskrame; und Fritzchen, Bärbchen, Adolph, Julius und Christchen regten sich nicht und rissen schon vorläufig die fast noch verschlafenen Aeuglein auf, um alle die Herrlichkeiten zu schauen.

Und mit klopfendem Herzen kehrte Emma in die jetzt erleuchtete Familienstube zurück, trat dann mit der grünen Lampe hinaus auf den Flur und leuchtete zu dem mühsamen Treppaufsteigen der beiden guten Alten.

„Aber wo ist denn Edmund? er wollte Euch ja aufsuchen auf dem Weihnachtsmarkt — und nun nicht da?“ fragte Emma, als sie die Heraufkommenden übersah, und ihre anmuthigen Gesichtszüge konnten einen leichten Schatten von Unmuth über getäuschte Erwartung nicht unterdrücken.

Diese Frage drückte den beiden guten Alten fast das Herz ab. Sie sahen sich einander bedenklich an; aber das war nothwendig, um sich gegenseitig zu kräftigen, die vorher verabredete Unwahrheit: „er wird bald hier sein, er hat nur noch etwas zu besorgen“, an den Tag zu bringen. Es wollte ihnen nicht über das Herz gehen, ihrer lieben Emma, die immer eine kleine Freude für ihre Eltern bei der Hand hatte,

so plötzlich Kummer machen zu müssen. Erst nach und nach sollte sie darauf vorbereitet werden.

„Aber mein Gott", sprach das junge Mädchen nicht ohne Verlegenheit, „hier ist es kalt und zugig; ich kann Euch unmöglich auf dem Flur stehen lassen und doch ist die ganze Freude verloren, wenn unser herziger Edmund nicht dabei ist".

„Ja wohl verloren!" seufzte die Mutter mit halblauter Stimme, die kaum noch in ihrem ungeheuern Schmerz an sich zu halten vermochte; „aber laß uns nur eintreten; der Edmund ist kein Kind mehr, er wird sich gewiß ebenso freuen, wenn er, was Du ihm etwa schenken willst, auch später . . . ."

Da versagte ihr der Schmerz die Stimme, und der Vater ergänzte eintönig: „post festum empfängt".

„Aber wie kommt Ihr mir vor, Ihr Beide! das sind keine glückliche Weihnachtsgesichter" und damit küßte sie die eben Heraufgekommenen und fühlte deren Thränen auf ihren Wangen. „Um Gott — was ist vorgefallen? — Thränen — Schmerz — Vater, Mutter! ich beschwöre Euch . . . ."

„Es hat nichts auf sich, wird bald abgemacht sein", sprach der geheime Canzlist, der sich noch am ersten ermannte, mit einer sichtbar erzwungenen Fassung; „kommt nur, kommt nur"!

Die Mutter aber brach aus: „Wenn Gottes Zorn nicht alle Gensdarmen ausrottet, so giebt es keine Gerechtigkeit mehr im Himmel, noch auf Erden.“

In diesem Augenblick hatte der Vater die Stubenthür aufgemacht. Mutter und Tochter folgten und auf den Ruf der Klingel stürzten die Kleinen in die Stube, und ihr Ausruf: Ach! galt zunächst der schönen Erleuchtung. Dann theilte Emma ihre Geschenke aus, und diese wurden von den Kindern mit Jubel, von den Eltern mit Thränen empfangen.

Das liebe Mädchen weinte mit ihnen aus Mitgefühl, noch ohne die Veranlassung ihrer Thränen zu kennen — es war eine Umarmung, eine Ergießung der Herzen — da durchbrach auf Emma's flehende Bitten das Geheimniß alle Schranken der Zurückhaltung und die alte Mutter erzählte mit ihrer gewohnten Redseligkeit das Ereigniß von A bis Z, und der Vater half ein, wo es Noth that zu berichtigen und aufzuklären, und endlich nach einer peinvollen Viertelstunde, in welcher eben durch das langsame und verhaltene Näherrücken der Wahrheit Emma's Angst und Pein sich aufs Höchste steigerte, erfuhr sie denn das Ende vom Liede, daß Edmund um einer Buße von 20 Silbergroschen willen polizeilich verhaftet sei.

Das junge Mädchen hatte durch seinen vielfachen Verkehr unter fremden Leuten und in gebildeten Familien

jene Entschlossenheit und den sichern Takt gewonnen, der uns nicht selten an jungen Mädchen überrascht, die durch ihre Verhältnisse zu einer gewissen Selbstständigkeit des Handelns gelangt sind.

„Ist es nichts weiter?" rief sie aufathmend, „so gehe ich sogleich zum Polizeicommissair des Reviers, und hilft das nicht, auf das Büreau des Polizeipräsidenten, bezahle die 20 Groschen und wenn es auch mehr ist."

„Aber Emma . . . ."! sprachen Vater und Mutter mit bedenklicher Miene.

Emma verstand sie. — „Macht Euch keine Sorgen darüber; meine Kasse ist zwar leer; aber das Geld schaffe ich schon an.

Damit schloß sie das obere Fach ihrer Kommode auf und nahm ein noch neues wollenes Wiener Umschlagetuch heraus, das sie in eine weiße Serviette wickelte und mit Nadeln zusteckte.

„Du wirst doch nicht das schöne Tuch verkaufen wollen", fragte die Mutter, „das Du Dir vom sauer verdienten Lohn den vorigen Sommer erspart und gekauft hast?"

„Warum nicht, Mütterchen? Jetzt ist es Winter, da brauche ich es nicht und wenn es wieder Sommer wird, so bin ich ohne Sorgen. Guten Menschen hilft Gott — und unser Edmund soll doch nicht etwa bis zum Sommer sitzen bleiben?"

„Was wirst Du dafür bekommen? Zwölf Thaler kostet das Tuch und Du wirst vom Trödler kaum vier Thaler dafür bekommen.“

„Und wenn ich auch nur zwei Thaler erhalte, so ist mir doch mein Edmund lieber, um für seine Befreiung nicht solchen Verlust verschmerzen zu können.“

„Besser wäre es, wir feierten keine Weihnachten“, sprach der Vater, „verkaufen wir lieber alle Weihnachtsgeschenke.“

„Meiner Hände Arbeit?“ fragte Emma und in jedem Wort lag ein Vorwurf, den sie durch den weichsten Ton der Stimme zu mildern suchte.

„Nein, nein, liebes Herz, beruhige Dich“, versetzte der gute Alte; „es war unüberlegt von mir gesprochen, lieber versetze ich meinen Ueberzieher — mein Hemde, wenn es sein muß — bis zum Ersten, und dann bekomm' ich ja wieder Geld, den Verdienst vom ganzen Monat. — Der Himmel wird mich bis dahin nicht erfrieren lassen, denn die Liebe meiner guten Kinder hält mir das Herzblut warm.“

„Nie, mein Vater, werde ich es zugeben, daß Du Dir in Deinem Alter etwas von Deiner Pflege entziehst. — Es bleibt dabei, ich gehe“, sprach sie mit dem anmuthigen Trotz, der keinen Widerspruch duldete, hing ihren Mantel um, setzte das schwarze Sammethütchen mit Schleier auf, nahm ihren kleinen Muff in die

Hand, das Päckchen unter den Arm, und forderte den zehnjährigen Fritz auf, sie zu begleiten. Der Junge war natürlich gern dazu bereit; vergebens bot sich der alte Herr an, ihre Begleitung zu übernehmen — so ein Junge sei kein Schutz und dem Vater stehe es ja doch am besten zu, für seinen Sohn das Wort zu nehmen.

„Auf keinen Fall, Papa", protestirte Emma, „Du hast Dich heute Abend schon müde genug gelaufen, und die Hauptsache bleibt immer hier, rasch zu handeln; mich aber und Fritzchen treibt der Sporn der Liebe, und junge Beine machen uns zu Wettrennern. — Adieu, Papa! adieu, Mama!" und dabei küßte sie Beide; „bauet indeß nur immerhin den Weihnachtsbaum auf, den Mütterchen da so ganz still und traurig bei Seite gestellt hat. In einer Stunde sind wir wieder hier und bringen Edmund mit, adieu, adieu!"

Indeß hatte die Mutter ihren kleinen Liebling, der nur eine Knabenjacke ohne Ueberzieher besaß, in ein altes Umschlagetuch eingehüllt wie eine Mumie bis über beide Ohren, küßte den Jungen und leuchtete ihnen dann mit tausend Glück- und Segenswünschen, die sie mehr halblaut dachte als sprach, die Treppe hinunter.

Darauf schickte sie die andern Kinder zu Bett, um für den andern Morgen mit seiner lieben runden Alt-

schere, wie er seine Gattin in zärtlichen Anwandlungen nannte, den Weihnachtsbaum auszuschmücken.

Es war acht Uhr Abends, als Emma und Fritz fortgingen. Die erste Stunde des Harrens verlief noch so leidlich in liebevoller Geschäftigkeit.

Aber auch die zweite Stunde verlief und sie kehrten nicht zurück; die dritte und vierte, fast die ganze Nacht, ebenso trostlos.

3.

Spät noch um Mitternacht ging der alte Mann mit dem dünnen weißen Haar und hochstehenden Rockkragen auf die Straße, um seine Kinder zu suchen; aber die Kälte der Nacht, die Aufregung und wohl selbst die Nüchternheit des Magens, denn an Essen und Trinken war bei so schmerzlichen Ereignissen nicht zu denken gewesen, hatte ihm sein altes Uebel zugezogen, eine Eingenommenheit des Kopfes, die nahe an Schlagfluß grenzte und sich bis zur Schlafsucht steigerte.

Er konnte sich auf seinen dünnen alten Beinchen nicht mehr erhalten, und setzte sich auf die Stufen eines Palastes, aus dessen glänzend erleuchteter Beletage rauschende Tanzmusik schallte.

So nahe grenzen im menschlichen Leben die schärfsten Gegensätze aneinander.

Der geheime Canzlist Redlich war auf den Stufen des Hotels des russischen Gesandten in einen betäubenden Schlummer gesunken, und da war es noch ein Glück, daß die Nachtwächter den alten Trunkenbold, wofür sie ihn hielten, in die Wache schleppten, und dort auf der Holzpritsche mochte er unter Tabaksqualm und Branntweinsdunst seinen Rausch ausschlafen, den der arme nüchterne Mann in seinem ganzen Leben nicht gehabt hatte. — Als er erwachte, wurde er in das Polizeigefängniß geschickt.

Auch er war bis ein Uhr Nachts noch nicht nach Hause gekommen.

Madame Redlich raufte sich eine Handvoll Haare aus und erfüllte das ganze Haus mit ihrem Geschrei, und die Kinder weinten mit, bis endlich gutherzige Hausgenossen dem Nachtwächter zwei Groschen Courant gaben, damit er dem unsinnigen Weibe ankündige, bei Gefängnißstrafe sogleich ihr Zetergeschrei einzustellen, mit Androhung sofortiger Verhaftung wegen Ruhestörung.

Das war denn der Weihnachtsabend 1846, den die Familie Redlich mit Hülfe der Wächter allgemeiner Wohlfahrt, der Polizei, noch nie so schön gefeiert hatte.

4.

Emma war mit ihrem kleinen Bruder zunächst in den offenen Laden eines Trödlers getreten. Sie hatte

nicht die entfernteste Ahnung davon, daß die freundliche manierliche Frau, welche sie dort bei dem schwachen Lichte einer Hängelampe in dem mit alten Kleidern und mancherlei Geräth fast überfüllten Raume empfing, nebenbei im kleinen Hinterzimmer und einem Oberstübchen auch noch andere, minder harmlose Geschäfte trieb, wovon Kuppelei und Diebeshehlerei keineswegs zu den unschuldigsten Erwerbsquellen gehörten.

Wohl aber schien eine wohllöbliche Polizei davon einigermaßen unterrichtet zu sein. Während ein Paar Gensdarmen in der Nähe des Hauses auf dem Trottoir standen und sich anscheinend von unbedeutenden Dingen unterhielten, befand sich ein Mann von mittlerer Größe mit markirten Gesichtszügen im Civilrocke mit einem zugeknöpften Winterüberzieher im Geschäftslocale der Handelsfrau und fragte, nachdem er im Laden Alles durchgemustert hatte, nach Umschlagetüchern, die aber noch gut und neu sein müßten.

Die Trödlerin gerieth in einige Verlegenheit und suchte in einer Kommoden-Schublade nach, woraus sie mehrere Tücher vorlegte, die aber der Mann für zu alt und schlecht erklärte. — Da erwachte in Emma's geängstigter Seele die Hoffnung, jetzt grade ein gutes Geschäft machen zu können, und bescheiden trat sie vor mit der Aeußerung, daß sie vielleicht in diesem Augenblick dienen könne, in=

dem sie ein noch ganz neues Umschlagetuch zu verkaufen habe.

„Das ist ja ganz charmant", sprach der ältliche Herr, indem er das Tuch besah, „wenn Madame hier auf den Handel eingeht, so werde ich den Abnehmer machen und ihr gern einen billigen Profit gönnen. — Ah! da ist ja noch die Etiquette und Preisnummer daran befestigt; ein Beweis, daß das Tuch noch ganz neu ist."

„In der That ich habe es auch noch nicht getragen."

„Ja, ja, mein liebes Kind, man kennt schon solche Kauferei."

Nun zog die Frau mit schlauem Lächeln die engelreine Emma in den Hintergrund, wo noch eine brennende Lampe auf einem Tische stand, und sagte: „Nun liebes Kind, was willst Du haben? machen wir den Handel; aber ich bedinge es mir aus, daß der alte Herr nicht erfährt, was ich dafür bezahle."

„Madame", entgegnete Emma mit einiger Empfindlichkeit, „ich habe Sie noch nicht gedutzt und bitte also . . ."

„Aha, eine sogenannte Vornehme! nun, nun, dann mag es darum sein, bis wir uns näher kennen lernen."

Emma that, als überhörte sie das Verletzende dieser

Aeußerung, und forderte 5 Thaler für das Tuch, das mehr als das Doppelte werth war.

„Potz Flickerment, Mamsell, wo denken Sie hin? — dabei müßte ja eine ehrliche Handelsfrau zu Grunde gehen. Wissen Sie was, Liebe? mein letztes Wort auf Ehre, ich zahle Ihnen zwei Thaler, einen blanken Champagnerthaler, den Sie in der **Villa Colonna** wieder an den Mann bringen können, und da Sie ein hübsches Kind sind und nobel gekleidet gehen, so schaffe ich Ihnen auf Seele und Seligkeit heute Abend noch einen kleinen Nebenverdienst von mindestens 2 Thlrn. — Nun?“ —

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Emma höchst verletzt und nahm ihr Tuch zurück.

„Na — man sachte — nur nicht so mausig machen! — wenn Sie auch von einem weißköpfigen Geheimrath oder knickebeinigen Rentier unterhalten werden, so kennt man das; es reicht selten zu und am Ende verlangt das Herz auch einmal nach einem hübschen Jungen. — Wissen Sie was, Engelchen,“ und mit diesen Worten drängte sie sich schmeichelnd an sie heran und hielt sie fest am Arme, „ich habe da, da im Hinterstübchen zwei feine, schwarzbärtige junge Herren . . . .“

„Kein Wort weiter!“ rief Emma erzürnt und wickelte ihr Tuch zusammen.

Als sie der kleine Fritz bei der Hand gefaßt hatte und nun durch die niedere offene Ladenthür sich entfernen wollte, hielt sie der alte Herr, mit einem ganz andern Gesicht als vorher, bei der Hand fest und sprach sehr ernsthaft: Vorerst bleiben wir noch hier, wir haben noch ein Wort miteinander zu reden.“

Emma erschrak und noch mehr, als sie sah, daß der ältliche Herr einen höchst verdächtig aussehenden Kerl herbeiwinkte, der mit langem zerzausten Haar, einem weißgelben schäbigen Felbelhut, bekleidet mit einem Sackpalletot und auffallend bunt carrirten Hosen, Alles schadhaft und unsauber, bis dahin an den einen Pfosten der offenen Ladenthür gelehnt gestanden hatte, mit dem der ältliche Herr heimlich gesprochen hatte, während Emma sich mit der Trödlerin in der unglücklichen Unterhaltung befand.

Ihr Schreck aber steigerte sich zur entsetzlichen Furcht, als dieser Mensch mit rothgesoffenem Gaunerantlitz, mit unbeschreiblicher Frechheit an sie herantrat, sie von oben bis unten genau betrachtete, dann aber mit einer tiefen heisern Stimme sprach: „Ja, die iß et, Herr Polizeirath, sollen mir gleich 99 Legionen Deibel holen, wenn ick nicht die Wahrheit sage.“

„Und Du kannst es vor Gericht beschwören?“

„Na, nu! Hundert Millionen Schock Eidens in einem Athem, wofür hat man denn die Ehre, Vigilante

einer hochlöblichen Polizei zu sein, wenn man nicht ganz perfect mit Eidens umzugehen wüßte."

„Du hast es gehört!" sprach jetzt barsch der Polizeirath zu dem erblassenden Mädchen, dem alle Augenblicke es wie Anwandlung einer Ohnmacht über die kalte, von Angstschweiß perlende Stirn lief.

„Ach, mein Gott, mein Gott", stöhnte Emma, die keines Worts mehr mächtig war, und der Polizeirath fuhr fort: „Jetzt bekenne augenblicklich, daß Du die Ladendiebin bist, die heute, unter dem Vorwand der Auswahl in dem Eckladen vor der Breitenstraße nach dem Schloßplatz, dieses neue Tuch in die große Manteltasche hat fallen lassen. He!"

„O Gott, nein, nein!"

„Leugne Du nur, versteckte Diebin, man hat auf der Polizei Mittel, die Wahrheit an den Tag zu bringen", und damit machte er das Zeichen des Schlagens.

„Uebrigens nenne Deinen Namen. Wie heißt Du?"

„Emma Redlich, Tochter des geheimen Canzlisten Redlich, Brüderstraße Nr. 43, Hofwohnung, vier Treppen hoch."

„Das kann Jede sagen."

„Aber, mein Gott, ist denn keine Gerechtigkeit mehr auf Erden; so führen Sie mich dorthin, meine Eltern werden mich anerkennen."

„Das wird sich finden“, sprach der Polizeirath im Tone des Nachgebens.

„Die lügt wie gedruckt“, erklärte der Vigilant, „die würde der löblichen Polizei die schönste Nase drehen, führte uns in ein Absteigequartier, und ließe sich bezeugen, was sie wollte.“

„Indeß, mir scheint denn doch das Mädchen ganz rechtlich auszusehen.“

„Na, verbrenn' sich der Herr Polizeirath nur nicht die feine Polizeinase. Mit Erlaubniß; aber ich kenne diese Person ganz genau, und war Augenzeuge...“

„Rede!“

„Herr Polizeirath“, sprach der Vigilant weiter, mit dem Aplomb einer gewissen Amtswürde, die er jetzt zu bekleiden wähnte, „so wahr ich die Ehre habe, Fabian Greif zu heißen, bisweilen auch anders, so frage ich diese ledige Frauensperson auf Pflicht und Gewissen: Na, Ricke, Du weest doch, wir kennen uns, alle Donner, wenn die Brandenburger Zuchthausmauern reden wollten, Herrjeh! det war een Plaisirvergnügen.“

„Herr Polizeirath“, erklärte Emma mit der Entrüstung der beleidigten Unschuld, „wenn eine rechtliche Beamtentochter von einem solchen Zuchthäusler in Gegenwart der Polizei insultirt werden darf, so ist die Polizei kein Schutz, sondern ein Unglück für den Staat.“

„Hüte Deine Junge, daß man Dich nicht noch

wegen unehrerbietiger Aeußerungen über Staat und Behörden zu zehn Jahre Zuchthausstrafe verurtheilt."

„Rieke, ziere Dir man nich! Du weeßt doch, ehe Dir die fetten Kobers *) so vornehm und neumodig gemacht haben, wie oft wir uns in Nr. trente und six hinter der Königsmauer gesprochen haben?"

„Herr Polizeirath, ich beschwöre Sie im Namen der Menschlichkeit, können Sie mich nicht freilassen, so schützen Sie mich in irgend einem Gefängniß vor solcher empörenden Frechheit eines rohen Menschen."

„Du hast also mit eigenen Augen gesehen, Fabian . . . .?"

„Na, warum denn nicht, hochwohlgeborne Polizei; stand ich doch vor dem Ladenfenster und beguckte mir die schönen Damenkleiderstoffe, und dachte dabei: Hui, darin werden Taschen angebracht und in diesen giebt es gespickte Börsen, wer da so einen Griff hinein thun könnte, ohne sich die Finger zu verbrennen, der könnte glücklich werden Zeitlebens; da bemerkte ich denn die Rieke, wie sie in den Laden ging. Ich nicke ihr zu, dat Beest dankt mir kaum, so vornehm und hochmüthig war sie geworden. „Willst'e Geschäft machen, Rieke", frage ich und trete ihr dabei aufs Kleid, dat se nicht

*) Ein technischer Ausdruck dieser verworfenen Menschenklasse; bedeutet „reiche Liebhaber". D. V.

fortloofen konnte. „„„Halt's Maul“““, sagte sie. „„„Schon gut!““ sage ich, „„„dat Maul will ick wohl halten; aberst halbpart. Sonst, Du weeßt, ick bin Staatsdiener als Vigilant. Und uf Ehre und Gewissen...““ da nickt sie mir zu: „„„Na, meinetwegen halbpart, Fabian,““ spricht sie, „„„aber reenen Mund gehalten.““ Ick lege die Finger aufs Maul und trete herunter von ihrem seidenen Gassenfegerkleide. Da sehe ick denn ganz natürlich mit beden Oogen, wie sie dit selftige Tuch in die Diebestasche ihres Mantels hineinprakticirt, und davongeht. Ick folge ihr auf dem Fuße; an der Fischerbrücke trete ick an ihr heran und ziehe ein flämisches Gesicht. „„„Na, na, Ricke,““ spreche ich. „„„Ick kann doch dat Tuch nicht halbiren, dann haben ja beide Hälften keinen Werth mehr. Wart hier vor dem Trödlerladen; ick werde hineingehen und et verkofen, dann kriegst Du dat halbe Geld.““ „„„Aber prelle mir nicht!““ Sie hatte mir aber doch geprollen. Dat Haus hatte hinten einen Durchgang; die olle Kunglersche mußte sie kennen und hatte sie zur Hinterthür hinaus prakticirt. Ick aber stehe da Ecke und halte Maulaffen feil, bis ick denn endlich begreife, dat sie mir um meinen Antheil vom Compagniegeschäft bestohlen hat. Herr Polizei! ick denuncire ihr auch noch für meine eigene Rechnung, als meine eigene Diebin, und ick ver-

lange Denuncianten-Gebühren für die Ueberführung dieser dreifachen Verbrecherin."

„Hier, Fabian; jetzt geh, Schurke, und ruf den Gensdarm herein."

„Mich arretiren?" rief das arme Mädchen voll Entsetzen, „o meine unglücklichen Eltern, mein Bruder, den ich aus ungerechter Haft befreien wollte!"

Die Trödlerin, Frau Sara Goldfinger, eine Jüdin, hatte indeß zwei Herren aus einem Hinterzimmer hervorgeführt, die im Hintergrunde unbemerkte Zeugen der letzten Scene waren.

Die Frau hatte mit ihnen geflüstert: „Na, habe ich zu viel gesagt; das ist etwas Extrafeines, wenn der Herr Graf ihre milde Hand aufthun wollten . . ."

„Still, hier Geld!"

Und nun traten beide junge Männer in den Vordergrund; der Eine war eine untersetzte, breitschulterige Figur, mit vollem schwarzen Bart und Brille, mit einem Wort, es war derselbe Radikale, den wir früher unter dem Namen Ajax auf dem Weihnachtsmarkt gesehen haben; der Andere hatte einen starken Schnurr- und Backenbart, der aber nicht unter dem Kinn durchging. Dieser hatte das junge Mädchen durch ein zwischen den Augenwimpern eingeklemmtes Lorgnon mit besonderem Interesse betrachtet. Jetzt trat er vor, und sprach in einem ziemlich hohen Ton und mit jener eleganten und

feinen Tournüre, die man vorzugsweise in einigen alten Adelsfamilien findet.

„Mein Herr Polizeirath," redete er ihn an, während schon die Gensdarmen sich in der Ladenthür zeigten, „was ist der Grund, wenn man fragen darf, der vorhabenden Arrestation dieses jungen Mädchens, das ich als rechtlich und unbescholten kenne."

„O, mein Herr, wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!" sprach Emma im flehend weichen Ton, der unwillkürlich zum Herzen dringt, „ich bin die Tochter des geheimen Canzlist Redlich, wohne Brüderstraße Nr. 43, und ernähre mich und meine Geschwister als Damenschneiderin in vornehmen Häusern."

„Hm, ganz recht, Fräulein Redlich, Damenschneiderin, ich habe sie im Hause meiner Mutter oft gesehen und bezeuge dieses auf Ehrenwort."

„Ich wollte meinen Bruder befreien, der wegen vermeintlichen Rauchens auf dem Weihnachtsmarkt arretirt wurde."

„Ist das Ihr Bruder?" fragte der Andere, der Langbärtige; „ei, den kenne ich ja, ein netter junger Mann. Ich war zugegen bei der Geschichte. Fräulein Redlich, ich biete Ihnen meine Dienste an, den jungen Mann zu befreien."

„Meine Herren, mit welchem Rechte mischen Sie

sich hier in eine Polizeiangelegenheit. Ich bitte um Ihre Namen."

„Nicht mehr wie billig," entgegnete der Bärtige; „ich bin der Doctor Ajax, Herausgeber der Dampfzeitung."

„Mein Herr Doctor, Ihr Zeugniß hat kein Gewicht; Sie stehen schwarz bei der Censur."

„Und Sie, mein Herr?" fragte der Polizeirath den Andern.

„Ich präsentire mich hier als Bürger und Kaufmann."

„Das will gar nichts sagen, mein Herr, der geringste meiner Polizeiagenten hat mehr Fidem, und ein solcher zeugt gegen diese Person. Es bleibt dabei, sie wird als Herumtreiberin und des Ladendiebstahls verdächtig, arretirt."

„Dies wird nicht geschehen, Herr Polizeirath, oder ich garantire Ihnen Amtsentsetzung. Werfen Sie einen Blick auf diese Karte," und mit diesen Worten führte er ihn ein Paar Schritt zurück und sprach mit leiser, gedämpfter Stimme, „respectiren Sie das Incognito eines Gardeoffiziers und königlichen Kammerherrn, Neffen eines Ministers...."

Der Polizeirath nahm schnell und ehrerbietig den Hut ab und sprach ebenso leise: „Herr Graf, die junge Dame steht ganz zu Ihrer Verfügung."

Mit diesen Worten zog er sich unter höflichen Bücklingen mit den Gensdarmen zurück.

Das war damals eine schöne Zeit, wo noch Ansehen der Person und hohe Stellung galt, wo doch wenigstens die Behörden Rücksicht nahmen auf die Wünsche einer hohen Aristokratie, während der unbedeutende Bürger nichts galt gegen die frechen und hinterlistigen Denunciationen eines als Verbrecher schon öfter bestraften Polizeivigilanten.

Der junge Kaufmann Liebreich, unter welchem Incognito es dem hochgebornen Herrn Grafen beliebt hatte, sich dem nichts Arges ahnenden jungen Mädchen vorzustellen, war ein viel zu feiner Welt- und Mädchenkenner, um nicht auf den ersten Blick und nach den ersten, aus der Fülle des Herzens gesprochenen Worten des nur zu leicht ihrem artigen Retter vertrauenden jungen Mädchens zu erkennen, daß sie keineswegs in die elende Classe der Prostituirten gehöre. Aber desto pikanter war für den von allen Lebensgenüssen junger Roués übersättigten Cavalier der Gedanke, eine vorübergehende Liaison mit einer hübschen kleinen Bürgermamsell, die vielleicht noch unschuldig war, anzuknüpfen. „Das wäre famos, auf Ehre“, sprach er vor sich hin und sein Plan war sogleich fertig in seinem Kopfe. „Sie ist charmant, lieber Doctor“, bemerkte er leise seinem Begleiter und strich

mit Behagen den Schnurrbart, „auf Ehre, ich wäre vielleicht darauf capricirt, hier mein Glück zu poussiren, schaffen Sie mir nur den dummen Jungen vom Halse, der sich eben an ihre Hand schmiegt."

In der That war es Fritzchen, der in fast weinerlichem Tone sagte: „Ach, liebe Emma, mir wird so Angst, gehen wir noch nicht nach Hause?"

„Bald, liebes Fritzchen, wir müssen erst noch Bruder Edmund von der Polizei befreien."

„Aber Papa und Mama werden ängstlich sein über unser langes Ausbleiben."

„Du hast Recht, Fritzchen, aber unverrichteter Sache können wir doch nicht zurückkehren; der arme Edmund im Polizeigefängniß, schlaflos, angstvoll, es ist entsetzlich."

„Was wünschen Sie, liebes Fräulein?" redete sie jetzt der junge Mann an, der sich für den Kaufmann Liebreich ausgegeben hatte, „ich biete meine Dienste an, ich kenne die Verhältnisse. Eine junge Dame allein würde so spät Abends nicht einmal mehr vorgelassen werden und dann, wie würden Sie sich exponiren im großen Berlin. Gönnen Sie mir das Glück, Sie begleiten zu dürfen. Sein Sie überzeugt, es ist mehr als ein glücklicher Zufall, der mich hierher geführt hat zu Ihrem Beistande."

Und das sprach er mit einer so arglosen, ehrlichen Miene, daß Andere dadurch getäuscht worden wären, als

ein so unschuldiges harmloses junges Mädchen, das bei seiner stillen Lebensweise bisher nur immer Liebes und Gutes, wenigstens in den gebildeten Ständen gesehen hatte.

Und dabei war er ein sehr hübscher Mann, ein Mann von so feinen bescheidenen Sitten mit einer so anständigen Zurückhaltung und doch so zutraulichem offenen Wesen, daß er zu den Männern gehörte, mit denen man leicht bekannt werden kann. Kein Wunder, wenn Emma's Herz diesem gefälligen Freunde gegenüber etwas schneller anfing zu klopfen und sie die Augen niederschlug, wobei ihr ganz wundersam zu Sinn wurde. Sie nannte dieses so schnell entstandene Gefühl des Wohlgefallens, das sie auch gar nicht zu unterdrücken gedachte, „Dankbarkeit;“ aber, aber, Dankbarkeit in einem achtzehnjährigen jungen Mädchenherzen, einem so hübschen, liebenswürdigen, artigen und gefälligen Helfer in der Noth gegenüber, wenn er ihr auch noch fremd war, gleicht nicht selten dem kleinen Samenkorn, aus welchem der Riesenbaum einer mächtigen Leidenschaft erwachsen kann. — Doch davon hatte das liebe gute Mädchen, das nur an ihre Rettung, an ihren Bruder und ihre Eltern dachte, auch noch nicht die leiseste Ahnung.

In der Befangenheit, die solche Situation mit sich bringt, hatte sie keine Antwort als den schon ziemlich

verbrauchten Gemeinplatz: „Sie sind gar zu gütig, mein Herr!“

Aber schon im nächsten Augenblicke sagte ihr das feinere Gefühl, daß sie seine großen Dienste viel zu kalt aufgenommen hatte, und so gab sie sich denn unbewußt ganz ihren Empfindungen hin und, frei von aller Prüderie, ergriff sie die Hand des Freundes und sprach mit einem Ausdruck von Innigkeit, den keine Worte beschreiben:

„O mein guter Herr, wenn Sie wüßten, wie dankbar Sie mich verpflichtet haben, Sie würden sich selbst freuen, daß Ihnen Gott die Gnade gegeben hat, ein armes hülfloses Mädchen vom gänzlichen Untergang zu retten.“

In demselben Augenblick aber erschrak Emma über ihre eigene Wärme und sie wendete sich an die Trödlerin und sagte: „Wir haben erst noch unser Geschäft abzumachen, Madame, drei Thaler für das Tuch und es ist das Ihrige.“

„Was ist das?“ fragte der Graf, „wozu wollen Sie das Tuch verkaufen?“

„Offen gesagt, um meinen Bruder auszulösen aus der Polizeihaft.“

„Nun dann biete ich Ihnen fünf Thaler, das Tuch ist neu und ich führe diese Waare als Kaufmann auf dem Laden.“

„Ihnen aber, Madame, vergüte ich hiermit den entbehrten Gewinn,“ damit drückte er ihr ein Goldstück in die Hände.“

Emma war glücklich, daß sich der Handel so gut machte, übergab das Tuch und empfing dafür ganz arglos einen Fünf-Thalerschein. Der junge Kaufmann bot ihr nun den Arm, um sie fort zu führen.

„Aber“, sprach er stehen bleibend, „wäre es nicht angemessen, daß mein Freund Ihren kleinen Bruder nach Hause führte, damit Ihre lieben Eltern über Ihr längeres Ausbleiben sich nicht ängstigen, es ist ohnehin schon sehr spät!“

„O mein Gott,“ entgegnete Emma, „das war mein Wunsch, ich habe keine Worte, meine Dankbarkeit für Ihren gütigen Vorschlag auszusprechen.“

Der Doctor Ajax übernahm mit Bereitwilligkeit den Vorschlag und Emma beredete den Knaben, sich vor dem großen Barte nicht zu fürchten und mit dem Herrn zu gehen, der ihn zu Papa und Mama führen würde.

Fritz versprach hübsch artig zu sein und faßte schnell Vertrauen zu dem Herrn mit dem großen Barte, der ihn mit freundlichem Zureden bei der Hand nahm. Emma küßte den kleinen Bruder und dieser ließ sich willig fortführen.

„Soll ich eine Droschke holen?“ fragte derselbe

Gauner, der die arme Emma vorhin so schnöde behandelt hatte.

„Nur geschwind!“

Eine Minute später hielt die Droschke auf dem schmalen Fahrwege vor der niedrigen Colonnade des Mühldammes, worunter sich Laden an Laden befindet, einer immer ärmlicher als der andere. Da meldete der Vigilant mit abgezogenem Hute: „Gnädigster Herr Graf, Ew. Durchlaucht oder vielmehr Ew. Hoheit, denn jetzt ist Alles Hoheit geworden, habe die Ehre zu melden, daß es meinem rastlosen Bemühen mit Lebensgefahr gelungen ist, eine Droschke zu attrapiren, wenn vielleicht Ew. Majestät geneigt wären, ein kleines Biergeld....“

Damit hielt er den abgezogenen vielfach verknitterten gelblichen Hut hin und empfing mit den Worten: „Hier, Schurke, nun pack dich fort!“ ein Achtgroschenstück.

„Danke allerunterthänigst Ew. kaiserliche Hoheit, aber der Fabian Greif, Nummer 65 auf der Vigilantenliste, kennt die Egards in der Bedienung hoher Herrschaften zu gut, um nicht auch die Thür der Droschke zu öffnen.“ Und damit sprang er hinaus auf die Straße, öffnete die Droschkenthür und stellte sich daneben, indem er seinen Hut unter dem Arm, in Form eines Chapeau-bas, zusammenquetschte.

Der junge Kaufmann, den wir Herr Liebreich

nennen wollen, hob Emma in die Droschke und stieg selbst hinein.

Während dem sprach der Vigilant zu Emma: „Allergnädigste Prinzessin halten zu Gnaden, daß ich vorhin, von einer seltsamen Aehnlichkeit geblendet, Ew. Gnaden für die Rieke aus der Bummelgasse gehalten habe. Es war Alles nur Spaß damit und ich bitte huldreichst um Excuse.“

Mit diesen Worten machte er den Wagenschlag zu und hielt abermals dem jungen Herrn die Hand hin mit der Bitte: „Nun, mein Prinz, dieser Dienst verdient noch ein Biergeld.“

„Hab ich dir nicht schon gegeben?“

„Mille pardons, excuse Monseigneur! indeß hier habe ich Lakaiendienst verrichtet und hohe Herrschaften bezahlen ihre Tagediebe von Lakaien besser als die fleißigsten Arbeiter.“

„Du hast Recht, Spitzbube, da hier!“ damit warf ihm Herr Liebreich noch ein Achtgroschenstück zu und befahl: „Droschke, nach dem Polizeibüreau des Reviers vom Schloßplatz.“

Der behelmte Vereins-Droschkier versetzte der knikkebeinigen Droschken-Rosinante ein Dutzend schallende Peitschenhiebe und langsam setzte sich dieses lebende Pferdegerippe in Bewegung, nachdem es wohl noch eine Mi-

nute über die Dringlichkeitsfrage einer solchen Interpellation seiner Ruhe mit schlagenden Gründen belehrt war.

5.

Jetzt müssen wir noch einige Worte über den Entschluß des jungen Mädchens sagen, in dem großen sittenlosen Berlin sich so ganz unbefangen einem ihr eigentlich noch ganz fremden jungen Manne anzuvertrauen.

Emma hatte, wie wir wissen, keine französische Bonnen- und Gouvernanten-Erziehung empfangen. In den einfachsten bürgerlichen Verhältnissen erzogen, Vertrauen gewährend und Vertrauen empfangend, war ihr, gewiß selten bei Berlinerinnen, jene unbefangene Kindlichkeit des Gemüths geblieben, die nicht gleich das Schlimmste denkt, wenn sich ihr ein fremder junger Mann mit einiger Artigkeit nähert. Emma war dreist und sicher in ihrem Benehmen, wie eine Berliner Grisette, aber sie gehörte dieser Classe von Arbeiterinnen an, als eine der reinsten und unschuldigsten ihres Geschlechts. Vor dem Gifthauch der Vergnügungssucht, der Eitelkeit und des Leichtsinnes hatte sie das fast idyllische Familienleben ihres Hauses geschützt. Indem ihr Geschäft sie nöthigte, viel unter fremden Leuten und meistens in gebildeten Familien zu verkehren, hatte sie jene sonst den

jungen Mädchen so lange anhängende Scheu und Blödigkeit verloren, wenn sie auch ganz fremden Personen sich gegenüber befand. Dazu kam ihr klarer Verstand und ihr fester sittenreiner Charakter, der zwar in der Unschuld ihres Herzens die Größe irgend einer unsittlichen Gefahr nicht kannte, aber auch sich bewußt war, Reinheit und Festigkeit genug zu besitzen, um keiner Gefahr dieser Art zu erliegen.

Es war also die Eroberung dieses jungen Mädchens für verwerfliche Zwecke keine leichte Aufgabe. Das erkannte denn auch sehr bald der hochgeborne Mädchenjäger und beschloß mit feinem und richtigem Takt, eine langsamere Belagerung, statt sonst gewohntes Sturmlaufen zu beginnen und vorsichtig seine Approchen anzulegen, um sich erst nur ihr unbegrenztes Vertrauen zu erschmeicheln, ehe er mit seiner Liebeswerbung deutlicher hervorrückte.

Nach Verlauf von etwa zehn Minuten hielten sie vor einem vier Etagen hohen Hause.

Hier wohnte der Polizeicommissair des Reviers.

„Das Büreau wird schon geschlossen sein," sprach Herr Liebreich, wie wir, das Incognito des Herrn Grafen respectirend, ihn nennen werden, bis es ihm beliebt, im Glanz seines hohen Ranges vor uns zu erscheinen. „Sie sollen sich aber nicht bemühen, Fräulein Emma. Hätten Sie vielleicht die Güte, mir das Tuch einen Au=

genblick aufzubewahren und meine Rückkehr hier in der Droschke zu erwarten, so werde ich schon Alles abmachen."

„Wie gütig Sie sind, Herr Liebreich, wie soll ich das wieder gut machen?"

„Indem Sie meinen Namen zu dem Ihrigen machen," entgegnete er doppelsinnig im scherzenden Ton, aber mit einem Blick voll Innigkeit und einem raschen, warmen Händedruck, wodurch seine leicht hingeworfene Aeußerung mehr wie zu sehr für ein so leicht täuschbares Ding, wie ein reines, warmfühlendes Mädchenherz ist, die Farbe eines tief bedeutungsvollen Ernstes empfing. Sie nahm das Tuch wieder zu sich und erwartete im Wagen vor dem Hause seine Rückkehr. Dabei versank sie in ein Glückseligkeitsgefühl, das sie sich selbst nicht klar zu machen wagte.

Aus solchen Träumereien erweckte sie die Rückkehr des jungen Kaufmanns.

„Ach mein Gott," rief sie erschreckend, „Sie wollen gewiß das Geld holen für die Auslösung meines Bruders!" dabei nahm sie aus ihrer Börse den Fünf-Thalerschein hervor.

„Im schlimmsten Fall," entgegnete er lächelnd, „glaube ich noch so viel im Vermögen zu besitzen, um die Auslage machen zu können. Uebrigens" fuhr er ernster fort, ist es sehr unangenehm, daß der Polizei-

commissair noch nicht zurück ist von einem nächtlichen Dienstgeschäft. Man erwartet ihn erst um zwölf Uhr in seiner Wohnung wieder."

„Ja wohl, sehr unangenehm," entgegnete Emma; „so werde ich bis dahin nach Hause gehen, um wenigstens meine Eltern zu beruhigen."

„Die werden durch die Rückkehr Ihres kleinen Bruders schon beruhigt sein und mein Freund wird ihnen bezeugen können, daß Sie sich in guten Händen befinden, so wie denn auch ihm bekannt ist, daß in der Nacht, wo es oft am meisten Noth thut, löbliche Polizei nicht immer zu haben ist. Wollen Sie mir vertrauen, liebe Emma, so führe ich Sie so lange in eine Conditorei, wo wir uns ein wenig von der Kälte der Nacht restauriren können."

„Aber mein Gott, wird sich das schicken?"

„Dem Reinen ist Alles rein, zudem ist es schon spät Abends nach zehn Uhr. Gäste werden nicht mehr dort sein, jedenfalls finden wir immer ein leer stehendes, traulich durchwärmtes Stübchen und trinken ein Glas Punsch, uns zu durchwärmen."

Emma schwieg. Die Idee hatte allerdings etwas Lockendes für die Phantasie eines jungen Mädchens, dessen Erziehung und Verhältnisse wenig geeignet waren, sie zur Sclavin äußerer Anstandsrücksichten zu machen, als das in vornehmen Familien der Fall zu sein pflegt.

Sie antwortete nicht, weder ja noch nein, aber wie willenlos ließ sie sich führen. Nach wenigen Minuten hielt die Droschke vor einer der kleinen Conditoreien, in welchen das Geschäft durch eine Ladenmamsell besorgt wird und nebenbei noch manches Andere, das man nicht auf die Firma zu setzen pflegt.

„Ein Zimmer, Eierpunsch und Backwerk," gebot der junge Kaufmann, indem er das junge Mädchen durch den Laden in ein größeres Seitenzimmer führte, wo noch mehrere Herren mit Zeitungslesen beschäftigt waren.

Dieser Befehl hatte für Emma's Unerfahrenheit nichts Abschreckendes; wohl aber erregten die frechen Blicke der Ladenmamsell, die auf sie selbst spöttisch gerichtet waren und gegen ihren Begleiter fast den Ausdruck eines vertraulichen Einverständnisses anzunehmen schienen, einigermaßen ihr Mißvergnügen. Weniger genirten sie die eine oberflächliche, vorübergehende Neugier verrathenden Blicke der Zeitungsleser, besonders der ältern Herren, die aber solche Scenen schon zu sehr gewohnt gewesen waren, um darauf länger als einen Moment zu achten.

Desto wohler und behaglicher war ihr zu Sinn, als sie in dem hintern kleinen Zimmer an der Seite ihres Freundes auf dem schwellenden Sopha von dunkelbraunem Plüsch Platz genommen hatte. Es war in der That hier ungemein gemüthlich; das Zimmer klein,

die dunkelrothe Velourtapete mit Goldleisten befestigt, ein Querspiegel in Rococo-Goldrahmen über dem Sopha. Das Stübchen hatte nur ein Fenster, das mit gelbseidenen Vorhängen dicht verhangen war. Eine Moderateurlampe mit rundem Ballon von mattgeschliffenem Glase warf ein gedämpftes Licht auf die Beiden, Liebenden dürfen wir wohl sagen, obgleich noch keine Erklärung vorhergegangen war, und ein kleiner Coaksofen verbreitete eine behagliche Wärme im Gemach. Emma legte ihren Mantel und Hut ab, und jetzt erst sah Herr Liebreich ihre feine Taille, die runden Arme mit der feinen weißen Hand und die schwellenden Formen, die im Verein mit dem frischen gesunden reinen Teint, welchen die Kälte noch etwas mehr als gewöhnlich geröthet hatte, mit den großen dunkelbraunen Augen, die im weißen Email der Augäpfel zu schwimmen schienen und ihn so freundlich, unbefangen und herzlich anblickten, so wie mit dem kastanienbraunen Haar, das spiegelglatt, mit einfachem Scheitel und vollen Flechten-Nestchen des Hinterhaares, geordnet, fast einen Goldglanz hatte. Zum Entzücken stand ihr, wie angegossen, das dunkelbraune Tibetkleid, mit der silbernen Armspange, nirgends überladen mit Aufputz, nicht von unnatürlicher Weite und Länge.

Der junge Kaufmann verschlang sie fast mit den Augen und gestand sich selbst, daß er auch nicht in den höchsten Regionen der Gesellschaft jemals in den Salons

und Soireen ein frischeres, lieblicheres und entzückendes Mädchen gesehen habe. Dabei überschlich ihn ein Gefühl von wirklicher Liebe. Alles, was er früher einem hübschen Mädchen gegenüber empfunden hatte, war Sinnentaumel, hier wehte ihn zum ersten Male die Ahnung einer höhern Liebe an. Er wollte diese ihm neue Empfindung wegspotten, aber er vermochte es nicht. Er mußte sich machtlos diesem weit schönern und tiefern Eindruck wenigstens für den Augenblick hingeben, wenn auch ein Charakter wie der seinige nicht dauernd von edlern und rein menschlichen Gefühlen beherrscht werden konnte.

Bald darauf brachte die Ladenmamsell eine Bowle Eierpunsch mit Backwerk.

Wir fühlen, daß unsere liebe Emma wohl einer kleinen Apologie bedarf, wenn sie in solcher Situation von dem ihr eigentlich noch fremden Manne ein Gläschen dieses warmen, verführerischen Getränks annahm und mit einem gewissen Behagen austrank. Schelten wir sie nicht für leicht und leichtsinnig deshalb. Allerdings war damit der böse Schein gegen sie erweckt und diesen mußte schon der erfahrene Mädchenjäger für ein halbes Entgegenkommen halten; aber wir dürfen wohl an die tägliche Erfahrung erinnern, daß nicht selten die Frauenzimmer, die auf das Sorgfältigste jeden schlimmen Schein vermeiden und ihren Ruf hüten, weit weniger

sittenrein und unschuldig sind, als diejenigen, die eben im Bewußtsein der Reinheit ihrer Gesinnungen arglos eine Huldigung für eine harmlose Freundlichkeit annehmen, die nicht bekannt werden dürfte, ohne ihrem Rufe mehr zu schaden, als eine wirklich im Geheimen gewährte Näscherei an Amors süßestem Bisquit.

In einem solchen Fall einer harmlosen, aber zu weit gegangenen Arglosigkeit befand sich Emma an diesem Abend. Der warme Punsch in einer so kalten Nacht war ihr gleichsam ein physisches Bedürfniß und warum sollte sie eine in ihren Augen so unschuldige Erquickung nicht annehmen, aus den Händen eines so bescheidenen und artigen jungen Mannes, der sich durch so große Dienste und noch größere, die er noch verheißen hatte, Anspruch auf ihre Dankbarkeit, ihr Vertrauen und selbst ihre Freundschaft erworben hatte.

Dieser Punsch aber war keineswegs ein so harmloses Getränk, es war ein trefflich bereiteter Eierpunsch, stark mit Vanille gewürzt. Das schäumende Glas duftete so lieblich, wie die feinste Chokolade, Chokolade aber hat längst schon die Berechtigung für weibliche Gaumen erlangt und Emma hatte keinen Grund, Verdacht dagegen zu schöpfen, und den Zusatz von Eiern, welches Frauenzimmer auf der Welt hätte Eier nicht für unschuldig gehalten. Und dennoch giebt es kein liebliche=

res, das ganze Nervensystem, alle Sinne und Geistesheiterkeit mehr aufregendes Getränk als diese Teufelei des Eierpunsches. Kein Wunder, daß Emma sich noch das zweite Glas und dann das dritte von ihrem freundlichen Wirth aufnöthigen ließ, und nun sehen wir sie da an seiner Seite sitzend, das Antlitz glühend, alle Pulse kochend, die schönen Augen in feuchtem Glanze auf den seinigen ruhend, ihre ganze Seele in die seinige versenkt. Und kaum schien sie es zu bemerken, wie der Versucher so schmeichelnd zärtlich ihr näher gerückt war, wie er erst leise, dann mit warmem Druck ihre feine Taille umschlungen hielt. Wie konnte sie auch so etwas beachten? Das ganze Mädchen schwebte ja schon in einer höhern Welt.

Gewiß gehört es auch zu den noch unerforschten Geheimnissen der Natur, daß, wenn zwei Liebende verschiedenen Geschlechts einander so nahe kommen, daß nicht viel fehlt, um das Klopfen der Herzen fühlen zu können, alsdann aus dem Dunstkreis des einen Körpers in den des andern ein magnetisches Fluidum überströmt, welches willenlos den schwächern Organismus den Einflüssen des stärkern preis giebt. Und damit erklärt sich so Manches milder, was im Gebiet des rein Menschlichen geschieht und oft so hart und lieblos verurtheilt wird.

So waren denn Emma's schwellende Lippen, glü-

hend wie Granatblüthen, den seinigen näher gekommen, Worte waren schon lange nicht mehr geredet; wo die Gefühle wogen, da verstummt die Sprache, die ohne Macht ist, wärmer zu reden als Blick und Herzklopfen. Nun aber vermochte der junge Mann nicht länger den Zurückhaltenden zu spielen, stürmisch umschlang er das glühende junge Mädchen und drückte einen süßen Kuß auf ihre keuschen Lippen.

Das aber war zu viel! Es war eine That, die ihr den Abgrund zeigte, an dem sie schwebte; augenblicklich war ihr Rausch verflogen, entrüstet rang sie sich los von ihm und mit Thränen im Auge sagte sie: „O mein Herr, womit habe ich das verdient, daß sie mein Vertrauen so entsetzlich täuschten. Ich sehe ein, daß ich darin zu weit gegangen war, daß ich mich in Ihnen irrte; erlauben Sie, daß ich mich entferne.“ Damit stand sie auf, um nach Hut und Mantel zu greifen.

Der junge Mann aber erkannte augenblicklich, daß auch er zu weit gegangen war; daß er hier kein gewöhnliches Mädchen vor sich habe, sondern eine so reine Probe schöner Weiblichkeit, daß es wohl der Mühe lohne, mit der äußersten Vorsicht um ihre Gunst zu werben.

Er hielt ihre kleine liebe Hand fest und zog die Weinende, mit den zärtlichsten Bitten, ihm die Ueber-

eilung einer Leidenschaft, die er nicht mehr zu beherrschen vermöge, nur dieses eine Mal zu verzeihen, wieder zum Sitzen nieder; schwur den theuersten Eid, daß er lieber untergehen wolle in verzehrender Gluth, als jemals sich wieder so vergessen.

Was ist versöhnlicher, als ein liebendes Mädchenherz, was ist vertrauender, als eine Seele, die liebt?

6.

Emma saß wieder an seiner Seite, aber sie hielt ihn fern. Ihre Augen hatten jetzt einen andern Glanz, es waren Thränen; sie strahlten nicht mehr liebend in seinen Blicken, denn ihre langen seidenen Wimpern waren gesenkt und die Gluth ihrer Wangen war einer Blässe des Schreckens gewichen; ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe.

Herr Liebreich, dadurch nicht wenig betroffen, legte jetzt vorsichtig eine neue Mine an.

„Sind Sie mir böse, Emma?“ fragte er, „daß ich im Scherz eine Anspielung auf meinen Namen nannte, und den Wunsch äußerte, daß Sie selbst sich denselben aneignen möchten?“

„Ich habe es gleich für nichts weiter gehalten, als für einen Scherz, ein Wortspiel und finde nur in Ihrer eigenen Aeußerung die Bestätigung davon.“

„Aber es liegt im Scherz oft ein tiefer Ernst und das war hier der Fall. Wollen Sie wissen, welcher Wunsch dabei im Hintergrunde meines Herzens sich angesiedelt hatte?“

„Ich bin nicht neugierig, besonders in Dingen, die mich nichts angehen.“

„Dieser Wunsch aber geht Sie sehr viel an, mein süßes, himmlisches Mädchen .....“

„Mein Herr! .....“

„O, um Gottes Barmherzigkeit willen, Emma, geliebte Emma, nicht diesen Ton kalter Zurückhaltung, der mich zu Tode martern würde, während ein tiefes heiliges Gefühl mich drängt, den Wunsch auszusprechen, daß Sie die Meinige werden wollen; werden Sie meine Gattin, Emma, tragen Sie meinen Namen „Liebreich“ vor der Welt und im Herzen und Sie werden zwei Glückliche machen, mich, und ich schwöre es Ihnen zu, auch Sie.“

Wenn eine solche Sprache nicht Glauben findet, was soll dann noch Glauben finden in der Tiefe des weiblichen Lebens?

Noch aber war in ihrer Seele eine leise warnende Stimme. Der geraubte Kuß hatte sie eingeschüchtert. Ihre Vernunft sagte ihr, er ist dir ja noch fremd, du kennst ihn nicht und wie sehr auch ihr Herz sie hinzog,

sich dem innigst geliebten Mann vertrauungsvoll an die Brust zu werfen, so vermochte sie es doch über sich selbst, ihm leise und mit fast athemloser Stimme zu sagen: „Reden Sie mit meinen Eltern, wenn diese unsere Verbindung segnen, so wird es uns auch an Gottes Segen nicht fehlen.“

„Darf ich in diesen Worten die Zustimmung Ihres Herzens lesen?“

„Würde ich sie sonst gesprochen haben.“

„O meine süße himmlische Emma, dann sind Sie ja vor Gott schon meine Braut. Dann haben wir ja Beide ein schönes Anrecht, durch das heilige Siegel der vereinigten Lippen diesen sittlichen Bund unserer Herzen und Hände zu weihen.“

Damit machte er aufs Neue den zärtlichen Versuch, sie zu küssen.

„Noch zu früh!“ entgegnete Emma, indem sie ihn mit Ernst zurückwies. „Meine Eltern werden entscheiden, ob die Verhältnisse, die im Leben oft ein so bedeutendes Wort dazu sprechen, von der Art sind, daß ich mich ewig binden darf.“

„Sie lieben mich nicht, Emma, wer noch auf Vernunftgründe hört, versteht nicht zu lieben.“

„Eben um im Taumel der Leidenschaft die Stimme der Vernunft nicht zu überhören, zwinge ich

mich, das Gefühl der Liebe meinem Herzen fern zu halten, bis es ein berechtigtes ist."

„Ein kleiner Teufel von Sittsamkeit und Tugend", dachte er im Stillen und dann fuhr er fort:

„So werde ich denn alle Formen erfüllen, um eine solenne Verlobung à la deutscher Michel zu Stande zu bringen. Morgen um zehn Uhr werde ich im Sonntagsrock mit Schuhen und seidenen Strümpfen, einen mächtigen Blumenstrauß vor der Brust, und das parfümirte weißleinene Taschentuch nebst silberner Schnupftabaksdose in der Hand haltend, vor Papa und Mama nebst Töchterchen, das vor Verlegenheit am Schürzchen zupfend, gesenkten Hauptes hinter ihren Sesseln steht, hintreten und in Gegenwart von Chokolade trinkenden Basen mit spitzen Nasen und hölzernen Vettern also reden: „Verehrungswürdiger Herr Geheimer-Ober-Canzlist, ehrwürdige Frau Geheime 2c., indem ich allhier auf Freiers-Füßen erscheine, muß ich damit beginnen, Ew. Wohlgeb. gehorsamst anzuzeigen, wasmaßen ich allhier in königlicher Residenz Berlin Hauseigenthümer, Bürger und Kaufmann bin, auch sonstiges Vermögen habe. Um solches zu bewahrheiten, erlaube ich mir hiebei vorzulegen: primo einen Hypothekenschein über meinen schuldenfreien Grundbesitz und dessen Taxwerth zu 60000 Thlr.; ferner pro secundo, meinen Bürgerbrief; pro tertio eine Versicherungspolice meines Waarenlagers auf

20,000 Thlr.; pro quarto ein polizeiliches Attest über meine gute Führung; pro quinto einige Dutzend Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn-Actien, die sicher wieder al pari zu stehen kommen werden, sobald die projectirte Eisenbahn nach dem Monde zum erfreulichen Anschluß fertig sein wird. Würden nun, fahre ich dann fort, Wohldieselben aus sothanen Documenten genügende Ueberzeugung schöpfen, daß meine geringe Wenigkeit hinreichend qualificirt sei, um einen würdigen Freier abzugeben, so gebe ich mir hiermit die Ehre, um Herz und Hand von Wohlderoselben Demoiselle Tochter zu bitten; solches auch demnächst bei Empfang des Jaworts und obligaten Segens fußfällig zu repetiren; dann coram clerico die Verlobung und nach diesem unter Gottes Segen die Hochzeit zu celebriren.“ — „Nun, was sagt meine süße Emma zu einer so rührenden, ächt spießbürgerlichen Scene, wird sie dann die Meine werden und wenn Papa mich Sonntags zu Tische einladen sollte, was der Anstand erfordert, mich mit Brühsuppe und Klößen, Erbsen mit Sauerkohl und Schweineohren bewirthen, oder wird sie auf alle diese Ceremonien Verzicht leistend in meine Arme sinkend sprechen: „Dieses Bocksbeutels bedarf es nicht und würfe das Jawort mir ins Gesicht.“

Diese ironische Rede, womit eigentlich der junge Mann seine eigene erwachende ernstlichere Leidenschaft für

das liebenswürdige, engelreine, junge Mädchen hatte hinwegspötteln wollen, war wohl geeignet, das feinere Gefühl der Jungfrau auf das Tiefste zu verletzen. Sie hatte schweigend zugehört. Mit gesenktem Kopf und thränenden Augen war ihr die Ahnung aufgegangen, daß dieser Mann, der es vermochte, den heiligsten Moment des Lebens, die Dahingabe des ganzen Lebensglücks an einen geliebten Mann, das weihende Jawort, den ersten bräutlichen Verlobungskuß, den Segen tief gerührter Eltern, so heillos zu verspotten, — mit dem Herzen betrogen sein müsse, und dann, was sollten ihr denn seine Reichthümer, dann würde sie, das fühlte sie lebhaft, mit dem Ringe des mindestens leichtsinnigen und herzlosen Mannes, das erste Glied einer Kette maßlosen, lebenslänglichen Elends an ihre Hand geknüpft haben.

Diesem Gefühl, das wie ihr klarer Verstand und reiner Sinn erkannte, erst durchgekämpft werden mußte und sei es bis zur ewigen Trennung, vermochte sie jetzt nicht Worte zu geben. Sie stand auf und sprach im kalten ruhigen Ton: „Aber es wird Zeit sein, meinen Bruder aus seiner Gefangenschaft zu erlösen.“

Herr Liebreich erkannte sogleich, daß er zu weit gegangen war, indem er sich von einer aristokratischen Laune, die im blasirten Uebermuth so gern über alles Bürgerliche spottet, zu weit hatte hinreißen lassen. Aber er war zu stolz, sie deshalb um Verzeihung zu bitten, oder

nur den Scherz mit der Wirkung der Punschbowle zu entschuldigen.

Na, dachte er bei sich selbst, die bürgerliche Creatur wird sich am Ende in diesen Ton der Noblesse schon finden müssen, bis dahin freilich werden wir den sentimentalen Heirathscandidaten aus der Philisterwelt spielen müssen.

Er stand auf, hing schweigend Emma den Mantel um, zog seinen russischen Pelz-Palletot an und bot ihr seinen Arm. Er versuchte es, durch Schweigen den Beleidigten zu spielen, weil er aus Erfahrung wußte, daß junge Mädchen die versöhnlichsten Wesen auf der Welt sind, wenn man sie nur dahin bringen kann, zu erkennen, daß sie den Mann, den sie lieben, gleich viel ob mit Recht oder Unrecht, tief verletzt haben.

Nachdem Herr Liebreich die Collation in der Conditorei bezahlt hatte, stieg er mit Emma abermals in eine Droschke und fuhr mit ihr nach dem Polizeicommissair, der jetzt ja zu Hause sein mußte.

Die Nachtwächter pfiffen ein Uhr. Einige Glockenthürme nahe und fern gaben dieselbe Stunde an. Die Gaslampen brannten noch hell auf den fast menschenleeren Straßen; und die Räder der von Bällen und Soireen zurückkehrenden Equipagen pfiffen auf dem hartgefrornen Schnee.

Noch hatte Emma kein Wort gesprochen; denn ne-

ben dem schweigenden Nachbar gab sie ihren raisonnirenden Mädchengedanken eine kleine Privataudienz.

„Es ist wahr," sprach sie bei sich selbst, „er mag leichtsinnig sein, aber er ist noch jung und kann sich an der Hand einer klugen Frau noch bessern. Und wenn sein Spott über die gewiß jedem Mädchenherzen heilige Verlobungsscene etwas herzlos klang, so darf man das einem Berliner nicht besonders übel nehmen, bei dem der Hang zu witzeln und Alles zu bespötteln, jede tiefere Gefühlsäußerung unterdrückt. Und ohne Witz war es nicht, was er sagte, nur nicht auf meine Verhältnisse passend, nicht einmal die heutige Kleinstädterei richtig persiflirend, sondern nur die aus der Komödie des vorigen Jahrhunderts. Er scheint das kleinbürgerliche Leben nur aus Büchern zu kennen und dann ist es an mir, ihm die reine, gemüthliche Seite desselben aufzuschließen. Und am Ende, beim Licht der Vernunft besehen, was will ich denn mehr? Ein armes Mädchen, dessen ganzer Reichthum eine kunstfertige Nadel ist; das einmal einen alterschwachen Vater oder gar eine hülflos verwittwete Mutter und vier verwaisete kleine Geschwister zu ernähren haben wird, muß es noch für ein großes Glück von Gottes Gnade erkennen, wenn ihr eine solche Partie dargeboten wird, wie diese: Hausbesitzer, Kaufmann, Bürger, vermögend dazu und unbescholten. Und wenn ich ihn nicht liebte, so würde ich gewissenlos, un=

klug und albern handeln, wollte ich ihn zurückweisen, aus vielleicht zu weit gehender Besorgniß, daß sich das Herz nicht zum Herzen finde! — Wo, in welcher Ehe im Leben findet sich wohl solche Harmonie der Seelen? Ist es dem Kaiser Karl V. in seiner Mönchszelle im Kloster Escurial nicht gelungen, nur zwei Uhren übereinstimmend zu reguliren, wie mag das von zwei Menschenseelen verlangt werden können? Und dann geht es selbst in der glücklichsten Ehe wie in der Musik: jede Dissonanz löset sich in Harmonie auf, die um so mehr an Wohlklang gewinnt, je mehr sie durch den vorhergegangenen Mißklang gehoben wird. Und am Ende bin ich auch wohl zu weit gegangen in meiner Empfindlichkeit."

Mit diesen Gedanken legte sie leise ihre Hand auf die seinige und fragte mit unnachahmlichen Tönen der Liebe: „Was fehlt Ihnen, Herr Liebreich, Sie sind so schweigsam!"

„Sie waren es ja auch nach meinem unzeitigen Scherz, liebe Emma, und so wagte ich denn nicht...."

„O mein Gott, bitte, vergeben Sie dem unerfahrnen Mädchen, mein unartiges Maulen, ich glaubte ja wirklich, Sie wollten meine lieben Eltern, meine heiligsten Gefühle verspotten; ich meinte in meiner thörichten Aengstlichkeit: Sie hätten kein Herz für reine, wahre Liebe und da dachte ich, was soll mir eine Liebe ohne Herz!" —

„O Sie Engel an Güte! wie glücklich Sie mich machen? wie sehr Sie mich beschämen? an mir liegt es ja, mich zu entschuldigen und um Nachsicht zu bitten. Ich hatte mir ja, weil ich mit dem Sturmdrange einer glühenden Leidenschaft Ihre besonnene Zurückhaltung nicht reimen konnte, gedacht, daß Sie grade, deren Liebe mich zum glücklichsten Sterblichen gemacht hätte, kein Herz haben für die Liebe und nur aus Rücksichten auf eine gute Partie mir die Anwerbung bei ihren Eltern erlaubt haben.“

„Und sie konnten wirklich mich für so kaltherzig halten?“

„O nein, nein!“ rief er leidenschaftlich und küßte ihre liebe kleine Hand, „es ist ein Unglück in der Liebe, wenn man mißtrauisch ist! Ich schwöre für immer solche störende Gedanken ab, aber dann, liebste Emma, hätte ich noch eine dringende Bitte, die Sie mir gewähren müssen...“

„Wenn es irgendwie möglich ist, reden Sie.“

„Bitte, bitte“, und dabei sah er sie so komisch zärtlich an, daß sie nicht umhin konnte zu lächeln, „sein Sie nicht immer so schauderös vernünftig!“ —

Jetzt wurde das Lächeln des jungen Mädchens ein Lachen.

Das war es, was er beabsichtigt hatte; denn er wußte wohl, daß die Amouretten im Scherzen oft mehr

Blumen brechen, als die tragische Maske der Leidenschaft.

Und Emma entgegnete: „Sie nehmen das Leben so leicht....“

„Immer von der heitersten Seite“, unterbrach er sie.

„Daß,“ fuhr Emma fort, „es fast unmöglich ist, ernst zu bleiben auch in ernster Sache.“

„Und ich frage Sie, liebe Emma, gewährt der trockne Ernst und das daran sich knüpfende tragische Gefühl nur einen Hauch von jener Heiterkeit, die doch das Leben bedarf, um in so schweren Zeiten, auf dornenvoller Bahn das Dasein ertragen zu können?“

„Freilich, ein Scherz zu rechter Zeit ist wohlthuend, selbst für ein krankes Herz.“

„Nun, dann gewähren Sie dem Scherz, was Sie dem Ernst versagten, den Versöhnungskuß.“

Und Emma ließ sich küssen, ohne zu zürnen.

Sie dachte dabei, was ihre selige Tante, ein altes unvermähltes Hausinventar, immer zu äußern pflegte, wenn sie von ihrer Jugendschönheit und ihren damaligen Liebschaften erzählte: „Einen Kuß in Zucht und Ehren kann Niemand wehren!“

Die Droschke hielt und Herr Liebreich war zufrieden mit diesem vorläufig erlangten Erfolge, stieg dann aus und begab sich in das Haus, worin die Wohnung und

das Büreau des Polizeicommissairs dieses Reviers sich befand.

Nach einigen Minuten trat er wieder an die offene Thür der Droschke.

„Verdammt," sprach er, „löbliche Polizei schläft zum Heile der Stadt. Vergebens zog ich die Klingel. Einen Hund hörte ich bellen, aber Menschen rührten sich nicht. Was nun beginnen? Ob ich Feuerlärm schreie, dann muß wohl die löbliche Polizei auf die Beine kommen."

„Treiben Sie keinen Unsinn, bedenken Sie, daß Sie mich selbst exponiren würden, ohne helfen zu können, und dann, wie viel Menschen würden Sie erschrecken."

„O in unserm guten Berlin läßt sich der brave Weißbierphilister durch ein Bischen Feuerlärm nicht aus dem Schlafe stören. Er kennt und achtet das große Gesetz: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" und überläßt alles gemeinsame Unglück dem höchsten Gott und einer hohen Obrigkeit. Aber auf dem Büreau des Polizei=präsidenten werden noch Beamte sein, welche die Nacht=wache haben. Fahren wir dorthin."

Emma war damit zufrieden. Herr Liebreich aber flüsterte dem Droschkier einige Worte zu, die sie nicht verstand. Es war der Befehl, noch eine Stunde in der Stadt herum zu fahren; dann vor dem Polizeipräsidium zu halten.

„Aber in der Nacht? das kostet mehr!"

„Versteht sich, hier sind zwei Thaler.“

Dann stieg er ein, ließ alle Fenster schließen und befand sich mit der lieblichen Emma allein in dem nur durch vorübergleitende Gaslaternen bisweilen unterbrochenen Helldunkel.

Aber Emma in der reinen Jungfräulichkeit ihres ganzen Wesens war wie die Sensitive, bei der leisesten unzarten Berührung zog sie sich in sich selbst zurück. Sie machte sich Vorwürfe darüber, im Scherz dem leidenschaftlichen, aufgeregten jungen Manne schon viel zu viel gewährt zu haben, und als dieser aufs Neue den Versuch wagte, sie zu küssen, wies sie ihn mit einem Ernst und einer Würde der höheren Weiblichkeit, die selbst dem Roué imponirte, in die Grenzen der Bescheidenheit zurück.

„Achten Sie so wenig mein sittliches Gefühl“, sprach sie, so darf ich Ihnen nicht erlauben, bei meinen Eltern um meine Hand zu werben. Ein Mann, der seine Leidenschaften nicht zu beherrschen weiß, wird nie die Bürgschaft für eine glückliche Ehe gewähren können.“

„Sie reden da wie ein Buch über weibliche Erziehung, liebe Emma“, sprach er verletzt.

„In diesem Falle,“ entgegnete sie, „war es das Buch, das stets in meinem Innern aufgeschlagen liegt, woraus ich diese Stelle citirte, das Buch der Sittlichkeit und des gesunden Verstandes.“

„Es ist zum Desperatwerden!“ sprach er vor sich hin, „mit einem solchen Satan von Keuschheit könnte man drei Tage und drei Nächte in einer versiegelten Droschke herumkutschiren und käme um keinen Schritt weiter. — Droschke!“ rief er und klopfte ans Fenster, „auf dem kürzesten Wege nach dem Polizeipräsidium!“

Es dauerte nicht lange, so hielt der Wagen.

Diesmal lud er Emma ein, ihn zu begleiten. Eine Wache von Gensdarmen befand sich im Vorzimmer eines Locals, das mit großen Buchstaben die Aufschrift führte: Polizeipräsidium, und dann mit kleinerer Schrift: „Man wolle eintreten ohne anzuklopfen.“

Liebreich und Emma traten ein. Mehrere Gensdarmen richteten sich schlaftrunken auf von dem alten Eichentisch, worauf sie mit den Köpfen lagen und eingeschlafen waren, in der Eigenschaft als Wächter der öffentlichen Sicherheit.

Pfeifen, ausgebrannte Cigarren, Würfel und Karten lagen umher auf dem Tische, wir wollen hoffen, daß es confiscirte Gegenstände waren, um nicht annehmen zu müssen, daß die löbliche Polizei für sich als erlaubt hielt, was sie an Andern mit Diensteifer verfolgte.

Auf die Frage des Herrn Liebreich, ob er nicht den Herrn Polizeipräsident in einer dringenden Angelegenheit sprechen könne, antwortete ein Gensdarm: „Mein Herr,

haben Sie die Güte mir zu sagen, ob Sie verrückt sind noch um ein Uhr Nachts eine Audienz bei Sr. Excellenz zu verlangen oder ich, daß ich Sie nicht zur Thür hinauswerfe." — „Um ein Uhr Nachts", bemerkte ein Anderer etwas höflicher, „befindet sich eine Excellenz entweder im Bett oder auf einem Souper und Ball, diesmal bei dem russischen Gesandten."

Nun dann wird doch wenigstens ein Polizeisecretair den Dienst haben."

„A la bonne heure, das ist etwas Andres, belieben Sie nur einzutreten."

Ein kleines Männchen hatte den Nachtdienst. In einem Sessel hinter dem warmen Ofen war er eingeschlafen. Von einem Gensdarmen geweckt war das ältliche Männchen, mit der Feder hinterm Ohr und grünem Büreauärmel am rechten Arm, bald munter.

Herr Liebreich brachte sein Anliegen vor und erzählte die Geschichte von Edmund's Verhaftung wegen irrthümlich angeschuldigten Cigarrenrauchens auf der Straße und daß hier dessen Schwester die Absicht habe, die Geldstrafe zu erlegen; dann aber auch dessen augenblickliche Entlassung aus der Polizeihaft erwarte.

Der Polizeisecretair warf sich ein wenig in die Brust, strich sich das glatt rasirte Kinn und sprach: „Hm, hm! die Sache hat keine Eile, morgen wird die Meldung eingehen und bis dahin bleibt die vorläufige

Verhaftung legal. Das Weitere wird sich finden; übrigens, mein Herr, finde ich es, mindestens gesagt, bedeutend unverschämt von Ihnen, wegen einer solchen Bagatellsache die nächtliche Ruhe einer löblichen Polizei zu stören. Adieu!“

„Nicht also, mein Herr Secretarius,“ sprach der junge Mann mit dem vollen Aplomb eines hohen Ranges, „Sie werden augenblicklich die Güte haben, wegen Ihrer unbescheidenen Aeußerung um Verzeihung zu bitten und dem billigen Verlangen dieses jungen Mädchens, dessen Wünsche ich zu den meinigen mache, zu genügen, widrigenfalls beim Diner dem Könige eine lustige Geschichte von dem lächerlich übertriebenen Diensteifer der hiesigen Polizei, von ihrem neuesten Fang auf der Cigarren-Parforce-Jagd erzählt werden wird.“

„Wie, mein Herr! Sie wagen es?....“

„Und mit vollem Rechte. Hier, meine Karte. Schweigen Sie über den Inhalt. Ich erscheine hier als der Kaufmann Liebreich.“

Auch dieser Polizeimann hatte kaum einen Blick auf die gräfliche Visitenkarte geworfen, so war er wie umgewandelt, zog das Hauskäppel vom halb kahlen Kopfe und stand auf, um sich tief zu verneigen.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung“ sprach er. „Wollen der Herr...“

„Liebreich.“

„Ja, ja, Herr Liebreich und das gnädige Fräulein nicht die hohe Gewogenheit haben, Platz zu nehmen?“ Damit deutete er auf ein altes, mit Leder überzogenes Canape und zog die Klingel. Ein Ordonnanz-Gensdarme trat herein.

„Wer hat gegen neun Uhr den Dienst gehabt auf dem Weihnachtsmarkt am Schloß, auf der Station vom Candelaber nach der Brüderstraße?“

„Die Gensdarmen Krause und Schäfer.“

„Sind sie noch hier?“

„Im Vorzimmer.“

„Sollen eintreten.“

Zwei andere Gensdarmen traten ein und erklärten auf Befragen, daß sie einen jungen Menschen mit einer Scheincigarre im Munde, womit er eine löbliche Polizei habe verhöhnen wollen, verhaftet hätten, weil er die Geldbuße nicht habe entrichten können. Auf dem Morgenrapport werde die Sache zur Meldung kommen.

„Dummheiten das,“ zürnte der Polizeisecretair, „augenblicklich loslassen, auf meine Verantwortung.“

Die beiden Gensdarmen sahen sich einander betroffen an und Einer sprach: „Zu Befehl!“ der Andere fügte hinzu: „Sollen wir den Contravenienten hierher führen?“

„Wir wünschen ihn selbst aus der Gefangenschaft zu erlösen, man führe uns in das Polizeigefängniß.“

7.

Wir haben indeß den armen Edmund und dessen Vater ganz aus dem Gesicht verloren.

Die Gensdarmen hatten ihn richtig zur vorläufigen Detention in das Polizeigefängniß der Hausvogtei abgeliefert. Das sollte aber kein Gefängniß heißen, sondern nur ein vorläufiger Aufbewahrungsort für solche Polizeiarrestanten, die demnächst entweder wieder entlassen oder ihrem Richter vorgestellt werden sollten.

Die Polizeigefängnisse in der Hausvogtei würde man viel zu hoch ehren, wenn man sie die „Vorhölle der Verdammten“ nennte; denn das ist eben das Verdammliche dieser dunkeln Moderlöcher, daß sie den Schuldigen wie den Unschuldigen, den Gebildeten wie die roheste Gemeinheit, den Nüchternen wie den viehisch Betrunkenen in sich aufnehmen.

Diese engen, dunkeln Gemächer dienen sämmtlichen Gefangenen, so viel auch in einer Nacht aus einer so so großen Stadt wie Berlin eingebracht werden mögen zum gemeinschaftlichen Aufenthalt. Dort herrscht die vollkommenste Gleichheit vor dem Gesetz. Gleichviel, ob Armuth und das Verbrechen der Besitzlosigkeit die Ursache der Verhaftung ist; gleichviel, ob oder welche

Ueberschreitung der Polizeiordnung oder Willkür hochmüthiger Beamten ihn zur Haft gebracht haben, ob er an das Criminalgericht geliefert oder schon nach einigen Tagen entlassen werden muß: so herrscht doch hier völlige Gleichheit bei einer scheußlich ekelhaften Unsauberkeit. In einem dieser kleinen Gemächer liegen oft mehr als zehn Personen beisammen auf dem Fußboden, und der später Eintretende hat sich wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht auf menschliche Leiber trete, die sich dann mit Fußtritten und wildem Geschrei gegen ihn erheben würden. Höchstens wird ein Holzklotz oder eine Pritsche zur Unterlage gegeben, welches Glück jedoch nur den Wenigsten zu Theil wird. — Eben weil hier weder Untersuchungshaft, noch Gefängnißstrafe verbüßt werden soll, sind für solche Verwahrungsorte der Polizei keine Ausgaben im Budget ausgeworfen und darum sind sie weit scheußlicher, als die eigentlichen Gefängnisse des preußischen Staates.

Diese Höhlen sind meist so voll Ungezeifer, daß der, welcher nur einige Stunden darin sich aufhält, Mühe hat sich davon wieder zu befreien. Dabei herrscht auf den Gängen und in den Gemächern ein pestilentialischer Geruch, vor welchem selbst die Gefängnißwärter bei der Morgeninspection den tiefsten Ekel empfinden.

Nichts schützt dort den gebildeten Mann gegen die Rohheit der tiefsten Gemeinheit. Der stille Seufzer des

Unglücklichen verhallt dort unter dem wilden Lachen vom Auswurf der Menschheit.

In einem dieser schrecklichen Gemächer erblickte man inmitten dieser grotesken Gruppe, nur von einem schwachen Lampenscheine erhellt, zwei Unglückliche, die aneinander geschmiegt kaum ihre Thränen zu überwältigen wissen.

Ein alter Mann mit gelblichem Flausrocke, mit dünnem weißen Haar auf dem zum Theil schon kahlen Scheitel, saß auf dem einzigen Schemel in diesem gräulichen Gemach und ein junger Mensch im schwarzen Sackpalletot stand daneben und hielt den müden Greis umfaßt, indem er ihm Trost und Hoffnung auf Entlassung nach Tagesanbruch zusprach.

Schon hatten sie bis nach ein Uhr unter dem Spott und Hohn ihrer entsetzlichen Mitgefangenen hier gesessen und gestanden, als die Thür sich aufthat und ein Gensdarme, ein Licht in der Hand haltend, hereintrat und rief: „Der Gymnasiast Edmund Redlich, wegen Tabakrauchens, soll entlassen werden!“

Hinter dem Manne des Gesetzes waren aber noch zwei Personen in der offnen Thür stehen geblieben, ein junger Mann und ein junges Mädchen, und im nächsten Augenblick erkannte Emma ihren Bruder Edmund und dann mit freudigem Schreck ihren Vater, den alten Geheimen Canzlist Redlich.

Das war ein Aufschrei, eine Umarmung und Herr Liebreich bedrängte die Tochter mit dem Bruder und dem Vater, diese Höhle polizeilichen Elends möglichst schnell zu verlassen.

Der Polizeisecretair hatte sie auf das Höflichste nach dem Hausvogtei=Gefängnisse begleitet, bald war es auch wegen des alten Mannes zur Verständigung gekommen und als auch dessen Freilassung genehmigt war, stellte Emma ihrem Vater und Bruder ihren gütigen Retter vor, auch aus einer eigenen Gefahr, wie sie später erzählen werde.

Dieser antwortete, daß er sich glücklich fühle im Stande gewesen zu sein, einer so achtbaren Familie einen so kleinen Dienst zu leisten und bat um Erlaubniß, sich um elf Uhr Morgens persönlich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen.

Diese Erlaubniß wurde dem artigen jungen Mann mit den wärmsten Dankbezeugungen zugesagt und Herr Liebreich führte seine drei Geretteten zu der vor dem Eingange noch haltenden Droschke, indem er sie einlud hineinzusteigen und dann selbst auf dem Rücksitz Platz nahm. Der Wagenschlag wurde zugemacht, die Fenster waren aufgezogen und die Droschke setzte sich im langsamen Hundetrapp in Bewegung.

Jetzt hatte Emma weit mehr Muth, als da sie noch mit dem jungen Manne sich allein befand. Sie er=

zählte jetzt mit den wärmsten Farben der Dankbarkeit die Scenen ihrer Rettung, so weit sie sich von einem jungen Mädchen mittheilen ließen und schilderte, wie sich Herr Liebreich überall so männlich und fest benommen habe, und wie er auf diese Polizeimänner zu imponiren gewußt. „Ohne seine menschenfreundliche Hülfe", schloß sie, „säße ich jetzt, wer weiß auf wie lange im Criminalgefängniß und an Euere Befreiung, mein Vater und Bruder, wäre noch lange nicht zu denken gewesen." Und damit reichte sie ihm die Hand, indem sie ihm die seinige drückte und der vorüberfliegende Schein einer Gaslaterne beleuchtete die liebevollen Blicke eines glücklich sich fühlenden jungen Mädchens.

Während Vater und Sohn ihn mit den wärmsten Danksagungen fast überschütteten, zog er ihre Hand an seine Lippen und sprach dann halblaut: „Sie kennen meine Wünsche, liebe Emma. Legen Sie ein gutes Wort für mich ein bei ihren Eltern. Morgen komme ich, mir die Antwort zu holen, die über das Geschick meines Lebens entscheiden wird."

In gewissen Dingen sind die Väter oft schwer von Begriffen, und der junge Mensch war noch viel zu unerfahren, um diese doch ziemlich deutliche Anspielungen zu verstehen, die auch seinem Vater noch böhmische Dörfer blieben.

Der Wagen hielt vor dem Hause, Brüderstraße

Nro. 43 und der Droschkier öffnete den Schlag. Sie stiegen aus.

Während der Nachtwächter, der herbeigerufen war, sich beschäftigte, das Schloß der Hausthür vermittelst seines Schlüsselbundes zu öffnen, wünschte Herr Liebreich der geretteten Familie noch eine gute Nacht und küßte den Sohn und den Vater und reichte dann Emma die Hand, indem er sie beweglich ansah.

„Emma," sprach der junge Mensch in naiver Heiterkeit, „so gewähre ihm doch einen Kuß der Dankbarkeit; Du siehst ja, daß er darum bettelt wie ein aufwartendes Hündchen." Dabei drückte er beide Köpfe gegen einander und fast hätte es Noth gethan, sie wieder zu trennen, denn beinahe eine Minute lang waren ihre Lippen wie aneinander gewachsen.

In Gegenwart ihres Vaters und Bruders hielt sie nicht mehr für Unrecht, was sie ihm unter vier Augen nicht gewährt haben würde.

Bald darauf war die Familie in der Hofwohnung im vierten Stock versammelt. Die Mutter lebte wieder auf von ihrer Angst. Erst vor einer halben Stunde hatte ein bärtiger Mann den kleinen Fritz wieder gebracht. Dieser erzählte ziemlich confus, daß der gute freundliche Herr ihn in einen Conditorladen geführt, wo hübsche Mamsells gewesen seien, mit denen er viel Spaß gemacht habe; dann habe er ihn im kleinen Hinterzim-

mer mit Chokolade gepappt und das habe prächtig geschmeckt; darüber sei er eingeschlafen, und im Schlaf sei er hierher gebracht, er wisse nicht wie. Von Schwester Emma wußte der dumme Junge auch nicht viel mehr zu erzählen, als ein buntes Durcheinander von Gensdarmen, Polizei und Diebesgeschichten, daß seine Mittheilungen wenig geeignet waren, das Mütterchen zu beruhigen.

„Nun, Gott sei Dank," sprach endlich der Vater, „daß Alles so abgelaufen ist. Morgen mehr. Legen wir uns zu Bett."

„Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!"

Bald war alles Licht erloschen und im tiefen Schlummer war aller Noth vergessen.

Nur Emma konnte lange nicht einschlafen.

Sie träumte wachend und schlummernd von ihrem lieben Retter, der, wenn sie das Alles so überdachte, in ihren Augen immer mehr das Ideal eines vollendeten, herrlichen und liebenswürdigen Mannes wurde.

„Und," fragte sie sich selbst, „ob er heute um elf Uhr noch kommen wird? O gewiß, er liebt mich ja."

Armes, liebliches Wesen, wie schön ist Dein Traum, Dein Glaube, Deine Liebe und Deine Hoffnung; wie schwer werden erst Deine Täuschungen sein!

8.

Bei der beschränkten Wohnung, welche die hohen Miethpreise in Berlin den minder wohlhabenden Familien gestatten, sieht man in den meistens nicht sehr räumlichen Wohnstuben in der Regel ein bis zwei schmale Betten stehen, deren egal gelegte Bettstücke mit einer weißen Decke belegt sind. Dann steht dort noch ein Schlafsopha, das Abends auch mit Betten belegt wird, und diese Schlafstellen dienen dann einem Theil der Familie als Ruhestätte, ein anderer Theil schläft in einer kleinen einfenstrigen Kammer, neben der Wohnstube.

An einer Küche, oder selbst einem Kamin fehlt es solchen Wohnungen in der Regel. Das sogenannte Kochgelaß, welches einen Ehrenplatz mit im Miethcontract einnimmt, besteht dann in dem schwarzen Kachelofen, der von innen mit Torf und einigen Holzstücken geheizt wird und dann eine Thür hat, die groß genug ist, um einen Topf in den Ofen zu schieben. Im Winter ist das angenehm, gleichsam zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, d. h. Wärme und Kocherei von einem Feuer zu gewinnen; im Sommer dagegen erträgt man das Bischen Hitze zur Mittagszeit, öffnet die Fenster und geht so ökonomisch mit dem Feuermaterial um, daß die Belästigung doch so groß nicht ist.

Damit haben wir zugleich die bescheidene Wohnung des geheimen Canzlisten geschildert. In der Stube

schliefen Emma mit den beiden kleinen Mädchen; in der Kammer Vater und Mutter, nebst Edmund. Die beiden Knaben lagen nur leicht zugedeckt mit einer wollenen Decke, mit den Füßen gegeneinander auf dem Schlafsopha.

Emma war, wie gewöhnlich, trotz der unruhigen Nacht die Erste im Hause auf. Mit stiller Geschäftigkeit ordnete sie ihr glänzendes kastanienbraunes Haar, das sie glatt gescheitelt trug, um weniger Zeit darauf verwenden zu müssen, gab mit reinem kalten Wasser den dunkelbraunen Augen ihren Glanz und der Gesichtsfarbe die jugendliche Frische wieder, setzte dann Kaffeewasser auf in dem erwähnten Ofen, reinigte und ordnete das Zimmer so weit es möglich war, ohne ihre noch schlafenden kleinen Geschwister zu stören, und wie der duftende Kaffeetopf mit den kleinen Tassen von Steingut auf dem Tische stand, legte sie Brod und Messer daneben und klopfte leise an die Kammerthür, neben welcher Edmund schlief. Dieser klopfte wieder, zum Zeichen, daß er es gehört hatte, und bald trat er häuslich angekleidet aus dem Schlafgemach und küßte Emma mit dem Guten-Morgengruß.

Dann begab sich das liebliche Mädchen in die Kammer und weckte Papa und Mama mit einem Kuß und Glückwunsch zum heutigen Weihnachtsfeste.

„Möge es uns ein segensreiches sein,“ fügte sie

hinzu mit einem Gedanken, der ihr Thränen der Rührung brachte. Es lag eine tiefe Andacht in diesen Worten und ihr Vater fühlte das wohl, denn er sprach mit gefalteten Händen sein „Amen" dazu.

Nun wurden von dem thätigen Mädchen die Kinder geweckt und schnell angezogen, während Edmund draußen auf dem Flur seine und seines Vaters Stiefeln und die Schuhe seiner Geschwister putzte; das galt dem in oft drückender Armuth erzogenen Primaner nicht für eine Schande. Indeß räumte Emma schnell das Nachtlager vom Sopha, ordnete die Betten und eilte dann die drei Treppen hinunter und auf die Straße, um für Vater und Mutter jedem ein Milchbrödchen zu kaufen. Sie vergaß auch nicht, ein Töpfchen Milch und einen Krug Wasser mit hinauf zu nehmen; denn so viel warfen die Einkünfte dieser Familie nicht ab, um eine Aufwärterin zu halten.

Endlich war Alles geordnet. Vater und Mutter saßen auf dem Sopha; Emma und Edmund stellten den etwas schweren Kaffeetisch vor ihnen hin; der kleine Fritz, an dem die Reihe mit dem Gebet war, sprach mit gefalteten Händchen: „Diesen Morgen segne uns Gott der Vater, Amen!" Alle beteten still mit und nun schenkte Emma die Kaffeetassen zum Ueberlaufen voll Milchkaffee, damit Jedem sein Recht werde. Aus einem Papierchen wickelte sie für Vater und Mutter, für Je-

den ein Stückchen Zuckerkand, Emma und Edmund, die sich, jener neben den Vater, diese an die Seite der Mutter gesetzt hatten, nebst den Kindern, die gegenüber am Tische standen, waren an solchen Luxus nicht gewöhnt. Das schwarze Morgenbrod in den Kaffee getunkt, bekam ihnen ganz prächtig, wie ihre frischen blühenden Wangen bezeichneten, und nun wurden noch einmal die Ereignisse der vorigen Nacht besprochen.

Erst jetzt vermochte es die liebende Tochter mitzutheilen, daß eben jener dienstfertige Fremde, dem sie ihre Rettung zu danken hatten, um ihre Hand geworben und heute um elf Uhr kommen werde, es ihren Eltern zu sagen.

Aber bis es dahin kam, daß dieses bruchweise, mit fast stockendem Athem und hörbarem Herzklopfen, von dem jungen Mädchen abgegebene Geständniß zu Stande kam, hatte sie erst weinend sich in die Arme ihrer Mutter geworfen und gesagt: „Lieb Mütterchen! ich habe Dir Wichtiges zu entdecken, aber ich kann's nicht herausbringen und doch drückt's mir das Herz ab.“

Und als es denn endlich heraus war, da hätte man die Glückseligkeit dieser Familie sehen sollen, die nun auf einmal mitten in ihrer Noth an dem reichen Tochtermann, denn das hatte Emma schon um Vater und Mutter willen wohlbedächtig hervorgehoben, eine Stütze

für ihr Alter und damit das Glück ihres Kindes gefunden zu haben wähnten.

Der Vater nahm sein Hauskäppchen ab und betete laut ein Vaterunser. Die Mutter wünschte ihrer Tochter Tausend Gottes-Segen; Edmund sprang ihr an den Hals und jubelte laut: „Schwester Emma ist Braut, nun ist Alles gut, ich mache ihr ein griechisches Hochzeitscarmen — und werde Student!“

„Höre, Vater,“ fuhr er fort, indem er aus seiner Palletottasche ein besiegeltes Attestat zog, „hier!“ rief er, „mein Maturitätszeugniß, herzliebes Väterchen, und zwar magna cum laude, Alles glücklich überstanden, das sollte mein Weihnachtsgeschenk sein, und hier ist es; ja, ja, Herz-Väterchen, Alles glücklich überstanden, selbst die letzte öffentliche Prüfung; nun gehe ich Ostern auf die Universität, Stipendien werden sich ja wohl schon finden.“

Und dazwischen riefen die Kinder: „Aber, Papa und Mama, der Weihnachtsmann hat uns ja ganz vergessen und da am Fenster unter Edmund's Schreibtisch liegt ja schon der Weihnachtsbaum!“

Die Mutter vertröstete die beiden Knaben und die kleinen Mädchen auf den Abend, wo Alles nachgeholt werden solle, denn jetzt hatte sie Wichtigeres mit ihrer Tochter zu besprechen.

9.

Die Tochter Braut! und zwar die Erste, die bestimmt ist, von den Familienbanden sich abzulösen und dem Bibelwort zu folgen, das da gebietet: „Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen, den dir Gott gegeben.“ Dieses Wort hat so tiefe Bedeutung, daß es der ganzen uneigennützigen Liebe eines Mütterchens bedarf, wenn es mehr im Glücksgefühl, als im Schmerz der Trennung aufgehen soll.

Eine kleine mütterliche Eitelkeit der guten Madame Redlich mochte auch wohl hinzukommen, um dieses Glück noch zu erhöhen, und so fing sie denn schon an von der Ausstattung zu reden, wobei sich freilich nicht geringe Verlegenheiten zeigten. Nicht die geringste derselben war der Gedanke: „An eine Ausstattung ist gar nicht zu denken, wenn wir nur das Brautkleid anschaffen können.“

Und nun ergoß sich der ganze Fluß ihrer Rede auf diesen Gegenstand.

„Das ist meine geringste Sorge,“ unterbrach sie Emma; „wenn er wirklich um mich anhält, so thut er es um meiner Person willen und nicht, um Geld und Gut durch meine Hand zu erwerben. Ich wollte lieber gar nicht heirathen, als Euch berauben, ihr lieben guten Eltern. Das ist ja am Ende noch der einzige Vorzug, den arme Mädchen, die ja so selten an den Mann

kommen, vor den Reichen voraus haben, daß sie die gewiß beseligende Ueberzeugung hegen dürfen: der Mann nimmt Dich um Deiner selbst willen, also aus reiner Liebe, wenn reiche Mädchen nur schwer von dem Gedanken sich losmachen können: er liebt mehr Dein Geld, als Dich selbst."

10.

Während Mutter und Tochter ein solches verständiges Gespräch führten, war das des Vaters mit seinem Sohne nicht weniger ernst; denn es sollte über die ganze Zukunft eines jungen Menschen entscheiden, der weit mehr gelernt hatte, als er für die Laufbahn eines subalternen Beamten bedurfte.

„Den Nagel, lieber Junge, studiren zu wollen," sprach der alte Mann, „laß Dir nur ganz aus dem Kopfe ziehen. Wenn wir auch es mit Gottes Hülfe durchführen wollten, Dich noch drei Jahre lang zum Mitesser zu haben, so würde doch keine Macht der Erde, selbst mit Zangen aus meiner Tasche das Geld für Bücher und Collegien herausziehen."

„Freie Collegia würde ich mir schon verschaffen; haben's doch manche Söhne weit höher stehender Beamter."

„Allerdings wenn diese Männer von Einfluß sind oder Du ein testimonium paupertatis auflegen kannst;

dieses aber würde man Dir nicht geben, bis Dein Vater Almosen aus der Stadtarmenkasse empfängt und dafür bewahre uns der liebe Herrgott."

„Ja wohl, Vater, lieber würde ich Deinen Schreiberdienst versehen; denn durch Deine Fürsorge schreibe ich eine ebenso schöne Hand, wie die Deinige ist, vielleicht noch etwas fester und rascher."

„Und wenn auch wirklich der eine oder andere der Herren Professoren Dir das Honorar erließen, so würden sie kränkend für Dich hinzufügen: „Wenn Sie wirklich kein Vermögen haben, so kann man Ihnen keinen bessern Rath geben, als jeden Gedanken, ein sogenanntes Brodstudium zu machen, aufzugeben; denn ergreifen Sie welches Fach Sie wollen, so bleibt das Ende vom Liede, daß Sie nach absolvirtem triennium Ihren Eltern noch so ein drei bis zehn Jährchen auf der Tasche liegen würden; denn so ein Auscultator, Referendar und gehaltloser Assessor, der nicht einmal mehr das Recht hat, Schulden zu machen, gleicht einem Spinnrade, wenn's nicht geschmiert wird, es pfeift vor Hunger, während es von seinen Obern getreten wird, um darauf den Faden seines Lebens spinnen zu lassen."

„Ach lieber Vater, wäre ich nur erst durch die drei Studienjahre, dann wollte ich mir wohl helfen, aber wäre es denn gar nicht möglich Stipendien zu erhalten,

mein Pathe, der Consistorialrath, hat ja mehrere zu vergeben."

„Damals als Du geboren wurdest, lieber Edmund, war der Consistorialrath Hammelberg noch ein armer Candidat, der mit uns in einem Hause wohnte und als es noch besser mit den Subalternen stand, wenn ihn hungerte, manche Suppe mit an unserem Tische gegessen hatte, aber er war klug genug, die fromme Seite herauszukehren, gründete eine Kirchenzeitung, hielt Conventikel von alten Herren und Betschwestern, wobei es ihm gelang, sich in einflußreichen Familien Connexionen zu verschaffen. Kurz es gelang ihm auf solchen heuchlerischen pietistischen Schleichwegen die Stelle eines Predigers, dann unter Eichhorn's Protection seine höhere Stellung zu gewinnen und diese zu benutzen, sowohl in seiner Zeitschrift als von der Kanzel Intoleranz zu predigen, frömmelnde Candidaten zu befördern, Rationalisten und Lichtfreunde von ihren Stellen zu entfernen und Haß und Zwietracht nicht blos unter den verschiedenen Religionsgesellschaften, sondern auch unter den Bekennern derselben Confession zu verbreiten. Er war es, der als das brauchbarste Werkzeug der Minister Eichhorn und Thiele das Erwachen der Deutschkatholiken, trotz des in der königlichen Cabinetsordre an die Spitze gesetzten Princips Friedrichs des Großen: „„in meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden,""

unterdrücken half, der die Lichtfreunde verfolgte und mit Strenge den Symbolzwang des Augsburg'schen Glaubensbekenntnisses wieder einführte; der den katholischen Unfug mit den gemischten Ehen, unter dem verlangten Revers alle daraus entstehenden Kinder gegen den klaren Inhalt des Landrechts katholisch erziehen lassen zu wollen, begünstigte und die heilige Rock-Geschichte in Trier für einige heilige, Gott wohlgefällige Handlung erklärte, weshalb der Bischof Arnoldi den rothen Adlerorden mit der Schleife verdient habe. Dieser Hammelberg war es, der durch seine Wühlereien in allen Glaubensangelegenheiten, durch seine geheime Protection der Jesuiten, der Mucker, Pietisten und Mystiker, vor Gott die schwere Verantwortung auf sich geladen hat, überall Religionshaß zu entzünden, aufgeklärte Geistliche, die, um nicht ihre Familien brodlos zu machen, sich gegen innere, bessere Ueberzeugung dem von obenher protegirten Wunderglauben anschlossen, zu Heuchlern und Lügnern an heiliger Stelle zu machen oder von ihren Pfarrstellen in das Elend zu jagen.

„Dieser Mann, dessen Herz längst sich verknöchert hat gegen alle wahrhaft religiösen und rein menschlichen Gefühle, war es, den ich zuerst anging, um ihn zu bitten, von den drei Stipendien, worüber er zu verfügen habe, eins meinem armen Sohne zuzuwenden.

„Dieser Kopfhänger, der vor den Leuten den de-

müthigen Frommen spielte, empfing mich mit dem vollen Aplomb eines geistlichen Hochmuths, welcher sich noch durch das Gewicht seiner hohen Stellung gesteigert hatte.

„Als ich ihm meinen Namen und Amt nannte, verrieth kein Zug seines blassen marmorkalten Gesichts, daß er sich dessen erinnere, und wie ich ihn darauf an unsere früheren Verhältnisse und an Dich, mein Sohn, dessen Taufpathe er sei, erinnerte, entgegnete er: „Ja, ja, es ist möglich, ich habe so oft dieses christliche Liebeswerk als ein redlicher Arbeiter im Weinberge des Herrn vollzogen, daß ich mich der speciellen Fälle nicht mehr so recht erinnern kann.“

„Darauf erst sprach ich ihm meinen Wunsch aus wegen des Stipendiums für Dich.“

„Bedauere sehr“, versetzte er, „daß Sie damit nicht früher gekommen sind, ich habe das Großhelmsche Stipendium von 300 Thalern jährlich gestern dem Sohne des Geheimraths von Wegwart zugesagt.“

„Aber der ist ja ein reicher Mann mit 2000 bis 3000 Thaler Besoldung.“

„Eben darum, so wie auch durch seine Stellung ein einflußreicher Mann.“

„Indeß erlaube mir der Herr Consistorialrath die Bemerkung: nach dem Willen der Stifter solcher Stipendien sind sie für arme Studirende bestimmt.“

„Ganz gut, das steht auch in alten, vergelbten

Pergamenten; wir aber leben in einer neuern Zeit, wo der Besitzlose nichts gilt, der Reiche Alles.“

„Freilich, wenn solche Rücksichten gelten, so muß ich mich bescheiden...“

„Gern würde ich Ihrem Herrn Sohne das zweite Stipendium zu 100 Thalern jährlich, conferirt haben, befände sich nicht unter Denen, die sich gemeldet haben, ein naher Verwandter....“

„Eines hohen Gönners?“

„Nein, meiner Frau.“

„Ha, so!“

„Ja, ja, mein alter Freund, es steht in der heiligen Schrift: wer das Kreuz hat, der segnet sich, und da der junge Mensch doch am Ende mit seinen Studien auf meine Tasche fiele, so habe ich mich gesegnet mit dem Kreuze, das ich trage, indem ich ihm aus christlicher Liebe das besagte Stein'sche Stipendium conferirte.“

„Es bleibt also nichts übrig als das dritte, das Helzesche Stipendium, das werden doch Ew. Hochwürden, da es nur 40 Thaler jährlich beträgt, das werden Sie doch meinem armen Jungen zuwenden, der gewiß unter allen Bewerbern das glänzendste Maturitätszeugniß erhalten wird.“

Damit hielt ich dem Consistorialrath ein vorläufiges Zeugniß über Deine Talente, Deinen Fleiß und Deine Kenntnisse vor Augen; er las es murmelnd und äußerte

ein beifälliges Hm, hm! dann fragte er: für welches Fachstudium hat sich denn Ihr Herr Sohn bestimmt?

„Für die Jurisprudenz."

„Proh dolor!" rief er, „welche unheilige Wissenschaft! Es ist die Wissenschaft des Haders und des Kampfes um das Mein und Dein, des Eingreifens in das hohe Strafamt eines über die Sünden der Menschen zornigen Gottes, es ist das Haar, woran der Teufel den Advocat gewordenen Menschen, so wie den Richter, der Blutschuld auf sein Haupt ladet, indem er ein Todesurtheil spricht, in die Hölle fördert; an Juristen gebe ich nie ein Stipendium, das ist mein Princip, um, so viel an mir liegt, nicht gottlose Studien zu fördern. Ja, wollte er Theologie studiren, hätte er den wahren Glauben, der auf Christi Wunder schwört und nach vollendeter Adamshäutung den neuen Menschen anzieht, meine erbaulichen Betstunden besucht, ja, dann ...."

Da nahm ich meinen Hut und entgegnete mit aller Bescheidenheit, die meine Stellung als Subalterner fordert, aber auch im tiefen Gefühl des Unrechts, woran sich selbst der vielfach getretene Mann so leicht nicht gewöhnen kann: „Hochwürden werden es einmal schwer vor Gott zu verantworten haben, wie Sie diese frommen Stiftungen verwalten."

„Mein Herr Geheimer Canzlist," entgegnete er im scharfen, verweisenden Ton, „wer so viel betet wie ich

wird am Ende Alles, was ihm gut dünkt, vor Gott zu verantworten wissen."

„Sieh, lieber Edmund," schloß der alte Mann und reichte dem unglücklichen Sohne in tiefer Bewegung die Hand, „so erging es mir auch bei andern Curatoren von solchen milden Stiftungen unserer frommen Vorfahren; immer war ein Vetter oder sonst Begünstigter vor dem wirklich Befähigten und Begünstigten bevorzugt, und für Dich, mein guter Junge, ist für Deinen brennenden Durst nach wissenschaftlicher Ausbildung nichts zu hoffen."

„O welche Zeit, welche Zeit!" rief Edmund im tiefsten Wehgefühl aus; „das kann, das darf nicht so bleiben! Ist das eine Regierung, unter welcher das Volk sich glücklich fühlen kann? Ist das ein Rechtsstaat, in welchem Jedem das Seinige wird? Nein, ein Polizeistaat ist es, in welchem die Rechte mit Füßen getreten werden, welche die Behörde schützen soll; ein Beamtenstaat ist es, in welchem die Beamten-Hierarchie durch die ganze Scala bis hinauf zum Thron, die Willkürherrschaft jene kleinen besoldeten Despoten schützt, die, für sich und die Ihrigen sorgend, das Mark eines geknechteten Volkes aussaugen."

„Junge, Junge, welche hochverrätherischen Worte! gebiete selbst Deinen Gedanken zu schweigen; jetzt bin ich froh, daß Du nicht die Mittel hast zu studiren, denn

auf der Universität würdest Du Demagoge werden und dann entweder im geheimen Gerichtsverfahren bis zum Tode inquirirt, oder auf einer Festung am Heimweh nach der verlornen Freiheit sterben.“

„Was soll aber dann aus mir werden? Frei muß die Luft sein, die ich athme und frei das Wort, das ich rede und frei der Gedanke, der mir frisch und warm aus der Seele quillt; wenn ich Unrecht sehe, so kocht es mir im Herzen; ich könnte mein Leben dransetzen, jede Ungerechtigkeit zu verfolgen. Ja, mein Vater, im lebendigsten Rechtsgefühl und in warmer Humanität ertrage ich die heutigen Zustände in Deutschland nicht mehr. Vater, soll ich leben und geistige Blüthen und Früchte treiben, so muß ich auswandern, fort, fort! fort von hier! in ein freies Land. Ich gehe nach Amerika!“

„Junge! bist Du unsinnig? Mutter und Schwester würden sich darüber zu Tode weinen, nie würden wir uns wiedersehen und Du wolltest es über's Herz bringen, den letzten Wunsch Deines alten schwachen Vaters nicht zu erfüllen: ihm einmal, wenn er scheiden sollte aus diesem irdischen Jammerthal, mit einem stillen Gebet die Augen zuzudrücken?“

„O, mein Vater, vergieb!“ rief der junge Mensch und küßte die magere Hand seines alten Vaters, die aber mit so warmer Liebe die seinige drückte: „Wie schlecht ist doch der Mensch, immer denkt er zuerst an

sich selbst, unbekümmert darum, was seine Lieben darunter leiden werden. Daß ich das vergessen konnte, wie sehr Euch die Trennung von Eurem Edmund schmerzen würde, war wohl leichtsinnig genug von mir, aber vergieb es mir, mein guter Vater! schlecht bin ich darum doch noch nicht. Jeden Gedanken an Auswanderung, so lange Ihr noch lebt und meine Geschwister meiner bedürfen, habe ich aufgegeben. Mußte sich doch selbst einst Pegasus, das geflügelte Musenroß, an Egge und Pflug spannen lassen. Wie könnte ich mich darüber beschweren. Seitdem dem Menschengeschlechte das Paradies verloren ist, soll es im Schweiß des Angesichts sein Brod essen. Auch ich füge mich in diese allgemeine Schickung; bestimme über mich, welchen Weg ich gehen soll, um am schnellsten aus Deiner Tasche los zu kommen und wenn das Glück gut ist, dahin zu gelangen, Euere eigenen Lebenstage erleichtern zu können."

„Guter Junge," sprach der Alte gerührt, „ich erkenne die Größe Deines Opfers, wüßte aber für Dich keine bessere Carriere als die eines Subalternbeamten."

„Vater, in diese Büreaukratie soll ich mich selbst begeben, die ich hasse und verabscheue? Soll helfen schmieden an den Ketten des Volkes, die ich lieber zertrümmern möchte? soll mich bücken und soll keuchen unter den Fußtritten hochmüthiger Dummköpfe, die ich durch die Tüchtigkeit meiner Arbeiten zu Ruhm und

Ehren bringen soll, während man mich als Packesel für immer an die Büreaustube festnagelt; soll schweigen zu den Abscheulichkeiten, die ich sehe und doch nicht hindern kann; soll fördern, was ich verabscheue? O nimmermehr! mein Vater, fordere das nicht von Deinem Sohne."

„Lieber Edmund, ich erkenne und theile Deine Gefühle. Das Bewußtsein Deiner Kraft und Wissenschaft giebt Dir jenes Selbstgefühl, das sich nur schwer mit serviler Unterwürfigkeit in unwürdige Verhältnisse zu schmiegen lernen wird; aber darin eben besteht die Charaktergröße eines Mannes, daß er die Vernunft zur Gebieterin seiner Handlungen macht und nie die Leidenschaft. So laß uns denn, was auf Deine künftige Lebensbahn Bezug hat, vernünftig überlegen. Höre mir zu."

„Mein Vater," sprach Edmund mit Resignation, „ich fühle wohl, der Mensch beherrscht des Lebens Verhältnisse nicht, wohl aber beherrschen sie ihn. Ich gebe mich daher gefangen, nicht an die Ideale einer unreifen Jünglingsseele, sondern an die gereifte Welterfahrung eines vielgeprüften Mannes. Rede, mein Vater, ich werde unbedingt Deinem Rathe folgen."

„Die sogenannte Subaltern-Carriere, mein Sohn, ist in Preußen noch immer eine der günstigsten, die ein junger Mann nur betreten kann. Während der junge Jurist Zeit und Vermögen opfern muß, indem er die

besten Jahre seines Lebens der classischen Gymnasialbildung und den Universitätsstudien widmet, um endlich nach der Marter halbjähriger Prüfungen zu der Erlaubniß zu gelangen, dem Staate zehn bis fünfzehn Jahre umsonst zu dienen, und ihm endlich, wenn er Glück hat, nach dem Opfer vieler Tausende, ein ärmliches Gehalt von 600 Thalern zu Theil wird, geht der Supernumerar im Verwaltungsfache, mit der Bildung eines Tertianers oder eines Scholaren aus Realsecunda, auf die Schreibstube, erwirbt sich dort durch Application und Unterwürfigkeit die Gunst seines hohen Chefs und rückt dann immer weiter vor im Verwaltungsfach zu einem Diensteinkommen, welches das eines Richters oft um das Doppelte und Dreifache übersteigt. Wir haben Hofräthe mit 1200 Thlr. Gehalt, Rechnungsräthe, Geheimräthe, Präsidenten, Abtheilungsdirigenten, selbst Minister, die in der Schreibstube begonnen hatten, ohne jemals ein Colleg auf einer Universität besucht zu haben, und deshalb wüßte ich nichts Besseres für Dich, als Dich um die Stelle eines Supernumerars bei der Regierung, dem Oberpräsidio oder wenn es möglich wäre, im Ministerium zu bewerben. Du hast durch einen seltenen Verein der schönen Handschrift mit Kenntnissen, und gewandten Styl einen Vorzug vor vielen Deiner Mitbewerber und bist zudem nicht auf den Kopf gefallen. Ueberlege Dir das, ich will heute noch keine Antwort,

denn wer über seine ganze künftige Lebensbahn einen Entschluß fassen will, darf sich nicht übereilen.“

Nachdem so von beiden Seiten das Wichtigste besprochen war, begann Mutter Redlich beredtsam über die Entdeckung, die ihr die Tochter gemacht hatte, zu reden.

Der Vater aber hatte schon zu viel Unglück in seinem Leben erfahren, um sich so blind und mit sanguinischen Hoffnungen den neuen Verhältnissen hinzugeben.

„Hm, hm!“ meinte er, „es wäre allerdings ein großes Glück, wenn unsere liebe Emma eine so gute Partie machte und wenn er sonst ein guter braver Mann wäre, so würde ich gern meinen Segen dazu geben; aber, aber, nachdem ich so Alles überlegt habe, kommt mir doch noch so Manches bedenklich vor. Fritzchen, lauf 'mal hinunter, hier nebenan zu dem Kaufmann Pfeffer und bitte Deinen Herrn Gevatter schönstens, mir einmal den Wohnungsanzeiger zu borgen.“

Als der flinke Junge fort war, reichte Emma ihm mit fast noch in Thränen schwimmenden Augen die Hand und sprach dabei: „Aber lieber Vater, wer wollte so mißtrauisch sein? Seine schönen und lieben Gesichtszüge, so wie seine edlen Handlungen versprachen ja so viel Liebes und Gutes ....“

„Das wohl zehn junge Mädchen berücken könnte,“ fiel der Alte bedächtig ein, „aber keinen erfahrnen Mann, der das Leben so ein sechzig Jahr durchgekämpft hat.

In Berlin giebt es neben trefflichen Menschen, eine Unzahl von Schwindlern und liederlichen Wüstlingen, von denen die die gefährlichsten sind, die am meisten durch Gewandtheit und Heuchelei den Schein des redlichen und sittlichen Mannes anzunehmen wissen. Doch da kommt Fritz mit dem Buche. Wir wollen sehen."

Da gab es denn Keinen des Namens Liebreich; obwohl es in einer großen Residenz an liebreichen Männern und Mädchen nicht fehlen mag, so war doch ein Kaufmann dieses Namens nicht zu finden.

Der Vater sprach sein „Hm, hm!" — Emma wurde schweigsam; die Mutter aber erschöpfte sich in Muthmaßungen, was wohl der Grund sein könne, weshalb Herr Liebreich als Kaufmann nicht im Wohnungsanzeiger stehe. Da kamen Druckfehler, Auslassungen, Unordnung der Redaction, Mißverständnisse aller Art an die Reihe, ohne sonderlich beruhigend einzuwirken; endlich aber that der Vater den Ausspruch: „Möglich ist es auch, entweder daß Herr Liebreich sich erst später, nach dem Erscheinen dieses Wohnungsanzeigers hier niedergesetzt hat, oder daß sein Geschäft eine andere Firma trägt. Wir wollen daher Niemand verurtheilen, ehe wir ihn nicht gehört haben."

„Um elf Uhr wird er hier sein, mein Vater!"

Aber es schlug elf Uhr, es schlug zwölf Uhr und ein Uhr und Herr Liebreich ließ sich nicht sehen.

Auch am folgenden Tage kam er nicht.

Die Familie wurde sehr niedergeschlagen. Wie oft auch immer das Geschick den Armen um seine Lebenshoffnungen betrügt, so war doch dieser Fehlschlag ihrer Hoffnungen härter als jeder frühere.

Jetzt erst fühlte Emma, wie sehr sie ihn schon liebte. Sie saß in trüben Gedanken, aus denen sie nur bisweilen sich durch das Gefühl ihrer Verpflichtungen als Schwester und Tochter ihrer Lieben aufwecken ließ.

Das folgende Buch wird uns einen Blick in das aristokratische Leben eines Mannes werfen lassen, der besser gethan hätte, sich nie wieder im Kreise dieser stillen, tugendhaften Familie sehen zu lassen.

Zweites Buch.

Aus dem modernen Judenthum. Berliner Nachtleben. Lendemain. In Potsdam.

„Il vous semble que seigneurie vaut autant à dire, comme puissance de mal faire sans punition.

Alain Chartier.

1.

Was nun beginnen mit der angebrochenen Nacht? überlegte jetzt Graf Banco, denn das war der Name des accreditirten Gardelieutenants, der sich dem liebenswürdigen jungen Bürgermädchen unter dem Namen und Stand eines Kaufmann Liebreich vorgestellt hatte.

„Auf Ehre, famose Resistance, die Kleine da. Hätte sie gern eingeführt in unsere Societé des Ingenus, und das war ja am Ende der Hauptzweck meiner Poussage dieser Bürgermamsell, indeß ah bah! wird sich schon machen, nur beharrlich die Rolle eines sponsirenden Erzphilisters durchgeführt, und das muß mir der Neid lassen,

magnifique hab' ich gespielt, dann wird schon der Teufel helfen, daß ....“

„Aber wie ist mir denn? heute souper fin mit Grisetten im Hotel Le Blanc. Noch wird es Zeit sein! Sacre ..... he, Droschke! Nach Le Blanc's Restauration, rasch, aber im Galopp.“

Bald hielt die einpferdige Equipage nach einer Reihe von Stößen, die das bereits sehr baufällige Fahrzeug reichlich gewährte, vor der genannten Restauration unter den Linden. Der Droschkier öffnete selbst den Wagen; Graf Banco warf ihm einen Thaler zu und stieg die ziemlich schmuzige Treppe hinauf, ging aber nicht in das vordere große Restaurationslocal, sondern zog unter mehreren Klingeln eine, die sich an einer Seitenthür befand. Ein Kellner öffnete, eine kleine schmächtige Figur mit kurzer Jacke, starkgeschnürter Taille und einer Serviette, die zur Hälfte aus der Hosentasche hing; auch eine moderne Kellnerpolitesse.

„Der Herr Graf kommen spät!“ sprach der Bursche mit frecher Vertraulichkeit, die das Mitwissen gewisser Geheimnisse erzeugt, „es geht schon Alles drüber und drunter.“

„Schon abgespeist?“

„Bis auf den Braten.“

„Was giebt's?“

„Damhirschrücken und Fasanen!“

„Viele da?“

„Sechs gnädige Herren und .....“

„Auguste dabei?“

„Zu Befehl.“

„Schon engagirt?“

„Ein Junker von der Cavallerie, Herr von .....“

„Muß weichen!“

Die Thür einer geräumigen Hinterstube, mit einigen Nebencabinetten, war verschlossen. Graf Banco klopfte, nannte seinen Namen; aber ein wüstes Lachen und lautes Durcheinanderreden und Gläsergeklingel erschallte aus dem Innern. Man hörte ihn nicht. Endlich kam der Kellner mit einer brennenden Punschbowle. Ein Anderer, der ihn begleitete, öffnete die Thür mittelst eines Schlüssels.

Beide dienende Brüder schienen längst in die Mysterien dieser nächtlichen Orgien eines exclusiven Kreises eingeweiht zu sein. Man schien sich bei seinem Eintreten wenig zu geniren und der Graf wurde mit Jubel und Gläserklang bewillkommt.

Der Kellner zog sich zurück und verschloß die Thür.

Auch für unsere Leser falle der Vorhang.

. . . .

Eine Stunde später war es oben schon stiller ge-

worden. Da zog ein Mann, in einen großen Mantel gehüllt, an derselben Klingel.

Derselbe kleine schmächtige Kellner mit eingeschnürter Taille, wohl gesalbtem und geordnetem Haar und magern verlebten Gesichtszügen, am Kinn einen dünnen Bart, öffnete und trat erschrocken einen Schritt zurück.

„Herr Polizeirath“, sprach er, „sind gar zu gütig, mir wieder eine Gratification zuwenden zu wollen.“

„Es wird doch gespielt, wir sahen den Baron von Grelling hineingehen, diesen Erzspieler, der überall seine falschen Karten und Würfel hat.“

„Nun ja, es ist wahr, das Souper ist zu Ende, die Amüsements ebenfalls, was thut's, dem König Pharao wird ein kleines Paroli gebogen.“

In diesem Augenblick hörte man unten leises Waffenklirren.

„Ruf mir die Gensdarmen herauf!“ sprach der Polizeirath düster, „und dann öffne. Hazardspiele sind verboten.“

„Und“, fuhr der Polizeibeamte fort, „Gesetzwidrigkeiten dürfen durchaus nicht geduldet werden.“

„Doch mit Rücksichten und Ausnahmen, Herr Polizeirath, es kommt immer darauf an, wer spielt. Den Herren Weißbierphilistern und den Proletariern, wenn sie zur Erholung ihr Schafkopf spielen, werden mit Recht

die letzten Silberlinge und Kupferdreier aus den Taschen genommen, aber die hohen Herrschaften..."

„Was sagst Du da?"

„Nun ja, die da mit Gold pointiren, sind der Graf Banco und andere adlige Gardeoffiziere."

„Mit Gold?" sprach der Polizeirath vor sich hin; „Teufel, das wäre noch ein Fang! Indeß laß Dich vom Satan des Golddurstes nicht blenden, verbrenne Dir nicht die feine Polizeinase; (laut) also adlige Cavaliere? Gardeoffiziere? Gute Nacht, Jean, ein andermal, wenn es dort Leute von der Geldaristokratie giebt, Banquiers, Rentiers, Börsenmänner rc., gieb wieder Nachricht."

Gute Nacht, Jean!"

. . . .

In einem andern Locale erging es schlimmer. Wir müssen's schon erzählen, weil wir dort auch einen unserer Bekannten treffen werden.

2.

Es war in der Spandauerstraße, wo sich im ersten Stock ein Restaurationslocal befand, das damals den Ruf hatte, die saftigsten, noch blutrothen Beefsteaks à l'Anglais und den veritabelsten Porter und Ale, nebst ächtem Chester-Käse zu führen.

Hier, in einem der kleinen Hinterzimmer, fand man jeden Abend, nach beendigtem Schauspiel oder noch tiefer

in der Nacht, einen nicht sehr großen Kreis von Stamm=
gästen, deren meistens volle, weinrothe Gesichter und
Glatzköpfe bei einer obligaten Körperfülle bewiesen, daß
sie im Fach der Gourmandie schon etwas geleistet hatten.

Doch sah man auch andere Leute, ärmliche, aber
verschmitzte Gaunergesichter, die den wahrscheinlich nicht
unbedeutenden Inhalt ihrer Börsen für andere Zwecke
aufsparen wollten und sich daher mit einem Seidel bai=
risch Bier begnügten. An einem andern Tische saßen
einige jüngere Leute, von eleganter Kleidung, mit be=
sonders sorgfältig gehaltenem Haar, denen man es an den
eigenthümlichen Höflichkeitsformen, an der Politesse und
Arroganz, an Großsprecherei und etwas linkischem Wesen,
bei großen, meist vom Frost gerötheten Händen ansehen
konnte, daß diese Nachtschwärmer Ritter von der Elle
oder Barone aus dem Käseladen waren, die vielleicht
hier in aller Gemüthlichkeit die etwa am Tage eroberten
Schwenzelpfennige verkneipten, um mich des üblichen
Kunstausdruckes zu bedienen.

Ein hirnloseres Durcheinander von Politicis,
Sammt und Seide, Käse und Häring, Theater und
Mädchen, Principalen und Principalinnen, Reisesuiten,
Eisenbahnen und Actien, war noch nie lauter und mit
mehr Suffisance in die Welt hineingeblasen, als hier an
diesem Tische geschah.

Bald erschien ein junger Mann von breiten Schul=

tern, breiter, gewölbter Brust, hoher Stirn, das Haar kurz à la mécontent verschnitten, der Bart aber breit und prächtig, die ganze untere Hälfte des Gesichts bedeckend, vor den kleinen blinzelnden Augen eine Stahlbrille tragend.

„Ah, Doctor Ajax!“ sprachen mehreren von den Handlungscommis, „wie sieht es aus, Herr Doctor“, fragte einer, „mit der Stiftung des Vereins für die Verbesserung der Lage der Handlungsbeflissenen, worüber Sie uns neulich so schöne Worte sagten?“

„Ich bin mit dem Entwurf der Statuten beschäftigt, mein Herr, gewiß bald, sehr bald.“

„Ah, schön, schön, wir rechnen auf Ihre Güte!“ „Welche Cigarren, Herr Doctor“, nahm ein Anderer das Wort, „lieben Sie am meisten? wir führen ächte Cabanas, leichte de los Amigos, wurmstichigen Knaster.“

„Und ich könnte mit altem Portwein dienen, prima Qualität.“

„Wir führen Bukskin, großcarrirten, ein durabler Stoff, der nicht durchzureiten ist.“

„Und ich“, ergänzte ein Vierter, „würde mir die Ehre geben, mit Jamaika-Rum und Zucker, genug zu zehn Bowlen, aufzuwarten.“

„Aber, mein Herr Doctor“, schloß der Fünfte, „den Sonntag machen Sie uns frei.“

„Nichts leichter, meine Herren, solchen Wünschen

wird die pietistische Richtung von oben gern entgegenkommen.“

„Aber die Herren Principale, die denken zu verieren, wenn sie an Sonntagen das Geschäft schließen müßten.“

„Wird ihnen nichts helfen, wir leben jetzt in einer Zeit, wo Alles unten geschehen muß, was von oben befohlen wird. Ich habe mit Hengstenberg gesprochen, er wird in seiner evangelischen Kirchenzeitung mit Zelotenеifer die Sünde der Sabbatsentheiligung durch Handel und Wandel verdammen; er wird auf die puritanische Stille der anglicanischen Kirche hinweisen. Um diese hier einzuführen, war ja, wie verlautet, die Commission von Sydow u. Compagnie nach England geschickt, ob's helfen wird, steht dahin; im Ganzen ist das Volk in Deutschland nicht für solche Kopfhängerei.“

„Was thut's, Herr Ajax, kriegen wir nur freie Sonntage, so mögen alle Teufel beten und die Köpfe hängen, das gilt uns Alles eins!“

„Geduld, meine Herren, Rom ist nicht in einem Tage erbauet.“

Mit diesen Worten grüßte der Literat die Handlungsdiener mit freundlicher Herablassung und setzte sich an den Tisch der ältern Schmacksäbel, worunter sich, wie er wußte, reiche Käuze befanden. Diese machten ihm freundlich Platz, ließen ihm ein Glas bringen, das

sie vollschenkten, rühmten die Trefflichkeit des Beefsteak und ließen eine tellergroße Portion vor ihn hinsetzen. Wir aber glauben mit unsern Lesern die Bemerkung zu machen, daß Herr Ajax nicht eben übermäßig gesegnet war an Glücksgütern, jedenfalls mehr an Schulden, besonders aber, daß er nicht ohne Geschick und Neigung war, auf fremder Leute Kosten sich bene zu thun; wenigstens schmeckte es ihm in dieser Nacht, nachdem er den kleinen Fritz nach Hause gebracht hatte, ganz vortrefflich.

Bald darauf trat ein großer, starker Mann herein, dessen Haltung und bedeutender mit dem Backenbart zusammengewachsener grauer Schnurrbart, der jedoch das Kinn frei ließ, den vormaligen Militair verrieth.

„Ah, der Major!" hieß es von mehreren Seiten. „Nun wird ein Partiechen gemacht, Sie spielen doch mit, Herr Doctor!"

„Hazardspiele sind verboten!" sprach Doctor Ajax im Tone der Ironie, „das ist auch eine der unbegreiflichen Inconsequenzen der deutschen Regierungen, daß sie den grünen Tisch mit seinen kleinen Gewinnen und Verlusten polizeilich verfolgen, während sie selbst das größte aller Hazardspiele: Staatslotterien betreiben. Die preußische Lotterie bringt dem Staate jährlich zwei Millionen Thaler ein, welche doch nothwendig die Gesammtheit der Spieler verlieren muß und diese Chancen werden durch die Puffs der Staatscroupiers, daß arme Dienstmädchen

das große Loos gewonnen und andere Anpreisungen von Seiten zahlloser Collecteurs und Untercollecteurs, erhalten; diese aber wissen durch Theilung der Loose bis zu einem Sechzehntel auch die ärmeren Classen heranzuziehen und der Gewinnsucht des Proletariats eine Steuer aufzulegen, welche fast alle Executoren der Welt von ihrem geringen Tagelohn nicht beizutreiben vermöchten. Im Vergleich mit diesem Ergebniß einer laxen Staatsmoral erscheint der grüne Tisch noch sittlich und anständig und selbst das Börsenspiel noch ehrbar. Ich bin sonst kein Freund vom Hazardspiel, indeß aus Oppositionsgeist werde ich es thun.“

„Bravo, Doctor! das Verbotene schmeckt am süßesten.“

„Indeß,“ fuhr der Doctor gegen seinen nächsten Nachbar, einen reichen Banquier, mit gedämpfter Stimme fort, „bemerke ich soeben, daß ich meine Börse zu Hause vergessen habe.“

„Wie viel wünschen Sie!“

„Nur um mein Glück zu versuchen, etwa fünf Thaler.“

Der Banquier steckte ihm eine Kassenanweisung zu, und darauf begab sich die ganze Gesellschaft in das noch hinter diesem Raume belegene Spielzimmer, in dessen Mitte sich der grünbehangene Tisch befand.

An die Mitte dieses Tisches, da, wo der Tisch

einen Ausschnitt hatte, setzte sich der vorgenannte Major außer Dienst hin und rief: „Kellner! Karten."

Während dieser das Kästchen mit neuen, ungestempelten Karten holte, sortirte der Bankhalter in den dafür bestimmten Vertiefungen des Tisches die verschiedenen Münzsorten, als halbe Gulden, Thaler und Zweithalerstücke, alle von einem anlockenden, neuen Gepräge. Gegenüber nahm der Croupier Platz mit seiner langen Geldharke und die Pointeurs gruppirten sich um den Tisch.

Man bemerkte dabei zwei Damen, die eine groß und schlank und brünet, mitten in einer Gruppe von Studenten, wo sie ungezwungen ihre Cigarre rauchte und dabei aus einem bairischen Bierkruge ziemlich starke Züge that. Ihre Unterhaltung war lebhaft und nicht ohne Koketterie, bis der Augenblick kam, wo der Bankhalter durch den Ruf: Faites votre jeu, Messieurs! Wie mit einem Zauberschlage trat allgemeine Stille ein. Diese Dame grüßte übrigens den Doctor Ajax mit vertraulichem Kopfnicken, wie einen alten Bekannten. Ihre Freunde nannten sie Madame Waston.

Die andere Dame war kleiner und schwächlicher. Ihr Teint hatte die feine Blässe einer vornehmen Erziehung, so wie denn auch ihre Toilette, Haltung und Sprache die Dame aus den höheren Kreisen der Gesellschaft verrieth. Sie redete mit Niemandem als ihrem

Begleiter, einem Herrn von Kater, wie er von den Umstehenden einander zuflüsternd genannt wurde, und zwar wurde die Unterhaltung in leisem Tone, in französischer Sprache geführt. An dieser Conversation, die natürlich auch jetzt unterbrochen wurde, nahm noch ein kleiner Mann, mit rundem Bäuchlein und ebenso rundem glänzenden Gesichte, in dessen Mitte sich eine kleine Stumpfnase befand, Theil. Auf dem Kopfe trug er ein schwarzes Käppel; seine Kleidung, an welcher der ältere französische Schnitt und die kurzen Beinkleider, mit schwarzen wollenen Strümpfen und Schnallenschuhen auffiel, war schwarz. Dagegen war Herr von Kater eleganter gekleidet; eine sehr magere Figur mit weißlichem Haar, das vorn zu einer Tolle aufgestrichen war; unter einem dunkelblauen Ueberzieher trug er einen schwarzen Salonfrack, mit weißer Weste und weißer Cravatte, eine brillantne Tuchnadel im Chemiset und Ringe an der Hand, von welcher der zarte Glacéehandschuh abgestreift war. Dabei duftete er vor Pachouli, einem damals beliebten Parfüm von penetrantem Geruch, das er wahrscheinlich in so reichlichem Maße angewendet hatte, um einen noch üblern Geruch, der von ihm ausging, zu bedecken. Seine Sprache war lispelnd; das Französische sprach er schnell und einen etwas gezierten Accent. Ein rothes Ordensband mit dem Johanniter-Kreuz, das nur durch sechzehn Ahnen erworben werden kann, trug er um den

Hals. Auch er war in diesem Kreise bekannt als einer der beharrlichsten Spieler. Die Dame dagegen war ein hocharistokratisches Fräulein von Hackbret.

Nur die noble Passion des Spiels und die Hoffnung, daß davon in der vornehmen Welt nichts verlautbaren werde, hatte sie bewegen können, sich von ihren beiden Hausfreunden, dem Herrn v. Kater und dem Abbé Coquart, von der französischen Colonie, noch spät nach Mitternacht heimlich in diese Spielhölle führen zu lassen. Ueber die erste Jugendblüthe war sie freilich schon merklich hinaus; aber ihr immer noch schönes sprechendes Auge, in dem eben soviel Schwärmerei als Geistiges lag, so wie das graziöse Lächeln, womit sie den respectvollen Gruß des Doctor Ajar aufnahm, indem sie zugleich zum Zeichen des Schweigens den Finger auf den Mund legte, verrieth, daß sie in die Kategorie der geistreichen Blaustrümpfe gehörte, die durch anregende Unterhaltung Männer von Geist so wie blasirte Flachköpfe, die gern für bel-esprits gelten möchten, an ihren Theetisch zu fesseln wissen.

Zudem war Fräulein von Hackbret reich und unabhängig, welcher Umstand allein schon für eine Empfehlung in Kreisen gelten konnte, wo wie hier das Geld, Gewinn und Verlust, zu den Lebensfragen gehörte.

Einige der raffinirtesten Spieler haben die Gewohn=

heit, ehe sie anfangen zu pointiren, dem Spiel erst eine Weile zuzusehen, indem sie mit einer Nadel Löcher in eine Karte stechen und sich das Ansehen geben, als ob sie, vermöge einer geheimnißvollen Kabbala, die Chancen des Spiels zum Voraus berechnen könnten. Das ganze Geheimniß beruht indeß darauf, daß sie zählen, wie oft diese oder jene Karte gewinnt. Die, nach einer Reihe von Abzügen am meisten gewinnende hat dann die Vermuthung für sich, daß sie die süße Gewohnheit habe, Gewinn zu bringen, und diese wird dann später von ihnen selbst besetzt.

So konnte es denn auch nicht auffallen, daß ein Mann im dunkeln Sackpalletot, der bis obenhin zugeknöpft war, hinter den Spielern stand und als Beobachter des Spiels seine Karten markirte.

Seine Beobachtung war aber in einer ganz andern Absicht auf das Spiel gerichtet gewesen; denn nachdem er bemerkt hatte, daß die Bank im Glück war und die Spieler, immer hitziger werdend, schon Gold auf den grünen Tisch brachten, trat er plötzlich an den Tisch, breitete die Hände aus über die Karten und die Kasse und rief laut: „Im Namen des Königs, alle Spielgelder sind confiscirt!“

Dabei öffnete er seinen Ueberzieher und zeigte die Polizeimarke, die ihn zu diesem Angriff ermächtigte.

Damals hatten noch alle Stände einen heiligen

Respect vor der Polizeigewalt, die sie nur im Stillen und inwendig raisonnirend zu verwünschen wagten. Sich zu widersetzen fiel Niemand ein; denn Jeder wußte, daß ein Polizeibeamter so nicht auftritt, ohne eine Reserve von Gensdarmen hinter sich zu haben. Das war auch hier in der That der Fall. Ein ebenso unscheinbarer Unterbeamter des Polizeiraths Düster, der diese unangenehme Ueberraschung nicht ohne Geschick eingeleitet hatte, öffnete indeß die von innen verschlossenen Flügelthüren und eine Anzahl von Gensdarmen mit ihren Helmen, in ihre grauen Wintermäntel gehüllt, traten herein.

Es läßt sich denken, daß der Schreck kein geringer war. Man sah nur blasse Gesichter. Der Bankhalter besonders bekam eine Leichenfarbe, als der Beamte sich seiner Karten bemächtigte und ihn im brüsken Ton anredete: „Sie haben falsch gespielt, mein Herr! Ihre Karten sind gezeichnet, dabei haben Sie einigemal Geschick im Voltenschlagen bewiesen. Dieser Herr da werde verhaftet!"

Der Vorwurf, mit falschen Karten gespielt zu haben, war nicht ohne Grund. Dem Polizeirath war durch seine Spione bekannt geworden, daß eben dieser Bankhalter nie sein Geschäft schloß, ohne dem Kellner, der ihm die Karten gebracht hatte, ein Geschenk von fünf bis zehn Thalern, je nachdem er viel oder wenig gewonnen hatte, zu geben; das geschah begreiflich nur

darum, daß derselbe ihm die eigens für ein betrügliches Spiel präparirten Karten bringen möge.

Jetzt begann das Aufschreiben der Namen der Spieler und das Zählen des aufgelegten Geldes, dessen Betrag ebenfalls aufgeschrieben wurde. Dabei blieb es jedoch nicht. Jeder Spieler mußte angeben, ob und wieviel Geld er noch bei sich führe; auch dieses wurde abgenommen und aufgeschrieben.

Um indeß gewiß zu sein, daß die löbliche Polizei nichts unterschlagen werde, wurden auch noch mit ziemlicher Indiscretion die Taschen visitirt.

Als die Reihe an den Baron von Kater und Fräulein Hackbret kam, nannte sich Jener mit der Versicherung, daß seine Begleiterin ebenfalls von hohem Adel sei, aber nicht genannt zu werden wünsche.

Plötzlich wurde der Polizeirath, der bisher barsch aufgetreten war, höflich, bedauerte die Ungelegenheit, die er ihnen machen müsse und fragte, ob sie noch mehr Geld, als vor ihnen auf dem Tische lag, bei sich hätten.

Dieses wurde verneint.

Schon wollte ein Gensdarm die Taschenvisitation vornehmen, aber der Beamte wies ihn zurück mit der Bemerkung: „Hier sind Rücksichten zu nehmen!“

„Würden Sie vielleicht Ihr Ehrenwort darauf geben, Herr Baron, daß Sie kein Geld mehr bei sich führen.“

„Auf Ehre.“

„So gehen Sie mit Ihrer Dame. Diesesmal soll Ihr Name nicht aufgeschrieben werden; aber Sie machen mir so oft das Vergnügen, Ihnen auf meinen nächtlichen Gängen zu begegnen, daß ich mir erlauben möchte, Sie zu warnen .....“

„Schon gut, schon gut,“ ich weiß allein wohl, was ich zu thun oder zu lassen haben werde,“ sprach der Edelmann mit dem vollen Aplomb eines blasirten Bewußtseins und zog sich mit seiner Dame zurück.

Der Abbé, der ihm folgen wollte, wurde zurückgehalten; als aber der Baron sagte: „Der Herr gehört zu unserer Gesellschaft,“ wurde er ebenfalls entlassen.

Es half nichts, daß in der Gesellschaft ein allgemeines Murren entstand, daß Herr Ajax laut von Polizeiwillkür und Parteilichkeit sprach.

Der Polizeirath entgegnete: „Das ist aber das Privilegium der löblichen Polizei, daß sie an kein anderes Gesetz als an das ihrer eigenen freien Willkür gebunden ist. Sie aber, Herr Ajax, werden der gesetzlichen Strafe einer unehrerbietigen Auflehnung gegen hohe Obrigkeit verfallen, wenn Sie nicht sogleich schweigen..“

Draußen aber lachte der Baron Kater und sprach zu seiner Begleiterin: „Das ist doch wenigstens noch

ein Vortheil, den Leute von Familie haben, daß sie von der Polizei mit Egards behandelt werden."

„Aber Ihr Ehrenwort, lieber Baron, wir haben Beide noch Geld bei uns."

„Ein Ehrenwort bindet nur gegen Standesgenossen, wird es den Manichäern oder der Behörde oder gar einer Bürgermamsell gegeben, um sie zu düpiren, so ist das nur eine Kriegslist, die der Standesehre keinen Abbruch thut. N'importe! Das wäre noch schöner, wenn ein Mann von Ehre Schulden machte, was doch sehr nobel ist, und sein Ehrenwort gäbe, dann und dann zu bezahlen, und die bürgerliche Rouerie verlangte alsdann, pünktlich bezahlt zu werden. Unsinn das! es giebt nur eine Ehrenschuld, das ist die Spielschuld und die wird jeder Mann von Ehre bezahlen und sollte er das letzte Hemd verkaufen müssen."

Wir werden später noch öfter Gelegenheit haben, zu beobachten, welche verkehrte Begriffe sich nach und nach in der exclusiven Gesellschaft und ganz vorzüglich im Offiziercorps solcher Regimenter, die sich möglichst fern von Bürgerblut zu halten wußten, gebildet haben.

3.

Es war der Lendemain jener bewegten Weihnachts-Nacht.

Elf Uhr Morgens war vorüber.

In einem eleganten Wohnzimmer, welches vom englischen Fußteppich bis zu den elastischen Sophas und Sesseln und dem dicken hohen Wandspiegel im reichsten vergoldeten Rococorahmen den ausgesuchtesten Luxus des vornehmen Lebens vereinigte, sah man vor dem weißen Kachelofen einen schwarzen Mann knieen, der in der Livree grün mit Gold, die Grafenkrone auf den Knöpfen tragend, das Feuer anschürte, von dem aus schon eine behagliche Wärme das mit Doppelfenstern versehene Gemach durchströmte; da aber die weißen Flügelthüren offen standen und mehrere der elegantesten Zimmer gleichzeitig geheizt waren, so herrschte nirgends eine drückende Atmosphäre.

Gleichzeitig goß ein schwarz mit weißer Halsbinde gekleideter Kammerdiener einige Tropfen feiner Räucheressenz in die silberne Schale, welche von einer Hebe aus carrarischem Marmor hochgehalten wurde.

Wenn wir noch hinzufügen, daß die ganze elegante Einrichtung dieses gräflichen Quartiers vom Hoftapezier Höltl besorgt war, so genügt das, um keins der Comfords des vornehmen Lebens vermissen zu lassen, die in tausend kleinen Ueberflüssigkeiten die Rechtfertigung der raffinirtesten Nothwendigkeit finden.

Allein trotz der Graziengruppe auf dem Cylindersecretair von Polisanderholz und der das Gewand zum

Bade sinken lassenden Venus auf der Chiffoniere, der vergoldeten Leisten, womit die rothen Velourtapeten befestigt waren und vieler anderer Herrlichkeiten ließ doch das kundige Auge überall die anmuthige Anordnung der Frauenhand vermissen.

„Ah diamine!“ rief der Neger, indem er sich vom Boden erhob, „Massa schlafen sehre länglich, il couche comme un cochon. Ah, muß sehre, sehre liederling gewesen sein dieses Nacht.“

„Halt Dein ungewaschnes Maul, Schwarzer, und raisonnire nicht über Dinge, die Du nicht verstehst.“

„Oh massa chambre de valet, ich verstehe sehr gut. Wir arme Niggers haben schwarze Visage, aber ein weißes Herz, aber unser Graf hat weiß Gesicht und sehre schwarzer Herz. Immer auf der Mädchenjagd, gleichviel ob er Unglückliche macht, jedes Mittel ist ihm recht, wenn es auch ein dummer Nigger von der Goldküste Afrikas krokedilenmäßig finden sollte.“

„Der schwarze Wollkopf ist so dumm nicht, wie er aussieht, doch merke Dir die Regel, die schon, freilich in anderm Sinne, in der Bibel steht: was der Herr thut, das ist wohlgethan! Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Was sich hohe Herrschaften erlauben dürfen, dafür würde man uns arme Teufel gewaltig auf die Finger klopfen.“

In diesem Augenblicke schellte die Klingel.

„Geschwind Cäsar! der Graf erwacht, den Schlaf=

rock und Pantoffeln, dummer Teufel, mußtest sie schon längst auf dem Arme haben.“

Es klingelte heftiger als zuvor.

Der Kammerdiener ergriff das Krystallglas mit lauwarmem Mundwasser, träufelte einige Tropfen Eau de Cologne hinein, so daß es ein milchartiges Ansehen erhielt und trug es auf einem silbernen Präsentirteller in das nahe Schlafgemach.

Der Mohr folgte ihm mit dem türkischen Schlafrock, den goldgestickten Pantoffeln, den sackförmigen, roth und schwarz carrirten Morgenhosen vom weichsten Merino und der rothen türkischen Morgenmütze mit der blauen Troddel.

Wir haben noch zwei Personagen vergessen, die sich ebenfalls im Zimmer befanden und dort einheimisch zu sein schienen, zwei große, zottige schwarze Neufoundländer Hunde, von welchen der eine auf dem mit braunen Plüsch überzogenen Sopha, der andere auf dem weichen Teppich, dicht am Ofen lag. Diese beiden, vielleicht die einzigen treuen Freunde des Grafen Banco, in dessen Appartements wir uns befinden, erhoben sich und erwarteten schweifwedelnd den Eintritt ihres Herrn.

Dieser erfolgte endlich. Mißlaunig und gähnend erschien der Herr, von seinen Dienern gefolgt.

„Cäsar, Du schwarzer Hund,“ sprach er, „bist mir als Teufel im Traume erschienen, hier, Strafe da-

für!" damit schlug er ihn mit einer Reitpeitsche, die an dem Tische lag, ins Gesicht. Der Neger kniete nieder und küßte den Saum des Schlafrockes seines gnädigen Herrn mit der Bitte: „Massa nicht mehr böse sein wollen; Nigger nicht wieder im Traum erscheinen will."

„Chokolade und die lange Pfeife!" gebot der wie ein türkischer Pascha gekleidete Graf und warf sich auf das Sopha, „ihr Schlingels, jede Kleinigkeit muß man erst commandiren."

„Ist Louis sein Sach'!" entgegnete der Neger aufspringend, „ich ihm die Prügel des Herrn bringen will für sein Faulheit!" damit lief der Neger hinaus.

Ehe noch der Bediente mit der Chokolade und Cäsar mit der langen Pfeife zurückkehrten, wendete sich der Herr mit großem Ernst gegen den Kammerdiener.

„He, Sie Spitzbube, hätten bei meiner Ehre eine gleiche Behandlung verdient. Auguste klagte mir diese Nacht, daß Sie sie hätten küssen wollen, als Sie mir die Dirne neulich zuführten. Glauben Sie, daß ich Appetit habe, die Bartneige von Lakaienküssen zu genießen?"

„Der Herr Graf sind sonst so delicat nicht in solchen Fällen."

„Für Andere kann ich nicht einstehen, aber von meinen Leuten verbitte ich mir jeden Communismus auf Mädchenlippen."

Der Kammerdiener verneigte sich, doch nicht ohne einen spöttelnden Ausdruck seiner markirten Gesichtszüge, welchen der Graf bemerkte.

„Du lachst noch, Schurke!“ rief er wüthend, „Du bringst mich noch dahin, daß ich Dich auf dem Fleck zu allen Teufeln jage.“

„Damit ich in allen Bierschenken die Suiten und Verhältnisse des Herrn Grafen erzähle.“

„Bah! plaudere so viel Du willst, eine noble Libertinage bringt der Ehre eines Cavaliers keinen Abbruch.“

„Aber Ihre Schulden Herr Graf, ich führe davon ein ziemlich langes Register, als Kleidermacher, Fußbekleidungskünstler, Pferdehändler, Juden und Juweliere?“

„Weißt Du nicht, Narr, daß es nobel ist, Schulden zu machen und Ehre bringt, das Bezahlen zu vergessen und unbescheidene Mahner die Treppe hinunter zu werfen.“

„Aber der Credit, der Credit leidet, und es wird immer schwerer, Geld aufzutreiben.“

„Sei ohne Sorgen. So lange die Welt steht, wird es noch Narren geben, die sich eine Ehre daraus machen werden, von Leuten von Familie gerupft zu werden.“

Während dem schlürfte der Graf die Chokolade, die noch besonders mit Vanille stark gewürzt war, so daß das ganze Zimmer davon duftete.

„Der Kutscher und der Reitknecht!“ gebot er, „aber daß mir die Schlingels nicht nach dem Stall riechen.“

„Sie warten schon auf des gnädigen Herrn Befehl.“

„Eintreten!“

„Was machen die beiden Nationalrussen?“ fragte er den Kutscher.

„Die neuliche Wettcarriere auf der Potsdamer Chaussee hat ihnen doch etwas geschadet, die Wudka scheint Anlage zu Gallen zu haben und Paschal zuckte ein paarmal mit dem linken Hinterbein, wenn er nur nicht spathlahm wird.“

„Teufel, das wäre verdammt! lieber fünfhundert Friedrichsdor verlieren.“

„Sie kosten auch mehr, ächte kaukasische Race.“

„Den Doctor aus der Thierarzneischule holen, ich komme selbst in den Stall!“

Der Kutscher eilte fort und der Graf wandte sich an den Reitknecht.

„Nun und die Eklipse, der Burking und der schottische Jagdklepper, dieser magnifique Hounter?“

„Lassen sich alle schönstens bedanken für gnädige Erkundigung und sie befänden sich sämmtlich noch so la la.“

„Was heißt la la?“

„Na, so so, passable, man muß zufrieden sein! manchmal den Hafer warm schnaufen und nicht fressen wollen, oder en Bisken Druse. Na, Pferde sind wie junge Mädchen, sie haben immer was zu pimpen.“

Der Graf lachte aus vollem Halse, Du hast in jeder Beziehung recht mit Deinem Vergleich, hier hast Du einen Thaler für Deinen Witz; aber halt's Maul darüber, ich werde ihn selbst bei passender Gelegenheit anbringen und noch etwas hinzusetzen, haha magnifique das, superb, mit einem Worte gesagt, magnifique, auf Ehre!“

„Befehlen der Herr Graf?“

„Sieben ein halb Minuten vor zwei Uhr nach dem Bahnhof!“

Der Kammerdiener meldete den Doctor Ajax.

„Ah, charmant, auf Ehre.“

Der Genannte trat ein.

. . . .

„Guten Morgen, lieber Ajax. Nun, wie geht's, haben Sie den dummen Jungen richtig nach Hause geliefert?“

„In optima forma! Darf man fragen, haben der Herr Graf reüssirt? eine vergnügte Nacht gehabt?“

„Das ist ein kleiner Teufel an Sittsamkeit, ah schwere Noth, fällt mir ein, ich wollte heute die Maskerade fortsetzen, aber das geht nicht, ich dachte nicht daran, ich bin engagirt, wir haben ein Diner fin bei

Kast, auf dem Bahnhof in Potsdam, man speist dort superb. Sie übernehmen indeß wohl.... Aber was fehlt Ihnen lieber Doctor, Sie haben so ein air melancholique.“

„Wenn der Mensch Pech hat!“

„Wie so?“

„Mit einem Worte, wenn man von der Polizei des letzten Thalers beraubt wird, ach, Herr Graf, das ist ein Gefühl, als wenn man Cooper's „„Untergang des letzten Mohikaners““ gelesen hat.“

„Aha, Sie haben meiner Chatoulle wieder einen kleinen Aderlaß zugedacht. Eh bien, nous verrons! Erzählen Sie Ihre Aventüre!“

Der Doctor Ajar erzählte nicht ohne Humor, was ihm in der Spielhölle passirt war.

Das amüsirte den Cavalier königlich, er lachte, ventre à terre, und sprach: „Gestehen Sie selbst, so etwas wäre Leuten von Familie nicht passirt. Einen ähnlichen Angriff auf unsere Spielpartie unter den Linden hat schon, wie mir der Kellner erzählte, das Gewicht meines Namens und unsere Stellung als Gardeoffiziere zurückgeschlagen. Was will man mehr? Wir haben eine treffliche Polizei, die einen Unterschied zu machen weiß zwischen Leuten von gutem Hause und andern Personen.“

„Ja“, sagte Ajar, nicht ohne tiefer liegende Ironie, „das ist ein trefflich organisirter Staat, mit

einem so formell ausgebildeten Kastengeist wie in Indien. Unser treffliches allgemeines Landrecht enthält darüber bewundernswerthe Bestimmungen. Der Edelmann ist eximirt von den ordentlichen Gerichten, wird er beleidigt, so hat er das Recht, keine Injurienklage einreichen zu brauchen, indem schon eine einfache Anzeige genügt, den Injurianten in fiscalische Untersuchung und Strafe zu bringen; und Gnade der Himmel, wenn ein Edelmann beleidigt wird von einer Person geringeren Standes, dann wird diese dreimal schwerer bestraft, als umgekehrt, wenn der Edelmann einen Bürgerlichen beleidigt. Endlich um zu verhindern, daß das ächte Vollblut nicht ausarte, erklären die Gesetze die Ehe zwischen einem Edelmann und einer Personage niedrigen Standes für Null und nichtig. Und begeht ein Edelmann ein Criminalverbrechen, so wird er in den Bürgerstand degradirt, als sei dieser Stand nicht mehr werth, als Verbrecher in sich aufzunehmen."

„Es ist famos, wie der alte Fritz in seinen Gesetzbüchern für die Erhaltung des Familienglanzes alter Adelsgeschlechter gesorgt hat, überall entstanden Majorate, welche alle Reichthümer der Familie auf den Erstgebornen häuften, während die Nachgebornen mit geringen Apanagen an den Staat zur Versorgung gewiesen wurden. Friedrich der Große sprach zuerst den Grundsatz aus: „ich kann zu meinen Offiziers keine Andern als Adlige

gebrauchen. Im Adel allein ist noch die wahre Ritterlichkeit zu finden."

„Das war damals aber auch der Fall, wie noch jeder Bürgerliche sich tief vor dem Edelmann verneigte und ihn gnädiger Herr nannte."

„Das ist freilich jetzt anders geworden; die Leute ohne Familie haben heutzutage einen impertinenten Bürger- und Bauernstolz. Ueberall drängen sie sich ein. Nur noch die Garde und wenige andere Regimenter haben sich im Offiziercorps ziemlich rein von Bürgerblut gehalten; nur die Artillerie zählt viele bürgerliche Offiziere."

„Weil dazu Kenntnisse gehören."

„Ah bah, das ist eine Phantasie der hohen Militairbehörde. Eine Kanone kann ich auch abschießen und habe mich auf Ehre niemals um Mathematik bekümmert. Im Nothfall, wozu hat man die Unteroffiziere, die mögen studiren, daß sie schwarz werden, aber den Adel sollte man mit solcher Schulfuchserei, wie das neue Offizierexamen voraussetzt, billig verschonen. Selbst in die Cadettenhäuser werden schon Söhne bürgerlicher Officiere eingeschoben. Aber man caschirt das. In dem Cadettenhause zu *** besucht die Mutter eines solchen bürgerlichen Eindringlings ihren Sohn und findet über seinem Bette seinen Namen mit dem bedeutungsvollen von angeschrieben. „Von B....? Junge?" rief die bürgerliche Mama, „Du machst Deinem Vater, der in

der Schlacht bei Großbeeren zur Rettung des Vaterlandes sein Bein verloren hat, noch in der Grube Schande; wie kannst Du Dich unterstehen, Dich v o n zu schreiben."" ""Liebe Mutter,"" entgegnete der Junge, ""das hab' ich nicht gethan; der General hat's befohlen, obgleich ich ihm erklärte, daß ich ein ganzer Kerl und kein Stück von einem Menschen sei."" ""Brav, mein Junge!"" Und die Mutter ging zum General. Dieser sagte: ""Beruhigen Sie sich nur, Frau Majorin, ich thats nur, um böses Blut zu vermeiden, die Junkers würden Ihrem bürgerlichen Sohne das Leben sauer gemacht haben und am Ende war das kleine „v" nothwendig, um das Institut vor den Augen der Welt in seiner Reinheit zu erhalten."" Famos das! Indeß was hilft's, der verdammte Zeitgeist minirt fortwährend gegen unsere Adelsprärogative, was soll daraus werden? ein allgemeines Nivellement aller Stände, ein cri de république: „an die Laterne mit den Aristokraten!" eine Erhebung des Proletariats, allgemeiner Communismus et caetera! fi donc!"

„Aber brechen wir ab von dieser unerquicklichen Materie, die mich echauffirt vor Aerger, wenn ich an die neue Zeit denke," fuhr er fort, trank den Rest seiner Tasse aus, that noch einige Züge aus seiner langen orientalischen Pfeife und fuhr dann fort."

„Mais, par Dieu, lieber Doctor, ich bemerke so=

eben, daß ich Ihnen noch keinen Stuhl offerirt habe; nehmen Sie Platz, wo es Ihnen beliebt, denn wir kommen jetzt auf das rein menschliche Gebiet, wo wir Alle gleiche Adamskinder sind."

Doctor Ajax setzte sich neben dem Sopha auf einen der Sessel, die rund um den Sophatisch herum standen. Der Graf saß auf dem schwellenden Sopha in halb liegender Stellung.

„Haben Sie schon gefrühstückt, Herr Ajax?"

„Noch nicht," entgegnete der Literat, indem sich sein Antlitz sichtbar erheiterte.

„Bedauere, für mich ist's noch zu früh, indeß können Sie ja überall dejeuniren. Hier, das gewünschte Darlehen, ich schreibe es auf Ihre Rechnung, in den Schornstein."

Damit gab er ihm einige Cassenscheine und der Literat fühlte sich dadurch merklich erleichtert.

„Was befehlen der Herr Graf?" fragte er, „ich stehe zu jedem Dienste bereit."

„Das weiß ich, darum vertraue ich Ihnen ein Geschäft an, das großer Discretion und einiger Gewandtheit bedarf."

„Wegen der kleinen Poussage von dieser Nacht!"

„Allerdings, die kleine E.... E....., wie hieß sie doch gleich, Emilie — nicht?"

„Nein, Emma."

„Ah, ja, ja, ganz richtig, meine kleine Braut, hahaha! wissen Sie, lieber Ajax, daß mich ihre Prüderie forcirt hat, ihr zu versprechen, daß ich heute kommen und feierlich um ihre Hand werben würde?“

„Sie speculiren auf die Leichtgläubigkeit der Mädchen, die, wenn man sie nur durch die Lorgnette ansieht, gleich meinen, der will Dich freien!“

„Ein Narr, der die Gelegenheit nicht benutzt!“

„Puella vult decipi, ergo decipiatur.“

„Das heißt?“

„Gänschen wollen getäuscht sein, also mögen sie getäuscht werden.“

„Haha, die alten Römer waren so dumm nicht. Doch nun zur Sache.“

„Heute kann ich in der Brüderstraße Nro. 43 auf dem Hof keine vier Treppen ansteigen, denn ich muß nach Potsdam. Morgen, auch nicht, vielleicht übermorgen, vielleicht auch nicht; dann aber machen wir den Witz ein andermal, auf Ehre; denn ich bin teufelmäßig verliebt in das Mädchen. Bis dahin aber mögen Sie meine Entschuldigung übernehmen. Mein Kammerdiener mag ihr in meinem Namen ein billet-doux schreiben. Der Kerl hat famose Routine in solchen Dingen. Sie aber melden ihr im tiefsten Bedauern, daß ich unwohl geworden sei, indem ich mich im Dienst der

Schönen erkältet habe ꝛc. Ich werde schon dankbar sein, auf Ehre."

„Leider, Herr Graf, geht die Kunst nach Brod, meine Kunst zu intriguiren führt mich auf denselben Weg. Sie sollen mit mir zufrieden sein, Herr Graf. Sie haben mir da ein ganz neues Gebiet von Ehre aufgeschlossen. Was die dumme Bourgeoisie eine Schurkerei nennen würde, das gilt dem verfeinerten point d'honneur immer noch als Ehrensache."

„Das wäre also der eine Auftrag; der andere ist nicht minder ehrenvoll für Sie."

„Ich bin ganz Ohr!"

„Verschaffen Sie mir nur irgend einen dummen Teufel von Kaufmann, aber Modist muß er sein, in Ellenwaaren für die weibliche Toilette; sagen Sie ihm, eine hohe Person, er mag denken, daß es ein Prinz sei, wolle sich einen hohen Scherz machen, es gelte eine Wette oder dergleichen. Kurz, er muß mich einmal auf eine Stunde in seinem Geschäft als Principal unter dem Namen eines Kaufmann Liebreich gelten lassen, dann führen Sie meine kleine Braut, hahaha, köstlicher Witz! dorthin. Sagen Sie dem Quidam von marchand des modes, er würde dabei ein gutes Geschäft machen, indem ich alle Cadeaus für dieses Mädchen bei ihm kaufen würde; dann könne er doppelte Preise notiren. Aber Credit muß der Kerl geben, famosen Credit, denn in

meiner Chatoulle giebt es einen ungeheuren Vorrath an leerem Raum."

In diesem Augenblick trat der Kammerdiener ein und meldete vier Cavaliere von Potsdam, den Prinz Xaver, Graf Brenner und die Barone von Atout und von Coeur-Aß.

„O Lieber," sprach Graf Banco zu Doctor Ajax, „Sie thun mir wohl den Gefallen und gehen durch die Garderobe, das Bedientenzimmer nnd die Küche, — man hat es doch nicht gern, wenn Standesgenossen ....."

„Uns bei dem Besuch einer bürgerlichen Personage überraschen," ergänzte Ajax nicht ohne Bitterkeit, erhob sich aber doch und zog sich auf dem bezeichneten Wege zurück.

„Ganz recht," redete der Graf halblaut vor sich hin, „es ist auch unangenehm das. So lange man mit solchen Leuten vom Tiers-Etat allein ist, oder sich nur unter Bürgerlichen befindet oder wenn es Bürgermamsells sind, mag man sich noch so sehr mit ihnen gemein machen, das bleibt am Kleide nicht hangen. Ist aber nur ein Edelman dabei ....."

In dem Augenblick hörte man Hundegebell im Vorzimmer, und Poltern und lautes Lachen; im Gemach des Grafen knurrten Boz und Marryat, die beiden kohlschwarzen Neufoundländer Hunde.

4.

Der Kammerdiener öffnete die Flügelthüren und nun kamen die genannten Cavaliere mit ihren Mänteln und Mützen von weißer Farbe herein, gleichzeitig aber hatten sich zwischen ihren Beinen durch zwei Bulldogs und zwei Windhunde von der großen Solofängerrace hereingedrängt, oder waren vielmehr mit hereingestürzt; denn in demselben Augenblick war die ganze Hundegesellschaft, ohne Rücksicht auf das selbst von Barbaren geachtete Gastrecht, ein Knäuel geworden von bellenden, beißenden, knurrenden und heulenden Bestien, die diesmal gar keine Raison annehmen wollten; denn alles obligate Schelten und Rufen, Schlagen und Lachen ihrer Herren half für das Mal nichts. Die beiden Bulldogs hatten sich in das zottige Fell der Neufoundländer so verbissen, daß der Neger und der Lakai, die zu Hülfe kamen und die Feuerzange als Brecheisen anwenden mußten, um die starken Kinnladen jener englischen Beißhunde zu öffnen; die verschiedenen Hundeparteien, wahrscheinlich eine Rechte und eine Linke, wurden nun mit Gewalt getrennt und in verschiedene Kammern verlegt, bei welcher Gelegenheit der Neger einige Bisse ins Bein erhielt, die seltsam genug den Beweis lieferten, daß so ein Schwarzer auch sein rothes Menschenblut hat.

Kurz der Hundekrawall war endlich gestillt, und

nun gab es reichlichen Stoff zu einer lebhaften Unterhaltung über dieses Rencontre, wobei die Bulldogs des Prinz Xaver den Ruhm davontrugen, sich gut geschlagen zu haben. Graf Banco vertheidigte seine beiden weit größern Neufoundländer mit der dieser edlen Race angebornen Generosité, indem es ihnen ein Leichtes gewesen wäre, wenn sie ihre volle Kraft hätten anwenden wollen, ihre Potsdamer Gäste zu frikassiren. Die Windhunde des Grafen Brenner wurden der Feigheit beschuldigt, indem sie sich heulend zurückgezogen hätten.

„Kein Wunder, lieber Graf," sprach dieser in seinem näselnden Ton, „sie lernen's von den Häsen, die sie chässiren, auf Aerre."

„Famose Geschichte das, wissen Sie das Neueste aus Potsdam?" fragte Baron von Atout, und warf sich in einen Sessel, nachdem ihm der Schwarze den Mantel abgenommen hatte.

Die Andern folgten seinem Beispiele und Graf Banco fragte: „Nun? allons des nouveautés!"

„Graf Arnold's Fiumetta ist spathlahm geworden."

„Wie war das möglich? sie hat ja handbreite Sprunggelenke und eine Croupe, die den Fasanenschweif wie eine Feder trägt!"

„Nach dem Stud-Book Nro. 690 ist die Fiumetta vom Bankal aus der Lady Howard."

„Ja, ja, ächtes Vollblut, obgleich man behaupten will, die Howard sei nur Drei=Viertelblut gewesen.“

„Schauderöse Calumnie, für das Vollblut der Lady Howard parire ich zehn Flaschen Champagner.“

„Es gilt, wird angenommen.“

„Famos das, doch miraculos ist es, wie die Fiumetta zum Spath kommen kann; sie ist nicht schön, aber bei Gott und auf Aerre der erste Läufer und Springer im Regiment.“

„Ganz einfach! Auf der letzten Parforce=Jagd am Grunewald forcirte sie Graf Arnold, über einen Graben von sechzehn Fuß Breite zu springen. Das Thier hat sein point d'honneur und famoses Feuer, und setzt an, aber der Boden weicht, der Sprung gerieth zu kurz, Pferd und Reiter liegen im Moder; der rothe Sportsmansfrack wird schwarz wie auch die weißen Lederhosen und gelben Stulpstiefel, und seitdem hinkt die Fiumetta. 600 Pfund, noch nicht einmal ganz bezahlt, sind zum Teufel! und die Manövrezeit ist vor der Thür.“

„Ein pyramidales Pech!“

„O, es giebt dergleichen noch mehr, wenn auch nicht so bedeutend.“

„Erzählen Sie, lieber Coeur=Aß.“

Indeß hatte die Bedienung des Grafen ein pikantes Dejeuner servirt, bestehend aus trefflichen Nativaustern, großkörnigem Caviar aus Astrachan und Rhein=

lachs, nebst Portwein, Ungar und Madeira, einige treffliche schwammdicke Beefsteaks à l'Anglaise, aus denen der rothe Saft lief, machten den Beschluß.

„Wir wollen uns den Appetit nicht verderben, meine Herren Kameraden, deshalb habe ich nur etwas den Appetit Reizendes serviren lassen," unterbrach jetzt der Graf Banco den Lieutenant von Coeur=Aß, der soeben beginnen wollte seine Neuigkeit auszukramen. Wir diniren doch heute zusammen auf dem Bahnhofe bei Kast?"

„Deshalb kommen wir her, damit Sie uns nicht eklipsiren."

„Nicht daran denken", sprach der Graf feierlich und schlürfte behaglich seine Auster, dann fuhr er fort: „Man muß es dem Kast lassen, seine feinen Diners sind genial combinirt."

„Die exquisitesten Delicatessen der Jahreszeit weiß er anzuschaffen."

„Und welche Küche! Er ist selbst nicht Koch, aber er hält auf gute Leute."

„Das Geniale bei der Sache ist, daß er zu jedem Gericht die dazu passende Weinsorte zu wählen weiß."

„Man muß ihm nur den Preis des Couverts überlassen."

„Und dann ist er nicht unbillig."

„Er hat eine merkwürdige Attention, Jedem nach seinem Geschmack die exquisitesten Bissen vorzulegen."

„Sein Schinken, in Burgunder gekocht, ist das Deliciöseste, was jemals die Zunge eines Gourmands erster Größe enchantirt hat.“

„Das weiß auch die Geldaristokratie der Actionaire, Eisenbahn-Directoren und die reichen Berliner Gourmands. Sie werden nächstens ein Wettessen haben. Einer dieser Herren behauptete, Kast in Potsdam wisse die feinsten Diners zu arrangiren und der Andere wettete auf einen berühmten Restaurant in Stettin, der lange königlicher Koch gewesen.“

„Hat aber seit zwanzig Jahren nicht mehr gekocht.“

„Doch nichts verlernt. Wer die Wette verliert, bezahlt beide Diners.“

„Ei der Teufel, da möchte ich mit dabei sein.“

„Haben Sie Connexionen mit dem reichen ***, so wird er Sie vielleicht einladen; er ist einer der Wettenden. Uebrigens werden es nicht mehr als zwölf Couverts sein.“

„Das ist aber auch die höchste Zahl. Kein Koch auf der Welt kann für die höchste Vollkommenheit der Bereitung bei einer größern Tafel garantiren.“

„Noch muß ich bemerken, daß kein Restaurant auf der Welt eine größere Geschicklichkeit und einen feinern Geschmack im Serviren hat; er scheut sich nicht, seine Gäste persönlich zu bedienen, wenn es eben fehlt.“

„Aber er weiß auch die Personen anzusehen.“

„Hätten seine Aufmerksamkeiten nur irgend einen Werth, wenn er sie Jedem ohne Unterschied des Standes erwiese?

„Doch Ihre Neuigkeiten, lieber Coeur-Aß, wir sind ganz davon abgekommen.“

„Nichts Besonderes! Verdiente die öffentliche Meinung der Philisterwelt irgend eine Beachtung in den Kreisen der **haute volée**, so hätte der Graf Kronhelm eine kleine Unannehmlichkeit gehabt. Ein Potsdamer Bürger, ein Kaufmann, hatte einen Hund des Grafen aufgefangen und eingesperrt und verlangte dafür ein unverschämtes Futtergeld. Der Graf läßt ihm das Angemessene bieten und da er dieses ausschlägt und noch dazu grob und trotzig wird, so läßt er ihm sagen, dann solle er gar nichts haben. Der Mensch kommt aber immer wieder und wird immer ernstlicher abgewiesen. Eines Abends haben Augenzeugen ihn schwankend von der Gegend her, wo das Quartier des Grafen belegen ist, kommen sehen; er ist darauf gegen das Eisengitter des Kanals gefallen und ohne ein Wort sprechen zu können, todt gewesen. Das Volk aber behauptete, er sei von der Dienerschaft des Grafen an den Kopf geschlagen und erschlagen worden. Das erwies sich aber als Lüge; denn natürlich bewies die Obduction und gerichtliche Untersuchung, auf Grund eines Medicinalgutachtens, daß die Kopfverletzung davon herrühre, daß der Mann gegen das

Eisengitter gefallen sei. Der Graf indeß, um Unannehmlichkeiten durch den Pöbel zu entgehen, nahm Urlaub und ging auf Reisen, bis sich die Sache verblutet haben wird.“

„Noch eine interessante Neuigkeit, auf meine Aerre, Herr Kämräd, die schöne Pauline, die zuletzt bei dem *** Regiment stand, ist zum Civil übergegangen.“

„Das ist schade, sie hatte eine so elegante Tournüre, daß selbst eine Dame von Adel im Kaufladen von Greinert sie für ihres Gleichen gehalten hatte, bis sie von einem Bekannten enttäuscht wurde.“

„Wissen Sie, daß der Secondelieutenant von *** mit einer ungeheuern Schuldenlast, wozu er noch zuletzt ein Paar tausend Thaler zu leihen wußte, auf und davon nach Amerika abgegangen ist? Sein würdiger Vater wird nichts bezahlen.“

„Das fehlte auch noch in der Naturgeschichte eines Cavaliers, daß er wegen Schulden desertiren müßte. In diesem Falle würde die halbe Armee auskneifen. Hahaha!“

„Was werden wir in Potsdam treiben?“ fragte der Graf Banco, „ein langweiliger Garnisonsort das, schlägt man einmal über den Strang, gleich kommt's an die große Glocke. Das macht die verfluchte Kleinstädterei. Zum Glück führt die Eisenbahn in dreiviertel Stunden nach Berlin. Ich bin froh, daß ich jetzt hier stehe.

Man bewegt sich doch hier viel freier. Eine Geschichte, wie ich jetzt vorhabe, wäre in Potsdam gar nicht durchzuführen."

Und dann erzählte er unter allgemeiner Heiterkeit seine Geschichte von vergangener Nacht und theilte mit, was er beabsichtige, welchen Weg er einschlagen wolle. Am Schluß fragte er: „Sagen Sie selbst, meine Herren Kameraden, ist in Hinsicht des Point-d'honneur Bedenken dabei?"

„Na, na, so lange es nicht in die höchsten Regionen kommt. Bei solchen Dingen kommt Alles darauf an, die Dehors zu sauviren. So lange es nicht vor eine hohe Generalität kommt, wird es die Ehre nicht beflecken heißen, wenn ein junger Mann von Stande sein Leben genießt."

„Aber wir kommen von unserem Thema ab. Wie amüsirt man sich heute in Potsdam?"

„Nachmittags Schlittenfahrt; Abends Costümeball im Casino; später möge König Pharao die Nacht beschließen."

„Bon!"

„Also um zwei Uhr auf dem Bahnhofe!"

Die Offiziere, die Hunde, die man aus Vorsicht mit Berliner Hundemarken hatte versehen lassen, mit ihnen; und die Fahrt nach Potsdam begann.

. . . .

Wir wollen dieser nicht folgen, überhaupt unsere Skizze von dem blasirten Leben einiger der jüngern Gardeoffiziere mit der Bemerkung schließen, daß es gerade in diesem Offiziercorps höchst achtbare und hochgebildete Männer giebt, die allgemeine Achtung genießen. Sie stammen fast sämmtlich aus den ältesten und reichsten Adelsfamilien her und ihre stete Berührung mit dem Hof hat ihnen eine Tournüre und einen Takt gegeben, der in Hinsicht der Feinheit, Leichtigkeit und Eleganz der Umgangsformen so leicht von keinem andern Offiziercorps in der Welt überboten wird. Ihre große Anzahl, militairische Stellung und ihr Selbstbewußtsein scheidet sie völlig ab von jeder Berührung mit den bürgerlichen Ständen, worüber diese sich wohl zu trösten wissen, so daß man es nur als ehrenwerthe Ausnahme erkennen darf, wenn an einigen Vereinen, z. B. dem Gesangverein für classische Musik und dem literarischen Verein in Potsdam, auch gebildete Offiziere Theil nehmen.

Also nur die Roués dieses Standes und das blasirte moderne Junkerthum zeichnete diese Skizze und dadurch wird sich weder das ganze Gardeoffiziercorps, noch irgend eine achtbare Persönlichkeit desselben beleidigt fühlen können.

Drittes Buch.

Besuch im Kaufmannsladen. Soirée im Gesandtschaftshotel des Grafen von Westmoreland. Eine Duellgeschichte.

„Ist's nicht ein Mann — sei's derweil ein Galan,
's ist eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.
Goethe im Faust.

1.

Die schändliche Täuschung in der einfachen Familie gelang vollkommen.

Doctor Ajax, der so gerne mit liberalen und selbst radikalen Gesinnungen prahlte, dessen Aufsätze in seiner Zeitschrift nicht ohne Geist und schlagende Pointen waren, der im Volke als ein Mann des immer mehr erwachenden Freiheitsgefühls galt, gehörte dennoch jener verachteten Classe von sogenannten Literaten an, die den ganzen Stand vor der öffentlichen Meinung herabsetzen, weil sie oft durch gemeine Liederlichkeit ihres Lebenswandels Zeit und Geld vergeuden, dann ein jedes Mittel sich erlauben,

sei es bei Reichen zu schmarotzen und sich auf ihre Kosten eine lustige Nacht zu machen oder erschwindelten Credit zu benutzen, um Schulden zu machen, oder auch von erbettelten Darlehen, auf deren Zurückzahlung der wohlhabende Gläubiger selbst nicht rechnet, oder von Vorschüssen auf literarische Arbeiten, die nie geliefert werden, zu leben.

Daher dürfen wir uns nicht wundern, daß ein Mensch wie Ajax, während er in seiner Zeitschrift gegen die Adelsaristokratie sich erhob, sich dennoch an den Grafen Banco anschloß, dessen Gefährte und Führer er bei nächtlichen Orgien war, und sich selbst ein hochmüthiges, oft wegwerfendes Benehmen von diesem Edelmann gefallen ließ, da dessen verschwenderische Freigebigkeit ihm nicht selten eine Hülfsquelle für seine Subsistenz war. Daß ein solcher Charakter wie dieser Literat, sich nicht schämte, sich zu einem intriganten Kupplerdienste gegen die Redlich'sche Familie für den hochgebornen Lüstling gebrauchen zu lassen, finden wir ganz in seinem Charakter begründet, der weder sittliches, noch rein menschliches Gefühl genug besaß, um sich ein Gewissen daraus zu machen, die durch Lug und Trug, selbst durch die heiligste Versprechung der Ehe getäuschte Familie in grenzenloses Unglück zu stürzen. Die Verführung eines unschuldigen Mädchens hielt er nach seinen frivolen Welt- und Lebensansichten für nichts weiter als für eine

Beschleunigung des Ganges der Natur. Die Ehe war ihm eine veraltete und verbrauchte Institution, die nur dann noch in der Philisterwelt geduldet werden dürfe, wenn sie möglichst wenig die Freiheit des Menschen genirend, von leicht löslicher Natur sei. Sein Socialismus erklärte die freie Liebe und die Emancipation des Fleisches für die Bestimmung der Gesellschaft, auf deren Entwickelung freie Geister hinarbeiten müßten. An Gott glaubte er nicht, an keine Fortdauer des Seelenlebens nach diesem Dasein und Christus war ihm nichts als der erste Revolutionair; er würde sich an die Spitze der Lichtfreunde gestellt haben, wäre ihm überhaupt Religion ein Gegenstand gewesen, der einer tiefern Betrachtung werth sei.

Das aber war das Entsetzliche an diesem Charakter, daß sein Geist stets eine Apologie und philosophische Scheingründe für jede seiner diabolischen Neigungen hatte.

Dabei war sein äußeres Wesen das eines graden, offenen Biedermanns, der stets die Schlagworte der Freiheit und Aufklärung, Treue und Redlichkeit in der Feder wie im Munde führte.

Hätte ein solcher Charakter in einer kleinen Stadt gelebt, so würde er bald erkannt und wie Kain, der Brudermörder, geächtet worden sein; aber in einer großen Haupt= und Residenzstadt, wie Berlin, bekümmert man sich wenig um das Privatleben eines Menschen,

mit dem man Jahre lang an öffentlichen Orten im freundlichsten Verkehr stehen kann, ohne nur zu wissen, ob er verheirathet sei oder nicht. Das Privatleben und die im Hintergrunde der Seele gehaltenen arrière-pensées hüllen sich dort in den weiten Mantel einer Volksmasse von nahe an eine halbe Million Menschen, die im rastlosen Rennen und Treiben fremd aneinander vorübergehen. Solche Charaktere werden nur tiefer in den Mysterien der Hefe des socialen Lebens erkannt, und wer sie dort erkennt, schweigt darüber, um sich nicht selbst zu verrathen.

So steht Mancher noch geachtet da im öffentlichen Leben, der längst schon den faulen Fleck der tiefsten sittlichen Versunkenheit im Herzen trägt.

Am zweiten Weihnachtstage empfing die Familie des geheimen Canzlisten Redlich den Besuch dieses Mannes, der sich nicht schämte, am Untergange ihres häuslichen Glücks und Friedens mit zu arbeiten. Er wurde mit Danksagung wegen seiner Fürsorge für den kleinen Fritz in der Weihnachtsnacht überschüttet und mit Betrübniß empfing man die Nachricht von der Krankheit des redlichen Kaufmanns Liebreich, der sich um Emma's Rettung verdient gemacht habe; große Freude erregte endlich der nach Rosenöl duftende Liebesbrief, worin nicht gerade eine Anwerbung um ihre Hand, aber doch nicht undeutlich Anspielungen darauf vorkamen.

Das junge Mädchen, in der Reinheit seiner Gesinnungen und bei dem Adel seiner Seele, hatte begreiflich auch nicht die leiseste Ahnung davon, daß dieses Briefchen, das sie heimlich so vielmal küßte, das ihr Thränen der heiligsten Rührung erweckte, das sie wie ein unschätzbares Kleinod an ihrem jungfräulichen Busen barg, ein elendes Machwerk jenes Schurken von Kammerdiener war.

Edmund schloß sich dem Doctor Ajax mit voller Seele an, ohne nur das Mindeste von seiner diabolischen Natur zu ahnen. Junge Leute in unserer Zeit politisiren gern, ohne eben allzuviel von der Politik zu verstehen; sie schwärmen für unverstandene Freiheit, sie kritisiren jeden Schritt der Regierung, wenn sie auch nichts Besseres dafür angeben können und halten sich leicht für erste Größen als Gesetzgeber und Staatsmänner, ihre Heiligen sind Herwegh, Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben, ihre Gottheit heißt Freiheit!

Das waren Handhaben genug, um zwischen beiden so verschiedenen Naturen ein Band der nähern Bekanntschaft anzuknüpfen, und Mephisto-Ajax hatte seine wahrhaft satanische Freude daran, den sittenreinen und sonst ganz verständigen jungen Mann in seine Welt des Schwindels und der Orgien einzuführen; um das aber mit Erfolg zu können, mußte er erst durch die Macht

einer verführerischen Philosophie auf ihn einzuwirken suchen.

Wir sehen daher nicht ohne einige Beunruhigung den jungen Menschen öfter mit dem vielerfahrnen Satan in menschlicher Gestalt gehen, und auf dessen gewandte Reden mit vieler Aufmerksamkeit hinhorchen.

Nach einigen Tagen kam Ajax wieder zu der Familie und erklärte ihr nun, Herr Liebreich dürfe zwar noch nicht ausgehen, aber als fleißiger Kaufmann sei er schon wieder in seinem Geschäft thätig. Derselbe wünsche nichts sehnlicher, als daß Fräulein Emma einmal seinen Laden besuchen möge, und das könne in Begleitung ihrer Mutter geschehen; er, Ajax, würde sich ein Vergnügen daraus machen, sie dorthin zu führen.

Jetzt äußerte der alte Redlich das Bedenken, daß er Liebreich's Namen nicht im Wohnungsanzeiger gefunden habe.

„Begreiflich,“ entgegnete Ajax, „denn erstlich ist dieses Opus ein äußerst lückenhaftes Machwerk, und dann ist auch Herr Liebreich mit seinem großen Vermögen nur als stiller Associé in der Handlung von Siebener und Compagnie eingetreten.“

Emma steckte den Fünfthalerschein, den sie für ihr Tuch erhalten hatte, zu sich, und äußerte gegen Ajax den Wunsch, daß Herr Liebreich die Gefälligkeit haben

möge, ihr das von ihr verkaufte Tuch wieder zu überlassen. Ajax versprach dieses zu vermitteln.

So fuhr er denn in einer Droschke mit Emma und ihrer Mutter nach dem glänzenden Kaufladen von Siebener und Compagnie. Mit Herzklopfen trat Emma ein, und erröthete wie eine Purpurrose, als sie den Geliebten dort, anscheinend in großer Geschäftigkeit, erblickte.

Mit einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit empfing dieser die Familie, und entzückte besonders durch zuvorkommende Artigkeit Madame Redlich, die ihn noch nicht gekannt hatte. Er führte die Damen in ein hinter dem Comptoir belegenes kleines Boudoirzimmer. Madame Siebener saß dort, zog sich aber sogleich bei dem Eintritt der Fremden zurück. Ajax war nur eingetreten, um Herrn Liebreich den Wunsch Emma's wegen Wiedereinlösung des Tuches mitzutheilen.

Liebreich erklärte sich dazu augenblicklich bereit, und ging selbst in den Laden, woraus er mit einem ganzen Pack der kostbarsten französischen Umschlagetücher zurückkam.

„Leider,“ sprach er, „ist das von Ihnen eingehandelte Tuch von meinen Leuten im Geschäft verkauft; indeß bin ich durch einen besonders glücklichen Einkauf in den Stand gesetzt worden, Ihnen Tücher von einer viel bessern Qualität zu dem billigsten Preise vorlegen zu können.“

Damit entfaltete er einige, die ganz aus der zartesten Wolle bestanden und mit den reichsten Farben im geschmackvollsten Dessin durchwirkt waren.

„Aber, mein Gott, das sind ja theure Tücher, viel zu kostbar für meine Verhältnisse. Zudem .....“

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen, Fräulein Emma. Mir kosten sie auf Ehre nicht mehr als fünf Thaler pro Stück, ich habe sie für diesen Preis aus dem Concurs eines Fabrikanten gekauft und werde doch von Ihnen keinen Profit nehmen, das hieße ja, wenn Ihre lieben Eltern meine Wünsche krönen, mich selbst berauben; also wenn Ihnen der Preis von fünf Thalern nicht zu hoch wäre .....“

„Aber mein Himmel, dieses Tuch würde noch für sechs Friedrichsd'or halb geschenkt sein.“

„Um desto mehr möchte ich Ihnen rathen, die günstige Conjunctur zu benutzen.“

„Das ist viel zu schön für mich.“

„Für Sie, Fräulein Emma, ist nichts zu schön und zu kostbar.“

Und damit hing er ihr ein reiches Wolltuch um. Emma nahm es an und schämte sich fast, dafür das letzte kleine Eigenthum, das sie besaß, den Fünfthalerschein auf den Tisch zu legen, da sie Kennerin genug war, um einzusehen, daß damit immer noch mehr als neun Zehntheil des Werthes ihr geschenkt blieb.

Liebreich nahm auch keinen Anstand das Geld zurück zu nehmen, und sie dankte ihm im Herzen für die Zartheit, womit er die Absicht, ein werthvolles Geschenk ihr zu geben, verhüllt hatte.

Bald darauf entfernten sich Mutter und Tochter, nachdem Herr Liebreich versprochen hatte, sie zu besuchen, sobald es sein noch schmerzhafter Fuß erlauben würde. Sie schlugen das Anerbieten einer Droschke aus und kehrten zu Fuß in ihre Wohnung zurück. Doctor Ajax hatte sich schon entfernt.

Jetzt aber, als Beide allein waren, konnte sich Madame Redlich nicht mehr zurückhalten. Sie brach aus in Lobeserhebungen über die Schönheit und Liebenswürdigkeit ihres künftigen Schwiegersohnes, denn seine feierliche Werbung setzte sie nach seinen Anspielungen als gewiß voraus. Herr Liebreich war nach ihren Aeußerungen der herrlichste, der feinste und sicher auch der tugendhafteste Mann, den je ein menschliches Auge gesehen hatte. Seine Bescheidenheit bürgte für die Reinheit seiner Gesinnungen, kurz, was er sprach, hätte allein schon genügt, Kopf und Herz des verständigsten jungen Mädchens total zu verdrehen, um wie viel mehr einer solchen, die ohnehin von ihm entzückt war.

. . . .

Am dritten Tage nach dieser Scene machte Herr

Liebreich in der Hofwohnung des Hauses Nr. 43 auf der Burgstraße im vierten Stocke seine Aufwartung.

Der hochadlige Teufel spielte meisterhaft die Rolle eines jungen Philisters. Er warb mit einer Zartheit und Innigkeit um die Hand des jungen Mädchens und die getäuschten Eltern segneten mit Thränen im Auge diesen entsetzlichen Bund, und Emma gewährte ihm, ganz aufgelöst in Wonne und Wehmuth, den Verlobungskuß, und seitdem hatte er die Freiheit, ihre schwellenden Rosenlippen durch seine giftigen Flammenküsse zu entweihen, so oft es ihm beliebte.

Selbst den Wunsch der Eltern, durch Karten Verwandten und Freunden die Verlobung anzuzeigen, gewährte er gern, und erließ sogar in der Voßschen und Spenerschen Zeitung eine solche Verkündigung.

Was hatte auch der vornehme Graf Banco dabei zu befahren, wenn es ganz Berlin erfuhr, daß der wenig bekannte geheime Canzlist Redlich seine Tochter mit dem noch weniger bekannten Kaufmann Liebreich verlobt habe.

Als dieser am ersten Verlobungsabend, wo Emma's bräutliche Küsse ihn ziemlich lange gefesselt hatten, die schmale Treppe hinabgestiegen war und über den Hof ging, sang er summend und vergnügt vor sich hin aus Mozart's Don Juan:

„Fisch' ich im Trüben,
Führe mein Liebchen
Trotz Weh und Ach
Ins Schlafgemach."

2.

Die schöne breite Wilhelmsstraße mit ihren Palais, wo sie zunächst an die Lindenstraße stößt, so wie der untere Theil der letztern, bilden das Hauptquartier der hohen Aristokratie. Doch hat sich auch dort schon, wenigstens unter den Linden, die reiche Bourgeoisie eingedrängt und der obere Theil der Wilhelmsstraße nach dem Halleschen Thore zu enthält schon Höhlen der Prostitution und des Proletariats, so nahe begrenzen sich in der großen volkreichen Hauptstadt die Extreme.

Die eigentliche Crême der sogenannten höhern Gesellschaft besteht in wenigen kleinern Kreisen, welche sich namentlich um die fremden Gesandten bilden. Es ist charakteristisch für das höhere Gesellschaftsleben in Berlin, daß man in diesen Kreisen erst der fremden Hülfe bedarf. Das diplomatische Corps macht sowohl am Hofe, als in der sogenannten haule-volée den Mittelpunkt aus. Der Adel Berlins ist zu schwach, um in diesen eigenen, abgesonderten Regionen eine selbstständige Rolle zu zu spielen. Und wenn ins Publikum die Nachricht von einer glänzenden Fête übergeht, so ist man gewohnt als Festgeber stets den Namen irgend eines fremden Diplo-

maten zu hören. Selbst die Minister und der älteste, reichste Adel vermögen nicht mehr mit ihnen zu rivalisiren oder doch nicht ohne sie zu bestehen.

Die einzige Classe, welche damals in Berlin noch den Adel repräsentirte, waren die Offiziercorps der Garde.

Bei einer mittelalterlichen Richtung war es natürlich, daß man unter die Garden fortwährend nur Junker und wo möglich nur solche aus den alten Provinzen nimmt, wo die Treue an das angestammte Herrscherhaus unberührt von dem neuen Geiste sich erhält und zuweilen noch im ritterlichen Ausbruche gegen die beschirmten Unterthanen sich Luft macht.

Das Bürgerblut wird aus den Kreisen der Gardeoffiziere sehr streng fern gehalten; dennoch aber macht man wieder unter dem Adel nach dem Reichthum Unterschiede. Man wollte nur solche Offiziere in die Garde aufnehmen, die außer ihrer Gage noch eigenes Vermögen zuzusetzen haben. Trotzdem aber wird die Adelsaristokratie durch diese Offiziere wenigstens nicht sehr glänzend vertreten. Die Orte, wo sie sich im öffentlichen Leben geltend machten, waren einige vornehme Restaurationen und Conditoreien. Vorzüglich sah man die jüngern Offiziere viel bei Kranzler unter den Linden, an der Ecke der Friedrichsstraße, wo sie unglaubliche Massen Eis vertilgten; ja es gab eine Zeit, wo die Blasirtesten aus dieser Classe die innere Hohlheit eines

bornirten Hochmuths in gezierter und affectirter Sprache schon durch den geistesleeren Inhalt ihrer nicht selten überlaut geführten Gespräche über Weiber, Pferde und Hunde dem Fremden, der hierher gerathen war, eben keinen hohen Begriff von ihrer Geistesbildung und feinern Erziehung gaben. Man sah sie auch im Sommer auf Stühlen auf dem Podest vor dem Hause sitzen und durch Auslegung der überaus zierlich gearbeiteten Sohlen ihrer Stiefel, auf dem eisernen Geländer, der Kunstfertigkeit der Berliner Herrenfußbekleidungskünstler alle Ehre machen. Bei vielen war es zugleich eine Kunstausstellung ihres Schuldbuches, denn es ist Thatsache, daß man an öffentlichen Orten manche ihrer theuren Gläubiger oft sehr rücksichtslos enorme Summen aussprechen hörte, welche dieser oder jener Gardeoffizier ihnen schuldig sei. War es nun Leichtsinn, Verschwendung oder Scheinreichthum, oder gehörte es zum vornehmen Ton, seine Schuhmacher- und Schneiderrechnungen und andere solche Kleinigkeiten, die in die Hunderte gingen, vergessen zu bezahlen, genug, daß es oft sehr schwer hielt, von solchen blasirten Schuldenmachern sein bogenlanges Credo saldirt zu erhalten, da selbst ihre Vorgesetzten, wenn bei ihnen Beschwerde darüber geführt wurden, sich darum nicht bekümmerten, während doch ein armer Referendar, der sein ganzes Vermögen darauf verwendet hatte, sich für den Staatsdienst tüchtig zu machen, vom Staats-

examen zurückgewiesen wurde, wenn er seine Schneider-
rechnung nicht bezahlen konnte.

Unter dem diplomatischen Corps zeichnete sich der
englische Gesandte durch seine ebenso glänzenden als
kunstsinnigen Soiréen aus. In seinen Gesellschaften
fand sich nicht selten die königliche Familie ein. Der
Graf Westmoreland ist nicht blos Kunstfreund in der
Musik, sondern auch selbst Componist. Er weiß seinen
Cirkeln durch Zuziehung von Kunstkennern, Künstlern
und großen Talenten, die früher nicht für ebenbürtig in
diesen hohen Kreisen erachtet wurden, ein geistiges Re-
lief, bei einem ungezwungenen Tone zu geben. Seine
Tondichtungen werden in diesen Cirkeln von den ersten
Notabilitäten des Gesanges und der Capelle aufgeführt
und werden selbst von dem großen Musikaristarchen Ber-
lins, von Ludwig Rellstab, der dort Zutritt hat, für
classisch erklärt.

Eine zweite Berühmtheit dieser Art, die in den
höchsten Regionen Anerkennung und Aufnahme gefunden
hat, trotzdem daß sich ihre Ahnen hinter die Coulissen
verlieren, ist die einst auf der Königstädter Bühne so ge-
feierte Sängerin Henriette Sonntag, die jetzt als Ge-
mahlin des sardinischen Gesandten, Grafen Rossi, in
jenen höheren Gesellschaftskreisen glänzt.

Wir hören sie soeben in einer der Soiréen des
Grafen von Westmoreland mit dem immer noch lieb-

lichen und kunstgebildeten Tenor des kleinen — großen Mantius, dieses berühmten königlichen Hofopernsängers, das schöne Duett aus Norma

„Nun bist Du in meinen Händen;
Niemand kann Dich mehr erretten,
Ich vermag es —"

mit aller Gluth der Leidenschaften und dem glänzenden Reichthume der Coloraturen Bellini's vortragen.

Alles war Stille, Alles Ohr, man hätte die Pulse hören können, aber nicht das Schlagen der Herzen, die hier in diesem Kreise keine Berechtigung finden.

Wir sehen es an einer Gruppe, die nach beendigtem Gesange, bei dem ungezwungenen Ton, der hier herrschte, sich in eine der geräumigen Fenstervertiefungen zurückgezogen hatte, während eine glänzende Dienerschaft in den tageshell erleuchteten Räumen Eis und Vanille-Crême servirte.

Die erwähnte Gruppe bestand aus zwei Damen, einer jüngern von seltener Schönheit, deren volle, schwanenweiße Büste mit einer fingerdünnen Taille nach physischen Gesetzen eine Unmöglichkeit zu bilden schien, und einer ältern Dame, die viel darum gegeben hätte, wenn sie nicht täglich den Aerger gehabt, von der aufgehenden Sonne ihrer blühenden Tochter sich verdunkelt zu sehen. Sie war indeß immer noch eine trefflich conservirte Edelfrau, die in jeder Hinsicht noch im Mittel-

alter stand. Ihr bedeutendes Embonpoint hatte immer noch für sinnliche Naturen einigen Reiz und Meisterin einer leichten, pointillirten Conversation, wußte die Generalin von Sanscoeur immer noch eine Schaar von Verehrern um sich zu sammeln, ja in ihrem Kreise gehörte es gewissermaßen zum guten Ton für jüngere und ältere Cavaliere, Ihrer Excellenz, der Frau Generalin, den Hof zu machen. Je mehr diese Dame darauf eitel war, um desto eifersüchtiger bewachte sie ihre vieljährige Prärogative. Gegen ihre schöne Tochter war sie von einem Neid beseelt, der in dem Herzen der Mutter einen unnatürlichen Haß gegen das eigene Kind erzeugt zu haben schien.

Comteß Alwine, so hieß die Tochter, war achtzehn Jahre alt. So lange als möglich hatte ihre Mutter gesucht, sie unter dem Vorwand, daß sie noch nicht eingesegnet sei, von der Gesellschaft fern zu halten; als ihr aber einst hinterbracht war, Prinzeß ***, die ohne Zweifel von dem unglücklichen Verhältniß zwischen Mutter und Tochter gehört haben mochte, denn an Höfen bleibt nichts geheim, wünschte sich die junge Comteß Alwine vorstellen zu lassen; da ließ sich freilich das System des Ignorirens nicht mehr durchführen und Gräfin Alwine erschien in der Gesellschaft, eine schon völlig aufgeblühte Rose, voll Feuer im Auge und Geist in jedem Worte, das sie sprach, mit einer Sicherheit des Taktes, die bei

der vereinsamten Erziehung, die sie empfangen hatte, völlig überraschen mußte, und eben diese angenehme Ueberraschung der eleganten Welt, machte sie schnell zur Königin des Tages.

Die beiden Damen saßen auf den Tabourets am Fenster, von den reichen purpurrothen Seidendamastgardinen mit goldenen Franzen und gesticktem Ueberwurf fast verhüllt; vor ihnen standen zwei Cavaliere, die zu den Habitués dieses Hauses gehörten: Graf Banco und ein Landschaftsrath von Hochherz.

Hier bestand ein eigenthümliches Verhältniß, das sich leicht durchblicken ließ, wenn man diese Gruppe etwas schärfer beobachtete.

Graf Banco stand in vertrautem Verhältniß mit der Generalin. Um dieses zu maskiren, machte er öffentlich der jungen Comteß Alwine den Hof. Der Landschaftsrath aber, ein sehr reicher Mann von einem trefflichen, wahrhaft edlem Charakter, bewarb sich ernstlich um Alwinens Hand, und um die Mutter dafür zu gewinnen, wußte er durch feine Aufmerksamkeiten der Eitelkeit der Excellenz zu schmeicheln, so daß er vor der Welt als deren Anbeter galt, während Niemand bezweifelte, daß Graf Banco sich ernstlich um die Hand der schönen Comteß Alwine bewerbe.

Die Folge davon war eine stete Eifersüchtelei und

damit immer mehr wachsende Antipathie zwischen beiden Hausfreunden der Sanscoeur'schen Familie.

„Was sagen Sie, Excellenz,“ fragte Graf Banco gegen die Generalin gewendet, „zu der Gräfin Rossi; mir scheint es, als habe dieselbe noch à merveille an Fülle gewonnen.“

„Ja, gewiß in jeder Hinsicht,“ spöttelte die Generalin und lachte über die Doppelsinnigkeit, so daß ihr eigenes Embonpoint in beträchtliche Erschütterung gerieth.

„Nun, ich meinte in Hinsicht des Tons ihrer Stimme,“ bemerkte der Graf.

„Ist sie etwa mager geworden?“

„Im Gegentheil, sie hat an jenem Reiz der Körperfülle gewonnen, die eine schöne Frau so entzückend macht.“

„Sie werden diese Rossignol doch nicht etwa mit mir vergleichen wollen.“

„Excellenz würden dabei wenigstens bedeutend im Vortheil stehen.“

„Das meine ich auch. Wer wie die Rossi sechs Kinder gehabt hat, verliert schon dadurch jeden Anspruch auf Taille.“

„Excellenz haben die Ihrige wundervoll conservirt.“

Die Generalin lächelte befriedigt und gab ihm mit einer etwas forcirten Schalkhaftigkeit einen leichten Schlag mit dem Fächer. „Sie loser Schmeichler,“

sprach sie, „das Eine wenigstens muß man Ihnen lassen, daß Sie mit Ihren Flatterien stets die Wahrheit treffen.“

„Schade,“ flüsterte Graf Banco, „daß diese Nachtigall nicht auf einem eigenen Stammbaum sitzend ihre Rouladen singen kann.“

Inzwischen hatte der Landschaftsrath mit der jungen Gräfin ein Gespräch begonnen.

„Die Rossi singt zum Entzücken schön,“ sprach Comteß Alwine mit dem Ausdruck der Bewunderung.

„Und doch, theuere Comteß, finde ich es entzückender, das kleinste Lied von Ihnen zu hören.“

„Sie scherzen auf Kosten der Wahrheit, diese Meisterin und ich eine Anfängerin, die Töne jener großen Sängerin eine Harmonie der Sphären, und mein kunstloser Gesang das Zwitschern eines Waldvögleins.“

„Darin aber liegt der Zauber des Ihrigen, diese Naturlaute dringen zu dem Herzen.“

„Sie kommen wenigstens von Herzen.“

„Während jene kunstreichen Triller, Cadenzen und chromatischen Läufer das Herz leer lassen und nur die geistige Kritik befriedigen.“

„Seltsam, ich fühle das auch und freue mich, daß es unter unsern Freunden wenigstens Einen giebt, der reinen Natursinn genug hat, um von einem einfachen Lied befriedigt zu werden.“

„Befriedigt? Nie, denn wenn ich Sie singen höre,

Alwine, so möchte ich Sie ewig singen hören, ewig mir nahe, ewig an meiner Seite, recht nahe an der Seite, wo das Herz schlägt.“

„Still, Mama wird aufmerksam.“

„Ich glaube, das Kind phantasirt da schon von Herzensaffairen.“

„Es giebt Empfindungen, liebe Mutter, die unbewußt, wie der Duft aus der sich entfaltenden Rose, emporquellen; können Sie darüber schelten, wenn Ihre Tochter einem geheimnißvollen Zuge des Herzens nicht zu widerstehen vermag?“

„Alwine! eine junge Dame von guter Erziehung, darf nie zu offen ihre Empfindungen blosgeben. Die jungen Männer unserer Zeit bilden sich nur zu leicht ein, einen Sieg über ihre Neigungen gewonnen zu haben.“

„In der That, theuerste Comteß,“ nahm der Graf raillirend das Wort, „auf Ehre, Sie haben es zu verantworten, wenn ich mich todtschieße.“

„Sie? Und weshalb?“

„Nun, weil ich mir einbilde, eben einen solchen Sieg über Ihre Neigung gewonnen zu haben.“

„Es kann mich in der That nicht unglücklich machen, Herr Graf, wenn sich die Zahl der eingebildeten jungen Männer durch Ihre naive Erklärung noch um einen vermehrt.“

„Gut geschlagen, blauäugige Athene! Was sagt aber unser Baron dazu, der an ähnlichen Einbildungen zu leiden scheint?“

„Wenigstens mit etwas vollerem Rechte, als Sie, mein Herr Graf!“

„Alwine, nicht unartig!“

„Teufel! das war gepfeffert; nun, mein Herr Landschaftsrath, Sie halten sich also in der That für einen durch Comteß Alwinens Inclination Begünstigten?“

„Wenn ich es wagen dürfte, mich solchen Hoffnungen hinzugeben, so können Sie überzeugt sein, Herr Graf, daß ich gewiß nicht die Indiscretion besäße, mich dessen zu berühmen.“

„Wie so, mein Herr?“

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich kein Lieutenant bin.“

„Mein Herr, Sie verletzen durch solche Sottisen die Ehre meines Standes. Wir werden uns weiter sprechen.“

„Ganz zu Befehl!“

Nach diesen Worten zog sich Graf Banco unter die Gesellschaft zurück, und die Damen bestürmten den Baron Hochherz, die Generalin mit Vorwürfen, deren Tochter mit Bitten, daß er wieder einlenken möge, damit kein Duell aus diesem kleinen Rencontre entstehe.

„Halten Sie mich nicht für thöricht genug, meine

Gnädigen, um solcher Kleinigkeit willen mich zu schla- gen. Ich halte überhaupt das Duell für den letzten Ueberrest einer mittelalterlichen Barbarei, es ist der letzte Abkömmling des alten Faustrechts, es ist ein in civili- sirten Staaten ungesetzlicher Act der Selbsthülfe, und dieser ist ebenso unverständig als thöricht. Kann wohl ein verständiger Mensch es für eine Genugthuung hal- ten, wenn Der, der mich beleidigt hatte, mich todtschießt? Oder kann es meine verletzte Ehre wieder rein waschen, wenn ich mich auf die Mensur stelle und mit meinem Gegner Kugeln wechsele oder die Degenklinge kreuze? Nach meiner Ansicht beruht die Ehre nicht auf den Vorurtheilen eines blasirten Standes, sondern auf all- gemeiner Achtung vor der öffentlichen Meinung; diese aber wird einen Menschen, der um einer geringen oder eingebildeten Beleidigung willen sein oder seines Geg- ners Leben auf das Spiel setzt, für einen ausgemachten Narren halten. Ist das ehrenvoll? Aber, wird man sagen, der ritterliche Muth ist es, der dem Duellanten den Glanz der Ehre giebt. Lächerliche Behauptung! Bei den herrschenden Vorurtheilen gehört weit mehr Muth dazu, ein Duell auszuschlagen, als es anzunehmen. Der rechte Mann zeigt seinen Muth gegen den Feind, aber nicht in einer sogenannten Ehrensache, wo er in der Alternative steht, entweder Mörder zu werden oder sich ermorden zu lassen, also dem Wesen nach Selbst-

mörder zu sein. Zudem verbietet das allgemeine Landrecht das Duell bei schwerer Criminalstrafe. Der Duellant wird also Verbrecher vor dem Gesetz. Nun aber frage ich Sie um des Himmels willen, meine Damen, kann es ehrenhaft genannt werden, Criminalverbrecher zu sein? Und wenn selbst die Krone, also in einer absoluten Monarchie, worin wir jetzt leben, der höchste Gesetzgeber, das Vorurtheil des Adels über die Nothwendigkeit der Duelle zur Erhaltung des Ehrenpunkts theilt, und in solchen Fällen den nach den Gesetzen verurtheilten Verbrecher stets begnadigt, was folgt daraus? Offenbar nichts weiter, als ein handgreiflicher Mißbrauch des schönsten und erhabensten Vorrechts der Krone, des Begnadigungsrechts und eine Mißachtung der Gesetze, die um so mehr zu einer allgemeinen Nichtachtung der Gesetzgebung führen muß, als sie hier vom Gesetzgeber selbst ausgeht. — Sein Sie also überzeugt, meine Damen, ich werde mich mit dem Grafen Banco, so wie überhaupt nicht duelliren, am wenigsten wegen eines so kleinen Mißverständnisses, das ich sehr gern bereit bin, durch eine genügende Erklärung wieder zu beseitigen."

. . . .

Eine Vermittlung war indeß nicht zu erreichen. Der Landschaftsrath war und blieb einmal dem Grafen Banco ein Dorn im Auge, und um so lieber ergriff

dieser die Gelegenheit, ihn dafür zu züchtigen, daß er sich in diese Familie einzudrängen suchte, die er nach der Priorität seiner Bekanntschaft und bei der großen Intimität, worin er zu der Generalin stand, schon gewohnt war, als seine eigene Domaine zu betrachten.

Zudem kam noch eine kleine Speculation dazu. Er war, wie wir wissen, ziemlich reich an Schulden; diese zu decken, wenn sie erst drohten über ihm zusammen zu schlagen, gab es in seinen Augen, wie in der Meinung der meisten blasirten Roués nur ein Mittel, nämlich das letzte Desperationsmittel, eine reiche Partie. Der General von Sanscoeur aber galt allgemein für enorm reich und Comteß Alwine war sein einziges Erbtöchterchen. Fühlte er auch keine besondere Neigung für sie, so mochte er sie doch wohl leiden, und der Gedanke, sich diese Partie en reserve zu behalten, hatte nichts Abschreckendes für ihn.

Die Stimme der Mutter würde er in solchem Falle für sich gehabt haben; denn bejahrte Frauen dieser Art haben mitunter einen eigenen Instinkt, wenn sie den von ihnen nur zu oft erfahrenen Wankelmuth der Männer durch ein anderes Verhältniß, das sie in ihrer Nähe fesselt, zu überwinden suchen. Zudem hielt die Generalin einen Eidam unter dem Range eines Grafen schon für eine Mesalliance und der Gedanke, daß ihre Comteß Tochter künftig Frau Baronin, oder gar Frau Land-

schaftsräthin genannt werden würde, hatte für ihren Hochmuth in der That etwas Verletzendes. Dagegen hatte der Baron eine andere Chance für sich, der er freilich nichts entgegensetzen konnte, und das war sein fabelhafter Reichthum, welchen freilich der Ruf noch übertrieb. Der alte General aber calculirte so, das wußte der Graf, Geld und Geld macht Geld, Geld und Schulden bringt nichts; da also der Baron reich an Geld, der Graf reich an Schulden ist, so ist mir jener lieber als Eidam. Deshalb war der Landschaftsrath der von der alten Excellenz offenbar begünstigte Freier, er selbst aber war nicht ohne Mißtrauen, vielleicht auch einem dunkeln Gefühle von Eifersucht nach, vom alten General zurückgesetzt.

Endlich konnte es dem aufmerksamen Beobachter kaum entgehen, daß die junge Gräfin bei jeder Veranlassung ihre entschiedene Vorliebe für den Baron verrieth und wenn nicht alle Sympathien trügten, so bestand zwischen Beiden schon ein geheimes Liebesverständniß.

Gründe genug, um diese Veranlassung zu benutzen, den Baron à tout prix aus dem Hause des Generals Sanscoeur zu entfernen. Was konnte besser dazu dienen, als dir Forderung zu einem Duell, worauf Graf Banco um so lieber einging, als ihm die Ansichten des Landschaftsraths über diese mittelalterliche Sitte, womit derselbe gar nicht hinter den Bergen hielt, hinreichend bekannt war.

„Sollte er," so calculirte der Graf, „seine Narrheit so weit treiben, das Duell zu refüsiren, so ist er verloren, ein Mann ohne Ehre wird keinen Fuß mehr über die Schwelle des Generals setzen dürfen."

Als er dem Offiziercorps die Sache vortrug, so lautete das Verdikt einstimmig: „Sie müssen sich schlagen."

Ein Cartellträger wurde an den Baron abgesendet, um ihn zu fordern, dieser gab über den bedauerlichen Vorfall eine Erklärung, die jeden Besonnenen befriedigt haben würde, wenn er nicht unglücklicher Weise hinzugefügt hätte: „Uebrigens widerstrebt es meinen Grundsätzen, mich in irgend ein Duell einzulassen, am wenigsten wegen einer solchen Bagatelle."

„In Ehrensachen," entgegnete der Secundant, „ist nichts Bagatelle, mein Herr Baron, und ich erlaube mir, darauf hinzudeuten, daß Sie sich sehr unangenehmen Maßregeln aussetzen werden, wenn Sie das Duell so ganz unbedingt refüsiren."

„Wenn etwa der Graf Banco den Weg zu den Gerichten nicht zu finden weiß, so werde ich mich gegen rohe Selbsthülfe schon zu schützen wissen; sagen Sie ihm das. Und fügen Sie hinzu, daß, wenn mich deshalb der Adel ausstoßen sollte, ich Selbstachtung genug besäße, um mich, weil ich der vernünftigere Theil bin, von

Unvernünftigen der Gesellschaft ohne Bedauern zurück-ziehen zu können."

Als dieser Bescheid dem Offiziercorps vorgetragen wurde, gab es eine große Aufregung. Nach lebhaften Discussionen für und wider die Annahme der Ehrenerklärung, fiel der Beschluß endlich dahin aus, daß die Sache vor ein förmlich zusammengesetztes Ehrengericht gebracht werden müsse.

Das geschah denn auch und der Spruch des Ehrengerichts lautete:

„In Betracht, daß die Aeußerung, welche der Baron von Hochherz auf einer Soirée des englischen Gesandten sich erlaubt hat, allerdings den Charakter einer Beleidigung der Standesehre des Grafen Banco trägt;

„In Betracht, daß diese nach den Gesetzen der Ehre nur mit Blut abgewaschen werden kann;

„In Betracht, daß die sonst genügend gewesene Ehrenerklärung des Baron von Hochherz um deshalb keine Genugthuung gewähren kann, weil sie von Aeußerungen begleitet gewesen, die für eine unehrenhafte Gesinnung des Beleidigers zeugen;

„Anerkennt das Ehrengericht die Forderung von Seiten des Grafen Banco gegen den Baron von Hochherz für hinreichend gerechtfertigt und überläßt es demselben, im Fall einer fortgesetzten beharrlichen Weige-

rung der Annahme des Duells diejenige Maßnahme zu ergreifen, welche derselbe den Gesetzen der Ehre gemäß für nothwendig erachten wird, um für diese Ehrenkränkung die übliche Satisfaction zu nehmen.“

Nach diesem Ausspruch setzten sich die Cartellträger aufs Neue in Bewegung. Es ergingen neue Versuche, den Landschaftsrath zur Annahme eines Duells zu bestimmen. Dieser blieb indeß fest bei seiner Weigerung und nun beschloß man im engern Kreise der Herren Kameraden des Grafen, daß nichts übrig bleibe, als den unwürdigen Edelmann zu reitpeitschen. Zwei Offiziere ritten hinaus auf die Chaussée, als sie wußten, daß der Landschaftsrath auf das nächstbelegene seiner Güter zurückkehren werde. In einem Kiefernwalde hielten sie still. Etwas weiter vor, nach der Stadt zu, hielten zwei Reitknechte. Als diese die ihnen wohlbekannte Equipage des Landschaftsraths heranrollen sahen, hielten sie mit einem donnernden „Halt!“ die Pferde an. In diesem Augenblicke kamen die beiden Cavaliere in kurzem Galopp herangesprengt und besetzten beide Wagenschläge.

„Was wollen Sie, meine Herren?“ fragte der Landschaftsrath.

„Noch den letzten Versuch machen, an Ihr Ehrgefühl als Edelmann zu appelliren. Wählen Sie“, damit präsentirte ihm der Secundant ein Paar Pistolen in einem geöffneten Kästchen von Acajou.

„Und zum letzten Male,“ erklärte der Landschaftsrath mit Festigkeit, „gebe ich Ihnen das Wort eines Mannes, der sich selbst achtet, daß ich mich nicht schlagen werde und zwar aus Princip.“

„Dann, mein Herr Baron,“ sprach Graf Banco, „kann ich nicht umhin, mir die in solchen Fällen übliche Satisfaction selbst zu nehmen.“

Und damit hob er die Reitpeitsche, eine sogenannte Hundepeitsche mit kurzem Stiel, und holte zum Schlage aus. Der Baron aber hatte die Bewegung vorausgesehen und in der linken Brusttasche seines Mantels ein dort verborgen gewesenes Pistol am Knauf gefaßt, schnell den Hahn aufgezogen und nun, mit Blitzesschnelligkeit und einer wunderbaren Geschicklichkeit im Schießen, hatte er fast in demselben Moment den Stiel der Reitpeitsche durchschossen, ehe Jener noch damit schlagen konnte.

„Sie sehen“ sprach er darauf kalt, „daß ich zu schießen verstehe und nun hoffe ich, werden Sie meiner Reise kein Hinderniß mehr in den Weg stellen, damit ich nicht genöthigt werde für meinen nächsten Schuß ein anderes Ziel zu wählen.“

Damit zog er ein zweites Pistol und wandte es drohend gegen die Stirn des Grafen. Dieser war für einen Augenblick perplex geworden und hatte sein Pferd zurückgeworfen. Auch die Bedienten waren bei dem unerwarteten Schreckschusse zurückgeprallt und ungehindert

fuhr nun der Landschaftsrath, indem er höflich den Hut zog und ironisch grüßte, von dannen.

Die beiden Strauchritter, die sich hier eine förmliche Wegelagerung erlaubt hatten, sahen einander betroffen an.

„Was nun, Herr Kamerad?"

„Ja, was nun? wir müssen ihn ein ander Mal besser treffen."

„Herr Kamerad! ich denke, er mag die Reitpeitsche für diesmal als genossen annehmen."

„Gut, also Herr Kämräd, ich bin ganz der Meinung, gedrohet ist so gut als geschlagen. Man nennt das reitpeitschen par distance."

„Ganz recht, es hat denselben Effect im Punkt der Ehre."

„Wir sind also darüber einig, daß ich meine Satisfaction genommen habe."

„Vollkommen."

„Und den Baron gereitpeitscht habe."

„Ganz d'accord!"

„Sie geben Ihr Ehrenwort darauf?"

„Parole d'honneur!"

So wurde denn verbreitet, der Baron von Hochherz sei wegen verweigerter Genugthuung vom Grafen Banco solenn und nach allen Regeln der Ehre gereitpeitscht worden.

Die Folge davon konnte nicht ausbleiben. Ein Ehrengericht erklärte den Landschaftsrath für unwürdig, die Stelle eines Majors der Landwehr ferner zu bekleiden; als Edelmann war er geächtet; wer mit ihm umging, war gleichfalls in die Acht erklärt. Als Landwehroffizier mußte er seinen Abschied nehmen. Es half ihm nichts, daß er sein Benehmen als gesetzlich und der Würde des Mannes angemessen vor dem Minister des Innern zu rechtfertigen suchte. Seine Excellenz zuckte die Achseln und ernannte einen andern Landschaftsrath an seiner Stelle. Die Demission wurde ihm zugefertigt unter der schonenden Form, als habe er selbst um seine Entlassung nachgesucht. Und als die Bauern der Umgegend ihm eine Anerkennungs- und Dankadresse überreicht hatten, als er von einer benachbarten kleinen Stadt, die in seinem Wirkungskreise lag, wegen seiner hohen Verdienste um die Commun, den Ehrenbürgerbrief empfangen hatte und zum Deputirten für den ersten vereinigten Landtag erwählt war: da erhielt er den Bescheid, daß er als bescholtene Person, wegen ehrengerichtlich festgestellten unehrenhaften Benehmens, in dieser hohen Versammlung nicht zugelassen werden könne.

Daß der General ihm sein Haus verbot und das zarte Verhältniß zwischen ihm und Gräfin Alwine, ohne Hoffnung jemals wieder vereinigt zu werden, abgebrochen wurde, war für den vom Volke geachteten ehren-

werthen Mann noch die schmerzlichste Folge dieser aristokratischen Intrigue.

Aber auch für den Grafen Banco hatte diese Geschichte unangenehme Folgen. So lange als möglich wurde dieser Vorfall in den höhern und höchsten Militairregionen ignorirt. Aber dem Landschaftsrath war es nicht gleichgültig, seine Ehrenhaftigkeit von einem hohen Prinzen, dessen ganze Achtung er besaß, verkannt zu sehen. Er schrieb demselben mit Aufrichtigkeit den ganzen Hergang der Sache. Dieser ließ ihm durch seinen Adjutanten sagen: „er könne nichts dabei thun, das ritterliche Ehrgefühl sei noch das letzte Panier des Adels und ein unerläßliches Erforderniß des Offizierstandes; übrigens sei Graf Banco zu weit gegangen und werde seiner Strafe nicht entgehen.“

In der That wurde er zu sechs Monat Festungsstrafe verurtheilt, indeß auf Fürbitte der Generalin von Sanscoeur begnadigt. Seinen Abschied als agreirter Offizier mußte er nun freilich nehmen; aber er blieb dennoch ein Cavalier von unbefleckter Ehre, und sah sich hier gewissermaßen in ein Netz der Convenienz gefangen. Hatte die Generalin, nur um ihn zu befreien, ihn, in ihrer Eingabe an den König, als den Verlobten ihrer Tochter bezeichnet, so war es für ihn jetzt zur Ehrensache geworden, auch vor der Welt dafür zu gelten. Der General sah sich durch diese Verwickelungen selbst

in die Nothwendigkeit versetzt, seinen Consens zu geben. Alwine wurde dabei gar nicht gefragt und eines Morgens sehr seltsam und gewiß nicht eben angenehm überrascht, als ihr das Kammermädchen eine fein gestochene Verlobungskarte überreichte, worauf in einer mit der Loupe lesbaren Schrift stand:

„Die Verlobung unserer Tochter Alwine mit Herrn Grafen Banco beehren wir uns hiermit ergebenst anzuzeigen.
Berlin im Mai 1847.
Graf Sanscoeur, Generallieutenant."

Das Verhältniß des Grafen Banco mit dem liebenswürdigen Bürgermädchen hatte zwar unter dem Vorgeben einer nothwendigen Geschäftsreise, als der Graf auf die Festung ging, eine kleine Unterbrechung erlitten, aber abgebrochen war es keineswegs.

Wir kehren jetzt zurück zu der Familie Redlich, in welcher Edmund's Verhältnisse anfangen unsere Theilnahme für sich zu gewinnen.

Viertes Buch.

Büreaukratie. Der Oberbürgermeister in B***.

„Büreaukratie, ein schönes Wort,
Das Herrschaft der Beamten heißt.
Wo diese an des Staatsschiffs Bord
Das Steuer führt, despotisch, dreist,
Da flieht die Freiheit weinend fort,
Das Volk in Sclavenketten beißt.

Um die Familie Redlich noch mehr für sich zu verpflichten, hatte der Graf dem jungen Edmund eine Stelle als Supernumerar im Ministerium des Innern ausgewirkt. Ganz besonders hatte er den Geheimrath Leblos, in dessen Büreau er arbeiten sollte, für den jungen Menschen zu interessiren gewußt, daß dieser, um ihn stets zur Hand zu haben, ihn in seinem Hause aufnahm und ihm, wenn er sich nach vierzehntägiger Probezeit als tüchtig bewähren würde, Diäten versprach.

Edmund wußte sich sehr bald durch Geist und Ge=

wandtheit in sein Fach hineinzuarbeiten. Geheimrath Leblos war einer der Geschäftsmenschen, welche blaß, mit geknickten Beinen und weißlichem Haar, stets über Geschäftsüberladung, Nervenleiden und Unterleibsbeschwerden klagen. Dabei that er nichts als einige tausend Mal seinen Namen unter Ausfertigungen, die er jedoch niemals las, wenn sie von dem betreffenden Beamten collationirt waren, zu unterzeichnen. Dabei verstand er sich vortrefflich darauf, Andere für sich arbeiten zu lassen, um für den fleißigsten und beschäftigtsten Beamten bei der hohen Behörde zu gelten.

Man nennt diese Methode die Jagd nach Nummern. Da nämlich die Minister nicht unmittelbar die Thätigkeit ihrer Beamten übersehen können, so gilt ihnen der als der Thätigste, der im Laufe eines Monats die meisten Nummern expedirt hat. Um dieses zu erwirken, erhält aber auch jede Verfügung: „ad acta“ oder „nach vier Wochen wieder vorzutragen,“ die Ausfüllung einer lithographirten Quittung so gut wie ein Bericht an den Abtheilungsdirector, oder der kurze Bescheid: „dem Suchen kann nicht gewillfahrt werden,“ seine Nummer.

Der letztgedachte Bescheid war übrigens der gewöhnliche, wenn schon früher eine untergeordnete Behörde den Petenten abgewiesen hatte; denn es galt als Princip, keinen Beamten irgendwie zu compromittiren. Man

könnte dieses mit dem Fürst von Lobenstein das „Reiten auf dem Princip der Unfehlbarkeit der Beamten" nennen.

Beschwerden gegen untergeordnete Beamte wurden jedes Mal mit dem Decret: „communicetur dem *** zur Berichterstattung" hinterlegt. Es versteht sich, daß auch diese brevi manu an den Rand der Beschwerde-schrift gesetzte Zeile ihre Nummer erhielt, deren zehn-tausendfache Vervielfältigung, nach einiger Dienstzeit un-fehlbar den rothen Adlerorden vierter Classe einbrachte.

Kam dann endlich nach einem solchen jahrelangen und rastlosen Suppliciren des Querulanten die Be-schwerdeschrift mit dem rechtfertigenden Bericht zurück, so konnte man allerdings wohl die Schuld des Angeklagten zwischen den Zeilen lesen, aber am Schluß fehlte niemals das Petitum: „Schließlich vertrauet der unschuldig Ver-läumdete der Gerechtigkeit eines hohen Ministerii, daß der Querulant mit seiner unbegründeten Beschwerde ab- und zur Ruhe verwiesen werde, und hofft der unterthänigst Unterzeichnete, daß derselbe wegen grundlosen Querulirens und unziemlichen Ausdrücken in die Ordnungsstrafe ge-nommen werde."

Das geschah denn auch in der Regel. Die Ord-nungsstrafe konnte bis zu funfzig Thalern steigen.

Beruhigte sich dabei der Bittsteller nicht, der bei wiederholten Eingaben nun schon den Ehrentitel eines unruhigen Querulanten erhalten hatte, so blieb ihm noch

der Weg eines Immediatgesuchs an den König offen. Dieses aber ging in der Regel vom Cabinet an das Ministerium zurück, gegen welches die Beschwerde geführt wurde, um entweder den Querulanten zu bescheiden oder darüber zu berichten. In beiden Fällen erfolgte dann die Bescheidung stets abschläglich.

Es kam auch wohl vor, daß der Querulant auf Antrag des beleidigten Beamten in eine gerichtliche Untersuchung verwickelt wurde, und diese endete dann nicht selten mit dem Bescheide: Obwohl Querulant in der Sache selbst so unrecht nicht zu haben scheint, so ist er doch wegen beleidigender Form derselben, zu sechs Monat Festungsstrafe zu verurtheilen.

Dagegen durfte der Beamte, und wenn er vor der öffentlichen Meinung noch so sehr als ein Schuldiger galt, ohne Genehmigung der ihm vorgesetzten höchsten Verwaltungsbehörde niemals vor Gericht zur Untersuchung und Strafe gezogen werden. Wie sehr in solchen Fällen hohe Protection und Gunst selbst den schuldigen Beamten Straflosigkeit sicherte, davon werden wir später einen charakteristischen Zug aus den Mysterien der Büreaukratie mittheilen.

Eine andere Bestrebung hochgestellter Beamten ging damals oft dahin, sich durch Einführung eines sogenannten Ersparungssystems in ihrem Departement beliebt und

belobt zu machen. Das geschah dann in der Regel auf Kosten der Subalternen und Schreiber.

Das letztere Geschick war es auch, was den geheimen Canzlist Redlich mit seiner zahlreichen Familie in ein so tiefes Elend gestürzt hatte. Früher waren diese Stellen liberal salarirt gewesen; später aber kam sein hoher Departementschef auf den Gedanken, daß sich wohl Ersparungen anbringen ließen, wenn den Herren Canzlisten etwas besser auf die Finger gesehen würde. Das Controliren des genauen Einhaltens der Büreaustunden führte zu nichts, denn wer mochte berechnen, wie viel Zeit mit Federschneiden, eine Priese Tabak nehmen oder präsentiren, mit Liegenlassen der Schrift bis zum Trockenwerden, Plaudern, oder heimlichem Zeitungslesen verloren ging, und nun mußten für die allerdings nicht zu rechtfertigenden Mißbräuche der faulen Arbeiter, die fleißigen leiden. Es wurde beliebt, daß die sämmtlichen Canzlisten von jetzt an nur bogenweise bezahlt werden sollten. Schon das brachte Ersparung; aber mehr noch, als man dahinter kam, daß in den Rechnungen Viertelbogen für ganze figurirten, und nun beliebt wurde, daß nur das wirklich Geschriebene mit zwei Groschen Courant für den vollen Bogen berechnet werden dürfe. Man glaubte noch ein Uebriges an Billigkeit zu thun, wenn wenige Zeilen, so wie auch das Couvert, für eine halbe Blattseite gerechnet wurde, und so erhielt der Copist

in der Regel für ein Rescript mit Adresse nur sechs Pfennige bezahlt.

Dagegen wurden die dadurch auf Kosten der armen Schreiber gemachten Ersparnisse höhern Beamten als Gratificationen oder Extraordinarien für Badereisen zugelegt.

Ueberhaupt ist es ein altes Sprichwort: „wer das Kreuz hat, segnet sich," und so erging es auch im preußischen Beamtenthum.

Die Besoldung der Minister von zwölf Tausend Thaler jährlich behielten sie auch, wenn sie in den Ruhestand versetzt wurden. Es fehlte nicht an hochbesoldeten Sinecuren, wofür wenig oder nichts zu thun war, die entweder von geistig unfähigen Protegés verwaltet werden konnten oder an bereits Hochbesoldete zur Verbesserung ihrer Lage übergingen. Wir könnten empörende Beispiele von solcher Verschwendung der Staatsgelder, unter den frühern unverantwortlichen Ministerien, an Hochbegünstigte und Hochgestellte aufzählen; besonders aber machte sich in den höhern Regionen bemerklich die Jagd nach Gratificationen und die Jagd nach Commissionen und Dienstreisen.

Der Erstern galt wieder die bereits erwähnte Jagd nach Nummern, diese scheinbare Thätigkeit in formellen Unbedeutendheiten, zum Gebot. Dann wurden die Leute,

welche auf die Conduitenliste Einfluß hatten, Pedelle, Portiers, Kammerdiener, Barbiere, die etwa das Ohr Sr. Excellenz des Ministers, des Oberpräsidenten oder des Regierungspräsidenten hatten, bearbeitet. Bearbeiten heißt aber hier, solche Leute, deren Einflüsterungen auf die Conduitenliste Einfluß hatten, mit Höflichkeit und Aufmerksamkeit behandeln, ihnen wo es nur möglich war einen kleinen Nebenverdienst zuwenden und sei es durch Uebertragung der Lieferung von Federposen oder Siegellack und Oblaten für das Büreau, durch Abgabe von Papier für die Schreibbücher der Kinder; durch Empfehlung zu einer Verdienstmedaille oder Zulage, versteht sich immer auf Kosten des Staats; denn hätte man aus eigenen Mitteln ihre Gunst erkaufen wollen, so würde der dadurch erzielte Vortheil zu bedeutend geschmälert worden sein. Ein ächter Büreaukrat melkt wohl die Staatskasse, aber er theilt nicht gern Andern mit von der gewonnenen silbernen Milch. Hat man nun etwa nicht einen beträchtlichen Vorrath von Kindern, freibaren Mädchen, studirenwollenden Söhnen, alterschwachen kränklichen Eltern, die man ernähren zu müssen sich rühmen kann; oder Apotheker und Doctorrechnungen aufzulegen, denn andere Schulden anzugeben hütet man sich wohl: so fingirt man ein chronisches Körperleiden, wenn kein wirkliches vorhanden ist, verschafft sich Atteste und Empfehlungen einflußreicher Aerzte zu einer Badekur und ist

dann stets des Erfolges von einigen hundert Thalern an extraordinairer Gratification gewiß.

Um nach Commissionen zu jagen, bringt man irgend ein Project aufs Tapet, z. B. eine Gesetzrevision. An der preußischen Gesetzrevision ist schon seit nahe an dreißig Jahren viel Geld an Commissionsdiäten verdient worden und da man sich wohl hütet, ein solches Geschäft zu Ende zu bringen, damit nicht die Quelle, aus welcher Milch und Honig von täglich drei oder vier Thaler Diäten fließen, verstopft werde, so hätte man noch dreißig Jahre und abermals dreißig Jahre daran zu trinken gehabt.

Hätte es damals schon Nationaldeputirte auf der breitesten Unterlage breitschultriger Arbeiter gegeben, so würde die Aussicht auf drei Thaler täglich Diäten, auch wenn man die Sitzungen versäumte oder sich beurlauben ließ, die halbe höhere Büreaukratie während der Wahlzeit urplötzlich ultraliberal, liebreich gegen die Blouse und den Schmiedehammer oder zu demokratischen Volksrednern gemacht haben und gelang es dadurch, eine solche Commission vom Volke erlangt zu haben, so stehen wir dafür ein, daß die in die Nationalversammlung eingedrungene Büreaukratie gewiß das Ihrige beigetragen haben würde, die Vereinbarung einer Verfassung in alle Ewigkeit hinauszuziehen und gehe auch darüber der

Staat durch Anarchie zu Grunde; was thut es, werden nur die Diäten gezahlt, dann ist Alles gut.

Am ärgsten aber war die Jagd nach Commissionen in Hinsicht auf Reisekosten. Hatte die Familie einmal Lust, eine Partie nach Potsdam oder von da nach Berlin zu machen, so war der Vorwand zu einer Dienstreise leicht gefunden. Man liquidirte vier Thaler Diäten und vier Pferde Extrapost nebst Trinkgeldern nach Potsdam und zurück für vier Meilen und vier Meilen zurück; Facit etwa sechszehn Thaler, welche mit obigen Diäten in Summa vierundzwanzig Thaler für zwei Tage betrugen, wogegen die Hauptperson nur in zweiter Wagenclasse hin und her einen Thaler zu zahlen hatte. Für den Gewinn konnte man alsdann schon ganz anständig bei Harrach in Gienicke diniren und bei Kast auf dem Bahnhofe soupiren.

Am ärgsten aber trieben es nicht selten einige der Herren Oekonomiecommissaire. Hätten sie an einem Tage vier Termine und sei es auch nur zur Vorlegung einer Vollmacht, an fünf an der Eisenbahn belegenen Punkten, z. B. in Burg, Genthin, Brandenburg und Werder abzuhalten, so berechneten sie die Reisekosten mit Extrapost und Diäten voll vom Ausgangspunkte an bis zu dem Orte, wo das Geschäft vorgenommen werden sollte und vertheuerten dadurch und durch große Gewandtheit im Sportuliren, im Commissionenmachen, Terminiren und Hinschleppen des Geschäfts Alles so sehr, daß

man bei Ablösungen von Reallasten der Bauerngüter oder Gemeinheitstheilungen und Separationen, in der Regel die Vortheile, die man daraus hätte gewinnen können, hätte mit Geld aufwiegen müssen. Bei Gemeinheitstheilung eines Weiderechts z. B. ging das ganze Recht, eine oder einige Kühe oder Schafe auf die Gemeindeweide zu treiben, verloren, wofür man den Acker oder die Wiese, welche ein Hof aus der getheilten Gemeindeweide erhielt, so gut als theuer kaufen mußte, indem die Kosten oft mehr betrugen, als das Kaufgeld betragen haben würde.

Ist auch später, noch vor den Märzereignissen in Hinsicht der Diäten und Reisegelder manche Beschränkung eingeführt worden, so ist doch damit des Uebels Wurzel nicht angegriffen und, um mit Goethe's Mephistopheles zu reden: „Des Pudels Kern, Ihr habt ihn nicht gefunden.“

Und alles dieses, die ganze Staatsmaschine in ihrem überkünstelten Organismus durchdringende Unwesen, das eine zähe Lebenskraft hat, welche selbst die Revolution noch überdauerte und bis jetzt noch jeder Reform trotzte, kennt man unter dem Schreckensnamen für alle Vaterlands- und Freiheitsmänner, unter dem der Büreaukratie.

Die Farben dieses Bildes mögen wohl etwas stark aufgetragen sein, das geben wir zu; denn es giebt sehr ehrenwerthe Ausnahmen; aber eine Skizze, welche die

Mysterien der Büreaukratie zeichnet, hat es nur mit den leider nicht selten vorkommenden Mißbräuchen zu thun. Daß übrigens Wahres daran ist, an solchen sehr allgemein in Deutschland verbreiteten Zuständen, wird kein ächter Patriot, der Auge, Ohr und Herz für Volksklagen offen zu halten versteht, verkennen.

Es giebt zwar so viele treffliche und rechtliche Beamte in Preußen, daß ihnen dieser tiefe Krebsschaden des Staats nicht zugerechnet werden kann. Halten sie aber auch ihre Hand rein von jeder Volksbedrückung und Staatsmelkerei *), so bleiben sie doch immer, ohne es zu wollen oder zu wissen, nicht selten Mitwirkende an einer chronischen Krankheit im Staatsleben, welche wir neben

---

*) Als Beleg, daß solche Uebelstände wirklich vorhanden waren, geben wir aus dem Bericht der Commission der preußischen Nationalversammlung zur Prüfung der Finanzverwaltung u. A. folgende in öffentlichen Blättern veröffentlichte Mittheilung: Der Staatsminister Graf Stolberg hatte 1840 9000 Thlr. Gehalt, später 10,000 außer freier Wohnung und liquidirte hierzu im Jahre 1846, 1327 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf. Reisekosten. Der Landforstmeister von Burgsdorf in Königsberg erhielt zu einem Gehalt von 3500 Thlr. noch 250 Thlr. Remuneration; der Geheime Ober-Finanzrath Senft von Pilsach erhielt 1846 zu einem Gehalt von 4000 Thlr. noch 3488 Thlr. Reisekosten und 1940 Thlr. Büreaukosten; der General von Hüser in Mainz erhielt Zulage 6000 Thlr.; die Familie des Generals von Grollmann zur Stiftung eines Fideicommisses 26,250 Thaler.

deutscher Umständlichkeit und Gründlichkeit den Consequenzen des Metternichschen Systems zu danken haben.

Edmund war ein viel zu heller Kopf, um nicht bald dieses Uebel auf den Grund zu durchschauen. Mit seinem lebhaften Rechts- und Sittlichkeitsgefühl nahm er sich vor, dagegen anzukämpfen, so viel in seiner Macht lag, und das war für einen jungen Mann, der im Staatsdienst Carriere machen will, ein wenn auch ehrenhaftes, doch immer sehr gefährliches und daher nach der Bezeichnung des gewöhnlichen Hausverstandes, unsinniges Beginnen.

Edmund fand aber eine Stärkung für seine redlichen, ächt patriotischen Gesinnungen in einem edlen weiblichen Herzen, das sich ihm bald mit einer fast schwesterlichen Zutraulichkeit entgegen neigte. Das war Bertha, des Geheimraths einzige Tochter.

Bertha war ein hübsches Mädchen, mit braunem Haar und braunen großen Augen, die viel Leben und Feuer hatten. Da sie ihre Mutter früh verloren, so war sie im väterlichen Hause sehr bald zu einer gewissen Selbstständigkeit herangereift. Wenig in Gesellschaft kommend, hatte sie sich ihre eigene ideale Welt gebildet; sie schwärmte für alles Große und Edle; wußte aber nie das rechte Maß zu treffen. Nach ihrer Ansicht gab es in der Welt nur Engel und Teufel, und wie oft und schmerzlich sie auch in ihrer günstigen Meinung für die Ideale schon

getäuscht war, so brachte es doch ihre eigene Reinheit dahin, daß sie die meisten Menschen mindestens für gut hielt.

Daß dieses günstige Vorurtheil auch Edmund entgegen kam, war wohl kein Wunder. Der junge Mann hatte so etwas Offenes und Treues in seinem Blick; er war so grade in seinem Wesen, ohne alle servilen leeren Höflichkeitsformen, die man sonst bei Untergebenen so häufig, besonders ihren Vorgesetzten gegenüber, findet, daß man ihn wohl liebgewinnen mußte. Selbst der Geheimrath war von ihm eingenommen und seines Lobes voll, was natürlich auf ein jungfräuliches Herz, wie das der achtzehnjährigen Bertha, den Eindruck des einzigen jungen Mannes, der bis jetzt in ihren engen Familienkreis gekommen war, noch erhöhen mußte.

Edmund sah sie zunächst nur beim Mittags- und Abendtisch. Da aber Mittags der Geheimrath nicht selten zum Diner geladen war oder irgend einem der zahlreichen Zweckessen und Festmahle, die durch Gesang, Toasts und Schneider- und Hosemannsche lithographirte Witz- und Speisekarten, zudem noch durch Champagnerlibationen illustrirt wurden, Theil nahm; oder seine Abende bei einem Souper oder einer Spielpartie außer dem Hause zubrachte: so gab das Gelegenheit genug für beide junge Leute, mit einander allein zu sein. In solchen Fällen aber lehrt die Erfahrung:

Gelegenheit macht Diebe.
Der Dieb kommt in der Nacht;
Und so kommt auch die Liebe
Zu dem, der Nachts noch wacht.
Das Herz ist gleich dem Zunder,
Es fängt den Funken auf,
Der magisch wie ein Wunder
Durchs Auge nimmt den Lauf.
Es klingt dann in den Seelen,
Wie Sang der Philomelen,
Voll Freud' und Hoffnung wallt
Die Lieb' im Blüthenwald.

. . . .

Es fehlte nicht an Commissionen, wobei Edmund die Mißbräuche der Beamtenhierarchie kennen lernen konnte.

In einer entfernten Provinz war in dem Städtchen N. N. der Oberbürgermeister, den wir Dachstein nennen wollen, von der öffentlichen Meinung längst beschuldigt des Mißbrauchs seiner Amtsgewalt zu Erpressungen, der verschwenderischen und dissoluten Lebensweise und einer unerträglichen Arroganz und Willkürherrschaft, der eigenmächtigen Verfügung über Gemeindegelder, der Verwendung mancher mißbräuchlich sich eingeschlichen habenden Einnahmen in eigenen Nutzen und der Einschüchterung des Magistrats und der Stadtverordneten, auf deren Wahl er stets einen ungesetzlichen Einfluß zu üben wußte, so daß nur Männer von schwachem Charakter und indifferente servile Naturen, deren es in

kleinern Städten so viele giebt, in den Rath und die Stadtverordnetenversammlung traten.

So wenigstens schilderte ihn sein Ruf. Was Wahres daran ist, hätte sich nur durch eine strenge und unparteiische Untersuchung feststellen lassen und wir sollten meinen, wenn der Mann sich unschuldig gefühlt hätte, so würde ihn selbst, da ihm der böse Leumund gegen ihn wohl bekannt sein mußte, schon das eigene Ehrgefühl veranlaßt haben, auf eine strenge Untersuchung anzutragen; allein er that grade das Gegentheil, indem er Alles anwendete, um eine Untersuchung zu verhindern.

So hatte das Unwesen dort schon Jahre lang gedauert, als ein energischer Mann, der trotz aller Vorsicht in den Gemeinderath gekommen war, gegen den Oberbürgermeister eine Denunciation bei der Regierung einreichte. Der Abtheilungsdirigent aber war zu oft bei Gelegenheit von Commissionen in Communalsachen im Hause des Oberbürgermeisters freundlich aufgenommen und verschwenderisch bewirthet worden, um es mit seinem Gewissen vereinbar finden zu können, gegen diesen gastfreien und liebenswürdigen Mann rücksichtslos einzuschreiten. Es ließ sich zwar nicht vermeiden, daß, wenn auch nur um actenmäßig den Rücken frei zu halten, eine Commission zur Disciplinaruntersuchung der Beschwerde nach N. N. abgeordnet wurde; aber dann fand der Commissarius dieselbe freundliche Aufnahme, dieselbe

glänzende Bewirthung, dabei die heiligste Versicherung, daß Alles nur Neid und Verläumdung sei, daneben Frau und Kinder in Thränen schwimmend; kurz, es wurden zwar Zeugen verhört, aber das geschah mit einer Einschüchterung, die schon die Gegenwart des Oberbürgermeisters und sein vertrauliches Benehmen gegen den Commissarius erzeugte, daß jeder Denunciant und besonders die Zeugen dachten, hier hilft doch Alles nichts, du sollst dir die Finger nicht verbrennen.

So stellte sich denn die Sache schon ganz anders, und der Commissarius, der ein bornirtes Schreibersubject als Protokollführer mitgenommen hatte, ließ in die Acten schreiben, was er nur für gut fand, um der schlimmen Sache ein freundliches Mäntelchen umzuhängen. Der Querulant aber wurde mit Härte angelassen und mit Zuchthausstrafe bedroht, wenn er nicht entweder seine unbegründete Denunciation zurücknehmen, oder Alles bis auf den kleinsten Nebenumstand durch Documente oder eidliche Zeugenaussagen beweisen würde.

Am Schluß der Sache gab der Commissarius dem Angeklagten noch den freundlichen Wink: „Man wird doch nicht umhin können, die Sache dem Oberpräsidenten der Provinz vorzulegen. Es befinden sich allerdings noch einige Indicia in den Acten, welche streng verfolgt doch unangenehmen Eindruck gegen Sie machen könnten, mein sehr werther Freund, und deshalb würde ich Ih-

nen empfehlen, dem Oberpräsidenten, bei dem Sie bis jetzt wegen Ihrer Geschäftstüchtigkeit gut angeschrieben stehen, Ihre Aufwartung zu machen und sich selbst anzuklagen, daß Sie vielleicht durch einige Unvorsichtigkeiten Veranlassung zu Anfeindungen und Verläumdungen gegeben hätten, worauf bereits eine Disciplinar-Untersuchung gefolgt sei. Sie glauben nicht, was grade in Disciplinarsachen, so wie überhaupt in der Verwaltungsjustiz ein geschicktes Pränunciren von Nutzen sein kann."

„Sehen Sie, mein lieber Freund," fuhr er fort, „der Oberpräsident ist ein strenger und rechtlicher Mann, aber eben darum ist er leicht zu gewinnen durch den Anschein von Offenheit und Biederkeit. Er haßt jede Unrechtlichkeit und Sittenlosigkeit der Beamten; aber er hält fest am Princip, daß das Ansehen der Beamten unter keinen Umständen zu compromittiren sei. Im Vertrauen kann ich Ihnen sagen, Ihr Folium in der Conduitenliste steht noch immer rein, da es mir gelungen war, den Mann, der in Geheim den bedeutendsten Einfluß darauf hat, für Sie zu gewinnen, und darauf fußend werden Sie den Oberpräsidenten leicht überzeugen können, daß Alles, was gegen Sie vorgebracht sei, auf Haß, Neid und Verläumdung hinauslaufe."

Und so geschah es auch. Der Oberpräsident, ein sehr achtungswerther Mann mit blassen, geistvollen Ge-

sichtszügen hatte eine anfangs abschreckende Kälte in den aristokratischen Repräsentationsformen seines äußern Wesens; dabei aber war er voll warmer Liebe für den hohen Beruf seines Amts. Er hätte gern durch seine Administration das ganze Volk glücklich gemacht; aber die Geschäftsformen und besonders das büreaukratische Vorurtheil, daß Alles für das unmündige Volk geschehen müsse, nichts aber durch dasselbe, und dabei, wenn wir nicht irren, ein tief im Hintergrunde seiner Seele liegender Zug von Menschenliebe, das waren die geistigen Handhaben, woran sich dieser sonst bedeutende Staatsmann wohl lenken und gewinnen ließ; und das muß man dem Oberbürgermeister Dachstein lassen, daß er bei einer großen und imposanten Figur so etwas ungemein Gewinnendes in seinen Umgangsformen hatte, daß es ihm leicht wurde, dem Oberpräsidenten ein günstiges Vorurtheil für sich und ein Mißtrauen gegen seine Ankläger einzuflüstern.

Der Oberpräsident versprach ihm eine strenge und gerechte Untersuchung mit einem Ernst, der den nicht ohne Grund angeklagten Mann fast erschreckte, und entließ ihn mit der Versicherung: „Sein Sie überzeugt, daß ich Ihnen, wenn Sie, wie ich hoffe, unschuldig befunden werden, eine eclatante Genugthuung verschaffen werde; das bin ich im Allgemeinen dem nothwendigen Ansehen der Beamten schuldig, ohne welches sich

eine geordnete Staatsverfassung nicht erhalten lassen würde.“

Der Oberpräsident las als gewissenhafter Mann persönlich die Acten, was man eigentlich bei seinen überhäuften Geschäften nicht erwartet hatte. Seinem klaren Verstand und ungemeinem Scharfsinn konnte es freilich nicht entgehen, daß, wenn man zwischen den Zeilen las, allerdings noch Manches ungerechtfertigt und unaufgeklärt blieb. Er bestimmte daher, daß ein anderer Commissarius nach N. N. gesendet werde, um die Sache noch genauer zu untersuchen.

Der Mann auf den die Wahl fiel, war ein junger Assessor, Namens Walker. Der Oberpräsident hatte ihm gesagt: „Ich wünsche und hoffe, daß der Oberbürgermeister Dachstein völlig gerechtfertigt aus diesem bösen Handel hervorgehen möge; ich will ihm gern glauben, daß er unschuldig verläumdet ist; denn man kennt die Klatschsucht in kleinen Städten; indeß, damit der sonst tüchtige Geschäftsmann auch völlig gereinigt vor der Welt dastehe, habe ich Sie beauftragt, sine ira et studio diese Sache noch einmal genau zu untersuchen und mir darüber, unter Beifügung der Acten, zu berichten.“

Der junge Mann war ein Feuerkopf, der noch mit dem ersten Schwerte focht, voll Diensteifer und Recht-

lichkeitsgefühl; aber der frühere Commissarius wußte seinen Eifer zu dämpfen.

„Ihre Gesinnungen," sprach er, „Herr Assessor, machen Ihrem Herzen Ehre, aber nicht Ihrem Verstande. Ein junger Mann, der Glück machen will in der leider jetzt den Schneckengang gehenden Beamtencarriere, darf nicht immer seinem eigenen Kopfe folgen wollen. Wer das thut, rennt mit dem Kopfe gegen die Wand und zerschellt sich den Schädel. Im Staatsleben, besonders im Polizei- und Verwaltungsfache ist es mehr die Politik als das Rechtsgefühl, welches die Beamtenwelt leiten muß. Besonders jüngern Beamten kann es nicht genug empfohlen werden, sich den Ansichten hoher Vorgesetzten nicht zu opponiren. Wer sich fügt mit aalglatter Haut, der wird fortgeschoben im Drange der Verhältnisse. Also wenn der Oberpräsident, wie doch in diesem Falle klar ist, den Oberbürgermeister Dachstein unschuldig finden will, so ist das eine Sache, die er auf seine eigene Kappe zu nehmen hat, und es wäre unklug von einem jungen Aspiranten für den Staatsdienst, in solche menschenfreundliche Intentionen Ihres hohen Vorgesetzten nicht einzugehen."

Obwohl diese Ansichten eines ergrauten Beamten den edlern Gesinnungen des jungen Feuerkopfs nicht zusagen wollten, so hatte er sich doch einmal in den Strom der Büreaukratie begeben und war verständig

genug, einzusehen, daß ein gehaltloser Assessor gegen den Strom nicht schwimmen dürfe, wenn er nicht darin untergehen wolle. Das leidige: „Leben und leben lassen" kam auch dazu; es war zudem die erste Commission von einiger Bedeutung, die ihm aufgetragen wurde und dabei wollte er sich denn doch auch nicht grade mißliebig machen; endlich übte die Liebenswürdigkeit und Gewandtheit, so wie auch die gute Tafel des Angeschuldigten ihre verführende Macht auf den jungen Mann so gut, wie auf ältere Geschäftsmänner; kurz, die von ihm fortgeführte Untersuchung brachte auch kein anderes Resultat, als daß dem Oberbürgermeister nichts Bedeutendes zur Last gelegt werden könne. Dem Denuncianten wurde bei schwerer Ahndung angedroht, jedes fernere Queruliren zu unterlassen und jedenfalls blieb eine Criminaluntersuchung wegen beleidigter Amtsehre vorbehalten.

Die Acten wurden damit reponirt und die Sache schien vollständig niedergeschlagen zu sein.

So war es auch geblieben, da Niemand weiter zu queruliren wagte und der Volksunwillen sich nur im Stillen Luft machte, wenn der durch das ganze Verfahren erbitterte Oberbürgermeister sein Rachegefühl und seinen verletzten Hochmuth hätte bezähmen können. Wer aber das Leben der Menschen beobachtet hat, wird finden, daß der Rachedurst nicht ruheloser und glühender

waltet als in der Brust Dessen, der sich im Unrecht befindet. Der Bürgermeister Dachstein hatte ermittelt, wer der Verfasser der von einem angesehenen Bürger, welchen der Rächerarm eines Oberbürgermeisters nicht erreichen konnte, eingereichten Denunciation war.

Es war ein sogenannter Concipient, der sich und seine zahlreiche Familie durch Winkelconsulentschaft, Anfertigung von Bittschreiben, Beschwerden und Geldnegocen, wenn auch nicht immer sehr rechtlich ernährte. Scandal und endlose Querelen war sein eigentliches Element, weil solche Sachen ihm besser bezahlt wurden als gewöhnliche Supplicate. Die preußische Gesetzgebung und Praxis ist sonst ziemlich nachsichtig gegen solche Subjecte und ignorirt ihr allerdings oft sehr verwerfliches Treiben. So weiß Mancher dieser Classe, besonders in dem ewig wogenden Berlin, sich den Schein eines großen Wohlstandes zu erschwindeln. Er lebt auf einem großen Fuß. Wer den Herrn Commissarius, diesen Titel führen sie nicht selten, sprechen will, wird in das Büreau verwiesen. Dort erst wird er vorläufig verhört, was seine Absicht sei; dann muß er einen Vorschuß deponiren und ist es ein Geschäft, das auf dem Büreau nicht abgemacht werden kann, so führt ihn ein Bedienter durch eine lange Reihe elegant meublirter und decorirter Zimmer in das Allerheiligste, das Cabinet

dieser Winkelexcellenz. Mit vornehmer Kälte wird er um sein Anliegen befragt; zeigt sich aber dem ungemeinen Scharfsinn des Consulenten nur die geringste Spur, daß hier etwas zu machen sei, so ändert er plötzlich sein Benehmen; wird aus dem kalten, gemessenen Geschäftsmann der wärmste Freund des Clienten; hat er abschlägige Resolutionen und Decrete schon empfangen, desto besser. Je fauler die Sache, desto mehr schmeckt sie dem Winkelschreiber. Er schimpft auf die Behörden und Gerichte, zeiht sie der Böswilligkeit, Parteilichkeit und Dummheit und schwört hundert Mal bei seiner Ehre, wovon indeß die Welt nichts weiß, daß er sie schon fassen werde. Ist der Mann, der bei ihm Hülfe sucht, wohlhabend, so giebt es eine zweifache Weise ihn zu melken, entweder durch bedeutende Vorschüsse oder durch einfache Vollmacht mit der Erklärung, die Arbeiten nach Erfordern honoriren zu wollen und dann Gnade Gott den Rechnungen! Winkelconsulenten haben keine Taxe. Sie können fordern und nehmen an Honorar, so viel sie wollen. Sie haben keine andere Grenze als die ihnen durch die Concurrenz gesetzt wird. Mißlingt das Geschäft und der Client macht ihnen Vorwürfe, so haben sie die stehende Ausrede: „Ungerechtigkeit geht vor Recht!“

Am liebsten sind ihnen Geldgeschäfte oder Güterhandel. Sie kaufen Bauergüter oder Altentheile; erstere

entweder um sie zu dismembriren, wodurch sie oft den doppelten Preis herauspressen, oder sie zahlen eine geringe Abschlagssumme und versprechen, den Rest des Kaufgeldes bei Abschließung des gerichtlichen Contracts zu entrichten. Sie hüten sich aber wohl, dafür eine Frist zu bestimmen; dagegen haben sie sich in den Besitz einsetzen lassen; und nun schalten und walten sie dort als Eigenthümer, verkaufen das Inventar, parcelliren Grundstücke, detericiriren die Gebäude, kurz sie thun Alles, um dem Verkäufer Angst zu machen, daß das Gut in schlechte, zahlungsunfähige Hände gekommen sei; Helfershelfer müssen dazu mitwirken, daß diese Meinung sich verbreite und der vormalige Besitzer wird besorgt, daß er um den Rückstand des Kaufgeldes geprellt sei. Nun sucht er den Handel rückgängig zu machen; aber der Käufer hat sich vorgesehen, ein Reukaufgeld stipulirt und so bleibt denn dem geprellten Eigenthümer nichts übrig, als noch ein Tausend Thaler oder mehr zuzuzahlen, die eingezahlte Abschlagssumme zurückzugeben und mit dem blauen Auge von einem Paar tausend Thaler Schaden aus diesem schlechten Handel hervorzugehen. Der Betrüger aber geht dabei frei aus, mit einem reichen Gewinn beladen, denn wir haben kein Gesetz, das die Leichtgläubigkeit gegen solchen Schwindel schützt.

Ein so großartiger Geschäftsmann aber war der

Winkelconsulent Federfuchser in N. N. nicht. Er trieb sein Geschäft im Kleinen und stieß dabei nicht selten an. Es war also ein Leichtes, irgend eine Veranlassung zu finden ihm eine Disciplinarstrafe zuzuwenden. Der Oberbürgermeister machte nur den Fehler, daß er ihn nicht bei Gericht denuncirte, sondern in Kraft seiner Polizeigewalt sofort arretiren und über acht Tage ohne Verhör in einem dumpfen Kerkerloche bei schmaler Kost und schlechter Behandlung sitzen ließ. Endlich mußte er doch losgelassen werden. Der Oberbürgermeister ließ ihn vorführen und kündigte ihm an, daß, wenn er so fortführe mit seinem unruhigen Queruliren, so würde er ganz bestimmt mit sechs Monaten Zuchthaus büßen müssen. Die Beschwerden des so willkürlich verhaftet gewesenen Querulanten bei der Oberbehörde hatten natürlich weiter keine Folgen, als ihm Verweise zuzuwenden und nun krümmte sich der getretene Wurm und die Schlange zeigte ihren Giftzahn.

Nach einigen Wochen enthält ein Leipziger Blatt die ganze Geschichte dieses bösen Handels mit einer Skizzirung der Persönlichkeit und des Lebens und Wandels jenes Oberbürgermeisters, der willkürlichen Verhaftung des Concipienten und des Schutzes, den Jener bei den Oberbehörden gefunden hatte, mit Namensnennung des Oberpräsidenten und der Regierungscommissarien.

Das war denn doch zu viel für eine an Preßfreiheit

noch nicht gewöhnte Zeit. Damals war die geringste freie Bewegung der Presse noch sehr mißliebig; man hielt jede freimüthige Aeußerung dieser Art für Frechheit einer auf den Umsturz des Staats gerichteten Partei und verfolgte den Verfasser so lange, bis er entweder im fiscalischen Prozeß auf die Festung gebracht oder polizeilich ausgewiesen war. Alles wurde aufgeboten, den Verfasser dieses die Wahrheit enthaltenden Pamphlets zu ermitteln, allein die Redaction jenes Blattes war nicht zu bewegen, den Namen desselben anzugeben.

Während man sich so im Aerger über eine Publicität, die sich nicht mehr ungeschehen machen ließ, zerknirschte, war das Ministerium des Innern auf diesen Artikel aufmerksam geworden. Es forderte Bericht mit Einsendung der Acten, und nun schien nichts mehr den Oberbürgermeister Dachstein retten zu können.

Allein der Geheimrath Leblos, welcher grade in diesem Fach arbeitete, wußte sich die Commission zu verschaffen, nach N. N. zu reisen und die Sache weiter zu untersuchen. Er nahm auch vorher Gelegenheit, mit dem Oberpräsidenten und dem betreffenden Regierungsrath darüber zu sprechen und gewann damit die Ueberzeugung, daß man diesen tüchtigen Beamten, der so unschuldig verfolgt werde, um jeden Preis schonen wolle.

Der Geheimrath hatte sein Factotum, unsern Edmund, als Protokollführer mitgenommen nach N. N.

Er war, wie sich gebührte, im Gasthofe abgestiegen. Der Oberbürgermeister hatte davon schon Wind bekommen und machte ihm seine Aufwartung. So viel als möglich und mit der unterwürfigsten Höflichkeit lud er ihn ein, sein Haus als das seinige betrachten zu wollen. Kaum war der Geheimrath dort eingezogen, so ging es an ein Schmausen und Schwelgen, wobei nur zweierlei zu bewundern war, woher man in dem kleinen Städtchen alle die Delicatessen und feinen Weine hatte anschaffen und dann auch, wie es möglich war in einen Menschenmagen so viel und vielerlei an Trank und Speise hineinzustopfen. Indeß der Geheimrath Leblos war ein Apizius erster Größe und hatte er sich den Leib so recht con amore vollgestopft: so liebte er sein Schläfchen; nach Tische war er zu Allem, was nach Geschäften schmeckte, nicht aufgelegt und Vormittags hatte er nicht Lust, sich aus seiner Ruhe im Schlafrocke stören zu lassen; so lag denn die ganze Last und Verantwortlichkeit auf Edmund und dieser war genugsam verwarnt, nichts zu protokolliren, was nur den geringsten bösen Schein auf den guten Oberbürgermeister, der einen so trefflichen Wirth mache, werfen könne.

Allein stets kam dieser Befehl mit der Wahrheitsliebe des jungen Mannes und mit dessen Rechtlichkeitsgefühl in Collision. Und so entstanden denn freilich

Protokolle, welche nichts weniger als geeignet waren, die Unschuld des Angeklagten ans Licht zu ziehen.

Zum Glück war der Geheimrath mit seinen 3000 Thalern jährlichen Gehalt zu arbeitsscheu, um sie durchzulesen. Er fügte eigenhändig dem: Gesehen da und da, seine Präsenz am Rande hinzu und unterschrieb die Protokolle bona fide.

Endlich nach acht schwelgerisch verlebten Tagen, die seinem gütigen Wirthe Hunderte gekostet haben konnten, schied er von demselben mit einem Handdruck und dem Glückwunsch, daß nun damit Alles beigelegt sein werde. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte Edmund den Auftrag erhalten, den Bericht an den Minister auszuarbeiten. Das geschah; da er aber doch in den Fall kommen konnte, Sr. Excellenz über diesen oder jenen Casus noch mündlich nähere Auskunft geben zu müssen, so konnten sich der Geheimrath für diesmal der ungeheuern Aufgabe, das sechs bogenlange Opus, das er unterschreiben sollte, zu durchlesen, nicht entziehen.

Aber, o Herr des Himmels! wie groß war sein Schrecken, als die Schuld des Oberbürgermeisters damit klar an den Tag kam. Was war zu thun? den Oberpräsidenten, der den Mann protegirte, so grade vor den Kopf zu stoßen, wollte er doch auch nicht thun. Der Mann selbst lag ihm nicht viel am Herzen; den hätte er wohl geopfert; indeß würde das eine himmelschreiende

Undankbarkeit für genossene Speise und Trank gewesen sein. Edmund bezog sich auf die Acten und weigerte sich entschieden, einen lügenhaften Bericht abzufassen; da mußte denn wohl unser Geheimrath Leblos das ungeheuere Stück Arbeit übernehmen, einen Bericht zusammenzustellen, der allerdings neben der Wahrheit ziemlich weit vorbeispazierte.

Edmund erhielt die ernste Weisung, daß, wenn er sich noch ein einziges Mal herausnehmen würde, anders zu protokolliren oder zu berichten als es die Intentionen seines Vorgesetzten beabsichtigten, er sofort aus dem Hause und den jetzigen Dienstverhältnissen entlassen werden solle.

„Aus dem Hause entlassen!"

Dieser Gedanke hatte etwas Erschreckendes für ihn, etwas Entsetzliches; es war ein Gedanke, den er nicht zu ertragen vermochte. Er nahm sich vor, sich zu bessern, d. h. sich selbst nur als willenlose Schreibmaschine seines hohen Vorgesetzten zu betrachten. Aber ihm schauderte die Haut über solchen Vorsatz.

In der Sache selbst hatte seine Ehrlichkeit in den Protokollen doch unangenehme Folgen für den gütigen Oberbürgermeister gehabt. Der vortragende Rath hatte, was man nicht erwartete, die Protokolle selbst gelesen und der Ministerialbescheid lautete, daß die Acten dem Kammergericht zur gerichtlichen Untersuchung und Be=

strafung des etwa schuldig befundenen Beamten übergeben werden sollten; seitdem hat man nichts weiter von der Sache gehört.

Ob etwa das ad acta Legen und Todschweigen einer Sache auch zu den Mysterien der Justiz gehört, was wir bei der Controle der vielen höhern Orts einzureichenden Prozeßlisten kaum glauben können, oder nur der Büreaukratie?

Wer mag das wissen?

Fünftes Buch.

Ein anderes Verhältniß des Grafen. — Strauchritterei. — Die Maskerade im Schauspielhause.

„Arme! Du bist betrogen!
Er hat dir Liebe gelogen.
Besser als ihn zu sehen,
War's in den Tod zu gehen.
Ja ewig fließen werden
Durch ihn deine Thränen.“

Norma.

Graf Banco war nach einigen Wochen in Folge der Begnadigung, die ihm Excellenz die Generalin ausgewirkt hatte, nach Berlin zurückgekehrt. Von dieser seiner hohen Protectorin wurde er mit ungemeiner Freundschaft aufgenommen; vom General, der doch noch zu viel Rechtlichkeitsgefühl hatte, um das Verfahren desselben so ganz billigen zu können, mit einer gewissen Zurückhaltung; Comteß Alwine aber ließ sich nur durch den gemessenen Befehl ihrer Mutter im Zimmer erhalten, wenn Graf Banco, der die Effronterie hatte, sich vor

der Welt als ihren Verlobten zu benehmen, gegenwärtig war. Redete er sie einmal an, so behandelte sie ihn so schnöde und abweisend, daß sie sich dadurch die lebhaftesten Reprochen von Seiten ihrer Mutter zuzog.

So war das junge Mädchen höchst unglücklich in dem ihr aufgedrungenen Verhältnisse. Ihre ganze Seele hing immer noch voll inniger Liebe an dem Landschaftsrath von Hochherz, während jede Hoffnung, ihn nur wieder zu sehen, durch seine Zurückgezogenheit von der Welt auf seinen ländlichen Besitzungen abgeschnitten war.

Bald sollte sie indeß wenigstens für einige Zeit eine Erleichterung erhalten.

Es war unter den geschilderten Wirren die Carnevalzeit in Berlin herangekommen. Das damit allerdings belebtere Gesellschaftsleben gewährte in den höhern Kreisen einige Hoffeste, dann prinzliche, ministerielle und diplomatische Feten; dazu einige neue Opern und Ballette in dem mit vergoldeten Stuckaturen fast störend überladenen Opernhause, und endlich für die gemischte und untere Gesellschaft Maskenbälle bei Kroll und an andern minder berühmten öffentlichen Orten. Die Krone aber von diesen ohne Humor und im norddeutschen Phlegma sich bewegenden Volksfesten war die große Redoute, welche in den Räumen des eigens dazu eingerichteten Schauspielhauses, dessen Corridore und Säle

durch die kunstsinnige Hand des Hoftapezier Hiltl, ohne den einmal, nach der Voßschen Zeitung, keine Decoration eines Festsaales möglich zu sein scheint, mit weißen, rosa, blauen und gelben Mousselinedraperien wundervoll geschmückt waren, bei glänzender Erleuchtung von dem Solotänzer Taglioni gegeben wurde.

Dorthin strömte Alles zusammen, was nur irgendwie den Thaler Eintrittsgeld hatte aufbringen können. Man sah dort zum ersten Male in Berlin Freiheit und Gleichheit. Die Masken, Dominos und Charaktercostüme nivellirten alle Stände. Und Freiheiten nahm sich Mancher heraus, zumal wenn es erst nach Mitternacht kam und das Demaskiren überhand nahm, wenn die höheren Stände sich zurückgezogen hatten; Freiheiten, sage ich, die man wohl nicht mit Unrecht Frechheit hätte nennen können.

Wer durch diese bunte Hüllen bis auf den Kern der Persönlichkeit hätte blicken können, würde dort neben dem Gardeoffizier den Schneidergesellen gesehen haben, der vielleicht noch mit ihm in einiger Wahlverwandtschaft stand, indem jener ihm die noch unbezahlten Kleider, die der Gardeoffizier trug, gemacht hatte. In derselben Colonne tanzte der blasirte Junker, vertrauend auf sein Incognito, mit einer berühmten eleganten Schönheit aus der Welt der Prostitution und sein Barbier mit einer hübschen Grisette, die dem gnädigen Herrn die Che-

misette wusch und die Glaçehandschuh genähet hatte, auch sonst wohl noch kleine Gefälligkeiten gewährte. Dort funkelten ächte Diamanten von großem Werth auf der Agraffe eines mit einem Sultane von Reiherfedern geschmückten Turbans, der mit dem dazu gehörigen türkischen Costüm die beträchtliche Körperfülle einer reichen Banquiersfrau umhüllte, und diese befand sich am Arm eines armen Candidaten, der neben der Hauslehrerstelle die Verpflichtung hatte übernehmen müssen, Madame ins Theater, so wie auf Bälle und Redouten zu führen, während ihr Gemahl, solchen socialen Amüsements abhold, seine Nächte bei Maitressen oder am Spieltisch hinbrachte. Neben dem Diamantenreichthum glänzte dann auch wohl der Theaterschmuck von Zinn, dessen vertieft gegossene Façetten allerdings, aus der Ferne gesehen, bei glänzender Erleuchtung Effect machen.

Und wenn der Hof eine solche Fete mit seiner Gegenwart beehrte, so sah man wohl neben der Prinzessin von Gottes Gnaden die Prinzessin von Küstner's *) Gnaden.

Diese bunte Welt mit der rauschenden Musik in den verschiedenen Sälen, wo getanzt wurde, dieses Arom von Wohlgerüchen und in der Nähe der Büffets die

*) Bekanntlich der Generalintendant der königlichen Bühnen in Berlin.

Aetherdünste, die von den riesigen Punsch- und Glühweinbowlen aufstiegen, das Alles übte einen mächtigen verwirrenden Einfluß auf alle Sinne, besonders auf Neulinge in dieser prunkenden, sprudelnden Welt.

Das wußte Graf Banco sehr wohl. Um endlich zu reüssiren bei seinem schönen Bürgermädchen, mußte er eine solche Gelegenheit benutzen, um sie wo möglich in jenen Sinnenrausch zu versetzen, der sein schmachvolles Vornehmen, wie er hoffte, begünstigen würde. Ein Versuch, sie zu bewegen, andere kostbare Geschenke anzunehmen, als jenes Umschlagetuch, ihre Damenschneiderei aufzugeben und bis zu ihrer baldigen Verheirathung, die er ihr vorspiegelte, eine kleine elegante Wohnung nebst Unterhaltungsgeldern von ihm anzunehmen, scheiterte an ihrem reinen Sinn und gesunden Verstande. Es war in der That zum Verzweifeln. Diese ennuyanten Besuche in dem kleinen Familienkreise, das zuthunliche Wesen so vieler Kinder und deren oft laute Spiele, die Rolle des Erzphilisters, wozu er sich selbst verdammt hatte, und dazu noch den Bescheidenen und Sittsamen zu spielen, besonders in Gegenwart von Vater und Mutter, die es für ihre Pflicht hielten, den Herrn Eidam gräßlich langweilig zu unterhalten, das Alles war nichts als eine fortwährende Pönitenz für den blasirten jungen Weltmann, der indeß zu seinem eigenen Erstaunen sich von Emma's Nähe wie mit Zaubermacht ge-

fesselt fühlte. Zudem hatte sich der moderne Don Juan, der nicht daran gewöhnt war, bei den Schönen, um deren höchste Gunst er sich bewarb, Widerstand zu finden, darauf capricirt, die Renitenz ihrer Sittsamkeit zu besiegen und war deshalb schon mit seinen Lustgenossen bedeutende Champagnerwetten darüber eingegangen. Um dieses Ziel zu erreichen, würde er Tantalusqualen erduldet haben, und wären es auch die gewesen, die gemeine Atmosphäre solcher Bürgerwelt einathmen zu müssen.

Für solche Fälle hatte er einen eigenthümlichen Ausdruck erfunden, der auch in seinen Kreisen bald Eingang fand. Hatte man zufällig bemerkt, daß er mit einem Bürgerlichen gesprochen, oder war er bei seiner Bürgermamsell gewesen, so sagte er zu seinen Freunden, ich habe mich ein wenig encanaillirt. Das galt auch von den Amüsements auf den Redouten und Maskeraden, wo allerdings wohl die Hefe der Gesellschaft, die man mit vollem Rechte die Canaille nennen darf, nicht fehlte.

Diesen Ausdruck „encanailliren" wolle man nicht tadeln; es lag darin eine Reparation d'honneur, die sich das Vollblut schuldig zu sein glaubte, um sich von dem Flecken an der Ehre, den sonst der Verkehr mit Bürgerlichen hinterlassen haben würde, wieder zu reinigen. Dann aber lag eben nichts Unehrenhaftes darin,

mit der Prostitution oder am grünen Tisch nächtliche Orgien der niedrigsten Art zu feiern.

Uebrigens war es der gewandten Ueberredungskunst des Grafen Banco im Incognito eines Kaufmanns Liebreich gelungen, das unschuldige Bürgermädchen zu überreden, sich von ihm auf den erwähnten Maskenball im Schauspielhause führen zu lassen. Er wußte das Vergnügen eines Tanzfestes in so wunderlicher Verkleidung so interessant, dabei harmlos und unschuldig zu schildern, daß endlich Emma einwilligte, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihr Bruder sie begleite.

Das geschah denn auch. Für Maskenkleider sorgte Herr Liebreich und Doctor Ajax, der seitdem die Familie öfter besucht hatte, schloß sich an. Ohne Zweifel hatte er die geheime Instruction, diesen Begleiter und Ehrenhüter unschädlich zu machen.

So fuhren sie denn gegen zehn Uhr Abends ab, geleitet von dem wortreichen Glück- und Segenswunsch der Madame Redlich, die sie mit tausend Knixen, das Licht in der Hand haltend, über den Hof bis ins Vorderhaus begleitete.

. . . .

Emma und ihr Bruder hatten nie etwas Aehnliches gesehen; sie waren noch nicht einmal auf einem gewöhnlichen Balle, auch nicht auf einem Maskenballe gewesen. Dieses Drängen und Wogen phantastisch ge-

kleideter Menschen machte einen mächtigen Eindruck auf sie, der fast einem Schwindel glich. Nachdem sie eine Zeit lang durch alle Räume promenirt hatten, forderte Herr Liebreich seine Emma auf, einen Walzer mit ihm zu tanzen. Emma entschuldigte sich, daß sie zwar als Kind mit den Töchtern einer vornehmen Familie Tanzstunde gehabt, indeß seitdem Alles wieder verlernt und vergessen habe, und es daher nicht wage, in den Reihen dieser graziösen Tänzerinnen aufzutreten.

Und graziöse Tänzerinnen waren in der That hier vorhanden; es waren die Damen und Herren vom Ballet, die im Costüm von Bajaderen eine Quadrille tanzten.

Herr Liebreich machte seine Geliebte darauf aufmerksam, daß es im gesellschaftlichen Tanz, der nun bald folgen werde, weder auf Grazie, noch Geschicklichkeit ankomme; im Gegentheil sei eine gewisse Nonchalance, ein nachlässig sich gehen Lassen, als ob man es nicht einmal für der Mühe Werth hielte, tanzmeisterliche Pas zu machen, ein Merkmal von gutem Ton. „Wir walzen oder promeniren die Walztour, ganz wie es uns beliebt,“ schloß er.

Emma trat mit ihm an und das Walzen wurde ein Paarmal versucht; doch war das Gedränge hier so arg, daß an ein eigentliches Tanzen gar nicht zu denken war, dort so wenig, wie in den übrigen Sälen.

Mephisto=Ajax hatte indeß richtig den jungen Mann entführt gehabt und zwar in das Büffetzimmer, wo ein Platz am Büffet und dort wieder ein Glas Punsch oder dergleichen mit Anstrengung erobert werden mußte, und wenn man sich einmal dort befand, an eine Rückkehr so leicht nicht zu denken war.

Graf Banco ließ Punsch und Backwerk bringen, und Emma nahm vom Bräutigam arglos an, was er ihr darbot. Warum sollte sie nicht?

Schon fingen ihre Wangen an zu glühen, es war so einsam, so lauschig warm in dem nur schwach erleuchteten, mit dunkelrothen Stoffen an allen Wänden drapirten Gemach und auf dem schwellenden Sopha, worauf Beide dicht aneinander geschmiegt saßen. Sie tranken Beide aus einem Glase, bissen Beide wechselnd mit Tändeln an dasselbe Stück Kuchen, oder Liebreich fütterte sein Vögelchen, wie er zärtlich sagte, indem er das eine Ende des Kuchenstückchens mit seinen Lippen ihr darbot, während Emma mit ihren gluthrothen Lippen am andern Ende naschte.

Es war von Seiten der Braut ein harmloses, kindisches Tändeln, das freilich von der andern Seite berechnet war, die Sinne zu erregen. Eine von fernher rauschende Musik und das gedämpfte Summen, welches das Bewegen und leise Reden vieler tausend Menschen erzeugte, erhöhte noch den Freudentaumel, in welchen

solche erotische Spielereien eine unschuldige junge Mädchenseele versetzen. Und nun wurden noch bräutliche Küsse hinzugegeben, die mit immer steigender Wärme von ihrer Seite gewährt, mit immer stürmischerer Gluth von der seinigen gefordert wurden. Länger und länger wurden diese Gefühlsergießungen, Lippen an Lippen schienen aneinander gewachsen zu sein, diese schwellende entzückende Berührung, die das ganze Nervenleben durchdringt und das Klopfen des Herzens beschleunigt, wie das Glühen der Pulse erhöhet, schien nicht mehr enden zu wollen, indem Brust an Brust gedrückt und Arme in Arme verschlungen waren. Es war ihnen ja so selten das Glück zu Theil geworden, das Glück des Brautstandes so ohne Zeugen, im vollem Maße genießen zu können, warum sollte Emma demselben nicht arglos sich hingeben, bis an die Grenze des Erlaubten? Noch aber hatte Emma nicht alle Besonnenheit verloren. Ein Paarmal fragte sie ängstlich nach ihrem Bruder. Herr Liebreich hatte Mühe, sie zu beruhigen durch die Versicherung, daß der Doctor Ajax ihn sicher hierher führen werde, da es verabredet sei, in diesem Zimmer Erfrischungen einzunehmen. Und nach solcher Beruhigung begann das Kosen und Liebesgetändel von Neuem.

Plötzlich wurden sie erschreckt durch das Eintreten von zwei Personen, einem Herrn und einer jungen Dame, die Arm in Arm verschlungen, lachend hereintän-

zelten. Emma fuhr erschrocken zurück aus den Armen ihres Verlobten, doch nicht schnell genug, um nicht bemerkt zu sein. Der eintretende junge Mann hatte ihn erkannt: „Ah, Sie da, lieber Graf!“ sprach er lachend, „das ist charmant. Doch geniren wir uns nicht vor einander, in solchen Dingen sind wir alle Menschen!“

Schon bei diesen Worten hatte Emma ein Gefühl, als sei sie erst mit siedend heißem, dann mit eiskaltem Wasser übergossen.

Der Gedanke, er ist ein Graf, ein Lügner, ein furchtbarer Heuchler, er hat dich und deine armen Eltern entsetzlich getäuscht, übte eine überwältigende Macht auf ihr ganzes Nervenleben. Ihr Blut stockte in den Adern und trat zurück zu dem Herzen, das einen Moment aufhörte zu pulsiren. Schon wurde es ihr dunkel vor den Augen und sie rang mit einer Ohnmacht.

Und was sie noch soeben erkennen konnte, trieb ihr das Blut der Schamröthe auf die Wangen, es waren die unsittlichsten Freiheiten, die sich der Fremde gegen seine Begleiterin, mit welcher er sich auf das andere Sopha geworfen hatte, erlaubte und die diese, als sei es sein Recht, ohne Widerstand gewährte.

Diese sittliche Entrüstung darüber gab der Jungfrau wieder Lebenskraft, so viel als sie bedurfte, um solchen empörenden Scenen zu entfliehen.

Wie carrarischer Marmor so bleich und kalt stand

sie auf, um das Gemach zu verlassen. Graf Bancs aber gab seinem Kameraden, denn es war einer derselben, einen Wink und sprach laut: „Ich verbitte mir den Spaß in Gegenwart meiner Braut," dann gegen Emma gewendet, fuhr er ebenso laut fort, „meine Freunde nennen mich scherzend „Herr Graf," weil ich vielleicht ein wenig vornehmeres Wesen habe, indeß hier mein Freund weiß recht gut, daß ich der Kaufmann Liebreich bin."

„Ah so," lachte der Andere und das Mädchen, das er in seinen Armen hielt, lachte mit, „ich recocognoscire mit Vergnügen meinen Freund als Seine Wohlgeboren den ehrsamen Herrn Kaufmann Liebreich, ja, ja, Herrn Liebreich und wünsche Wohldemselben, daß seine Elle zum Liebespfeil werde, um auch heute mit Wilhelm Tell reden zu können:

„Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen, — aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen."

Unter wieherndem Lachen über den eigenen Witz des demaskirten Herrn mit dem blonden Schnurrbart, im hellblauen Domino und lebhaftem Kichern des sehr hübschen und elegant gekleideten jungen Mädchens mit der Florbrille und dem Kranz von dunkelrothen Georgi=

nen im rabenschwarzen Haar, zogen sich Emma und Graf Banco zurück.

Unschuldige Liebe vertrauet ja so gern. Und die Nebel des Mißtrauens verrinnen nicht leichter, als wenn sich der Geliebte und sei es auch nur zum Schein, zu rechtfertigen versteht. Das war hier geschehen und Emma's Herz fühlte sich wieder leichter. Aber sie wünschte fort von hier. Ihr verletztes Sittlichkeitsgefühl ließ sich nicht wieder beschwichtigen. Sie hatte erkannt, daß sie hier in schlechte Gesellschaft gerathen war. Sie bat daher dringend ihren Verlobten, sie nach Hause zu führen.

Das lag nun freilich nicht in den Berechnungen des heillosen Verführers; auf diesen Maskenball und dessen Ende, tief in der Nacht, hatte er seine letzte Hoffnung gesetzt. Scheinbar mußte er nun wohl nachgeben, sonst hätte er all' ihr Vertrauen verloren. Vergebens versuchte er sie zu überzeugen, daß in einer großen Stadt wie Berlin die Elemente der Unsittlichkeit sich überall in alle öffentlichen Vergnügungen eindrängten; das aber lasse sich nicht vermeiden; die anständigsten Menschen hätten sich schon daran gewöhnt, überhaupt könne ihr ja doch das Sprichwort zur Beruhigung dienen: „dem Reinen ist Alles rein", sie möge daher nur noch einige Stunden bleiben; man wolle lieber in eine Loge gehen,

um jedes Zusammentreffen mit rohen Menschen zu vermeiden.

Allein Emma war nicht zu bewegen. Wo so laut wie in ihrer reinen Seele das feinere Gefühl gegen solche Gemeinschaft protestirt, da helfen alle Scheingründe der Dialektik nichts. Selbst jetzt, wo sie sich nur von Zeit zu Zeit schüchtern umsah in der sie von allen Seiten umwogenden Menge, glaubte sie trotz des äußern Scheins von Anstand und Sitte Spuren von niedriger Gesinnung und leichtfertiger Koketterie zu entdecken. Schon die zu starke Entblößung der Büste schöner Mädchen und Frauen, wozu die Ballsitte ermächtigt, jagte ihr ein Erröthen nach dem andern über die Wangen. Das war durchaus nicht Prüderie, sondern jenes jungfräuliche Schamgefühl, das auch an Andern ihres Geschlechts nicht zu ertragen vermag, was sie sich selbst als unsittlich nie erlauben würde.

So konnte endlich der Graf ihren Bitten nichts entgegensetzen, als die Erklärung, daß sie ihren Bruder aufsuchen und dann nach Hause fahren wollten. Dieses Aufsuchen aber nöthigte Beide, noch fast eine halbe Stunde lang alle Säle und Corridore des geräumigen Festlocals im dichtesten Gedränge zu durchstreifen. Graf Banco wußte wohl, daß er den Gesuchten mit Ajax am großen Büffet finden werde, aber gerade dieses Zusammentreffen suchte er zu vermeiden.

Da sollte ein neuer unangenehmer Zwischenfall noch störender eingreifen in seine Pläne.

Er war mit Emma am Arm in die Nähe einer breiten, mit rothem Tuch belegten Freitreppe gekommen, die von einem obern Eingange her in einen tiefer liegenden, mit Logen umgebenen Tanzsaal führte. Da kamen vier Cavaliere in Civilkleidern, farbigen Dominos, Federhüten und Halbmasken die Treppe herab. Graf Banco hatte eben seine Maske, die ihm in dieser Bedrängniß zu heiß geworden war, abgenommen und trocknete sich die Stirn mit seinem seidenen Foulard und sein Unstern wollte, daß er von jenen ziemlich angetrunkenen Cavalieren erkannt wurde.

„Aeh, voilà, lieber Gräf,“ sprach der Eine im gezierten Nasenton der Stimme, „chärmant auf Aehre, daß wir Sie hier finden.“

„Hübsches Kind das da,“ nahm ein Anderer das Wort und griff nach dem Kinn der Schönen, die sich betroffen zurückzog.

„Meine Herren, ich muß Sie dringend ersuchen, sich eines jeden unzeitigen Scherzes zu enthalten; Sie wissen, daß ich der Kaufmann Liebreich bin und diese junge Dame hier ist meine Braut.“

„Aeh, jä, Liebreich, hähähä, seine Braut, wir kennen die Geschichte, er hätte sie uns jä bei der Bowle erzählt, fämos däs, doch verderben wir ihm den Späß

nicht. Adieu, mon cher Liebreich! Adieu, schöne Liebreich, wir wünschen gute Geschäfte. Hähähä!"

So ging das Gerede durcheinander, und schon machten die Cavaliere Miene ihn zu verlassen; da kehrten zwei derselben zurück und führten ihn bei den Armen einige Schritt zur Seite.

Da sprach der Eine: „Das wird heute famos hergehen, lassen Sie Ihre kleine Bürgermamsell für heute Abend laufen, lieber Graf, ich sage Ihnen: auf Ehre, es wird magnifique werden."

„Es sind Theaternixen*) vom Ballet hier", fügte der Andere hinzu mit einer Stimme, die gedämpft sein sollte, aber immer noch in heiseren Kehltönen laut genug war, um von Emma, die sich von ihrem Begleiter voll Entsetzen losgemacht hatte, verstanden zu werden.

Emma war davon so erschreckt, überhaupt durch die ganze Scene so eingeschüchtert, daß sie diesen Moment, wo sie unbeachtet war, benutzte, um sich in das Maskengewühl zurückzuziehen. Als Graf Banco sich von seinen dieses Mal unwillkommenen Freunden losge-

*) Wir hätten einen stärkern Ausdruck gebrauchen können, der in solchen blasirten Kreisen zum guten Ton gehört, wenn man Theaterprinzessinen den Hof macht und doch gegen Gleichgesinnte seine Verachtung dieser bürgerlichen Personnagen aussprechen will. Aus Rücksicht auf das Zartgefühl unserer schönen Leserinnen wollen wir ihr Ohr mit solchen Modephrasen aus der Cavalierperspective verschonen. D. V.

macht hatte, suchte er sie vergebens. Emma hatte durch einen glücklichen Zufall ihren Bruder aufgefunden, der sich ebenfalls von seinem Mephisto befreit hatte und nun gelang es ihnen, in der Garderobe ihre Mäntel zu erhalten und im Gewühl der Wagen, die immer noch neue Gäste brachten, eine Droschke zu finden, die sie nach Hause brachte.

Kaum setzte sich das kleine Fuhrwerk in Bewegung und die Fenster waren zugemacht, da konnte Emma nicht mehr zurückhalten mit ihrem Schmerz. Weinend warf sie sich in die Arme ihres Bruders und rief aus: „Ich bin furchtbar betrogen, er ist nicht Der, wofür er sich ausgiebt; sondern wie es scheint ein sittenloser Wüstling aus den höhern Ständen. Ach mein Edmund, einmal nur vermag ein reines Herz zu lieben und dann nie wieder! das meinige ist gebrochen. Ich wünsche mir den Tod!“

. . . .

Aergerlich kehrte Graf Banco zurück von einer Wanderung durch die Säle. Er hatte sie nicht gefunden. Doch ein Leichtsinn wie der seinige weiß sich bald zu trösten.

„Hin ist hin,“ sprach er für sich, „ein Narr, der sich darüber zu Tode grämt. Ohnehin hätte mir ihre Prüderie heute Abend noch den ganzen Spaß verdorben.“

„Glücklich ist,
Wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist!“

Suchen wir die Freunde auf und dann, sang er summend vor sich hin das Champagnerlied aus Mozart's Don Juan:

„Treibt der Champagner
Das Blut erst im Kreise,
Dann wird's ein Leben
Herrlich und frei!
Artige Mädchen
Führ'st du mir leise
Nach deiner Weise
Zum Tanz herbei.“

Und bald saß er mit seinen Kameraden, die überlaut lachten, in einem der Restaurationszimmer bei Delicatessen und Champagnerflaschen, denen, um schneller eingießen zu können, die Hälse abgeschlagen wurden und was nach dem ersten Einschenken noch halb verraucht in den Flaschen blieb, wurde den Kellnern überlassen.

Nun ging es wieder an ein blasirtes Radotiren über Pferde, Hunde, Mädchen, Paraden und Hetzjagden, hohe Personen und Bürgercanaille, Spiel und Theater, Dirnen, wobei die frivolsten und leichtfertigsten Aeußerungen den meisten Anklang fanden.

In letzterer Hinsicht kam die Rede auf eine Prima Donna von hoher Schönheit, die jetzt in Berlin Gastrollen gab und deren ausgezeichnete Gesangkunst und

vollendetes Spiel die ganze Haupt= und Residenzstadt entzückte und selbst Rellstab zum Enthusiasten machte.

„Sie ist entzückend!“

„Himmlisch!“

„Famos!“

„Magnifique!“

hieß es. „Aber verteufelt spröde!“

„Bah! unter dem Monde ist keine unbesiegbar!“ behauptete unser Graf.

„Nun, Sie werden doch nicht reüssiren, lieber Graf, mit Ihren Schulden, da schon ein Berliner Rothschild ihr hundert Friedrichsd'or für eine Nacht geboten hat.“

„Aeh bäh, ich stimme für unsern Gräf Bänco! bei solchen Theäterpersonnägen kommt es nicht allein darauf an, daß man fämos reich ist, män muß äuch sein aimäble, comme le diäble. Hähähä!“

„Ha, ha, ha, ha!“

„Nun und das Geld —“

„Hat jeder Wucherer, und was die Liebenswürdigkeit und die Schönheit seines Barts betrifft, so könnte unser Graf noch ein halbes Offiziercorps damit ausstatten.“

„Fämos! Hä, hä, hä!“

„Ha, ha, ha!“

„Ich parire, meine Herren,“ rief Graf Banco, nachdem er noch ein volles Glas Champagner herabge=

stürzt hatte, „mir entgeht sie nicht, binnen hier und drei Tagen entführe ich sie nach Dresden."

„Mit Gewalt? ist hier nicht angebracht".

„Wir leben nicht mehr in den Zeiten des Rinaldo Rinaldini."

„Wir haben hier kein Gretnagreen, wohin romantische Liebende entfliehen können."

„Freiwillig, gutwillig wie ein girrendes Täubchen soll sie mir folgen."

„Miräkel, auf Aere!"

„Famos!"

„Eh bien, pariren wir."

„Wie hoch?"

„Hundert Ducaten und ein Dutzend Flaschen Champagner!"

„Es gilt! Also in drei Tagen entführe ich sie mit ihrem Willen nach Dresden."

„Eingeschlagen!"

So war die frivole Wette abgeschlossen und garantirt durch das Ehrenwort der Cavaliere. Eine solche Wette der Infamie, die den Würfel wirft über den Ruf, die Ehre und das Lebensglück eines bis dahin unbescholtenen jungfräulichen Lebens, würde kein Advocat einklagen können; aber sie steht unter der Garantie der Ehre, und wehe dem, der es wagte, daran zu rütteln.

Doch nun auf zur That, was kann alles Reden

helfen, auf denn," sang der Graf mit Don Juan, denn er liebte diese Oper, weil der Charakter des vornehmen Wüstlings fast der seinige war:

„Lustig, lustig, lieben Leute,
Lustig sei mir Alles heute;
Du bist Wirthin süße Freude,
Jeder von uns ist dein Gast!
Laßt Euch in den Tanzsaal führen;
Festlich wird man Euch tractiren.
Wer recht arg wird jubiliren
Ist mir heut' der liebste Gast."

Und sie brachen auf, jubelnd und lachend und so laut, daß selbst die vergnügten Berliner, die auch in der heitersten Aufregung doch immer ein gewisses Maß von Anstand und Sitte zu beobachten wissen, darüber empört waren.

Daran aber kehrten sich die ziemlich angetrunkenen Cavaliere nicht, die in ihrem Incognito unter dieser Canaille sich Alles erlauben zu dürfen glaubten.

Eben war wieder eine Quadrille vom Corps de Ballet vollendet. Da stürzten sich die Cavaliere in das Maskengewühl, da war es bald ein Knäuel, ein Schreien, Schelten, Jauchzen, Lachen und Poltern! ein Wogen und Drängen hin und her!

„Was giebt's dort!"

„Was ist los?"

„Roheiten, Ungezogenheiten!"

„Angriffe auf die Damen vom Ballet."

„Auch anständige Damen sind angegriffen worden!“

„Schändlich, abscheulich!“

„Schlagt drauf, werft sie hinaus, die frechen Junker!“

„Drauf, drauf!“

„Hülfe! Hülfe!“

Und man sah in dem sich theilenden Gewühl Mädchen mit zerzaustem Haar und aufgerissenen Kleidern. Man sah Ohnmächtige und Fliehende, und Andere erzählten empörende Ungezogenheiten, die wir nicht näher zu bezeichnen wagen.

Und Schläge fielen hageldicht. Wen sie trafen, wer mochte das im Gedränge unterscheiden.

Und Männer mit abgerissenen Masken und zerrissenen Dominos wurden von hundert nervigen Fäusten zur Thür hinaus geworfen.

Wer sie waren? Man kannte sie wohl, wir aber wollen es nicht verrathen.

Einer, wie man sagte, ein fremder junger Prinz, der mit in das Gewühl hinein gerathen war, kam am schlimmsten weg. Er hatte sich, wie allgemein verlautete, an die Frau, Tochter oder Geliebte eines stämmigen Lampiers vergriffen, und soll von diesem einige ächte frischgebackene Berliner Backpfeifen zum Cadeau dafür empfangen haben, und die ganze Nacht hindurch in die Oelkammer gesperrt worden sein. Der „Quos

ego!" der Lampenwelt soll sich, wenn die Sage auf Wahrheit beruht, ganz gut dabei gestanden haben; denn die Geschichte kam an die große Glocke, d. h. sie ließ sich nicht mehr ignoriren und wurde untersucht. Und damit das Zeugniß dieses Lampenheros der Ehre eines so hochstehenden Cavaliers nichts schade, erhielt er noch 600 Thaler, um vor Gericht auszusagen, es sei Alles nicht wahr!

Sechshundert Thaler, Backpfeifen und Oelkammer, schon eine ganz anständige Genugthuung für ein Bischen Spaß in Regionen, wo das point d'honneur bis auf die Spitze eines Degens verfeinert ist; indeß der davon Betroffene konnte doch mit Franz dem Ersten nach der Schlacht bei Pavia sagen: „Alles verloren, nur die Ehre nicht!"

. . . .

Unser Graf Banco reüssirte auch mit seiner Wette. Der Sängerin vorgestellt, spielte er sogleich den rasend Verliebten. Er fand Widerstand, wie er erwartet hatte, und ließ nun durch seinen Kammerdiener ein billet-doux an sie schreiben, worin er im vollen Ernst, parole d'honneur, um ihre schöne Hand sich bewarb.

Im weiblichen Künstlerleben hat ein Grafentitel einen guten Klang. Mit einem solchen von der Bühne sich zurückziehen können ist der höchste Wunsch aller gefeierten Sängerinnen. Und warum sollte eine solche

daran verzweifeln, damit nicht zu reüssiren? Das Beispiel einer Katharina der Zweiten, die von einer Sclavin Kaiserin wurde; der verstorbenen Gattinnen reicher deutschen Kurfürsten; einer schönen Postmeisters Tochter, jetzt Gattin des Reichsverwesers; die Lady Hamilton, die Schauspielerin gewesen war und nun Nelson's in Neapel allesgeltende Gemahlin wurde, und noch zuletzt die Gräfin Rossi, Fräulein Sonntag, einst die beliebte Philomele der königstädter Bühne zur Zeit ihres höchsten Glanzes, und hundert andere Theaterprinzessinnen, die aus den niedrigsten Verhältnissen hervorgegangen waren und dann noch glänzende Partien gemacht hatten, — warum sollte sie grade, die Allgefeierte, das Pech haben, einen verliebten Grafen nicht an ihren Siegeswagen fesseln und zu Hymens Altar führen zu können?

Hier aber kam noch etwas dazu, das wohl geeignet ist, die Theilnahme an der Getäuschten noch zu erhöhen. Dissolute Männer, wie der Graf einer war, haben gewissermaßen die Zaubermacht der Klapperschlange. Alles weibliche Wesen, das in den Bereich ihrer Blicke, ihrer liebenswürdigen, einschmeichelnden Rede kommt, ist, gewiß ein tief verborgener Instinkt der Natur in der weiblichen Brust, der die Macht der Sinne in ihren geheimnißvollen Sympathien fühlt, ohne sich dessen be-

wußt zu sein, dem Gifthauch der Verführung weit mehr ausgesetzt, als in der Atmosphäre eines bescheidenen, gesitteten Liebenden, der sich ernstlich um ihre Hand bewirbt; wenigstens lehrt die Erfahrung, daß sittenlose Roués, wenn sie nur einigermaßen die äußere Wohlanständigkeit zu wahren wissen, in der Regel weit mehr Glück machen in der Gunst der Frauen, als selbst die unschuldigsten Neulinge der Liebe.

Die Sängerin überlegte. Sie erkundigte sich bei dem Ueberbringer des Briefchens, einem Freunde des Grafen, nach dessen Verhältnissen und begreiflich lauteten die Mittheilungen darüber äußerst günstig. Es wurden ihr die Namen der Güter, seiner Herrschaft in Schlesien, seine Besitzungen in Galizien und Polen genannt; aber freilich nicht die ansehnlichen Schulden, die darauf eingetragen waren, nicht die Berge von Rechnungen, die sein Mohr alle Winter zum Feueranmachen im Ofen consumirte, weil man ja doch keinen andern Gebrauch davon zu machen wisse.

Andere Erkundigungen bezeichneten den Grafen als einen reichen Cavalier, natürlich von den edelsten und ehrenhaftesten Gesinnungen denn er hatte ja einen Mohren, Vollblutpferde und Hunde von ächter Race.

Die Prima Donna assoluta gab Hoffnung auf Gewährung in ihrer Antwort. Graf Banco stürzte ihr zu Füßen, ein Collier von Diamanten, das er auf

Credit genommen hatte, präsentirend. Hätte er es bezahlen sollen, so würde freilich mehr als der Gewinn der Wette darauf gegangen sein; allein in solchen Dingen macht man sich wegen der Bezahlung keine Sorgen und der Erfolg einer Wette dieser Art bleibt immer für einen Cavalier mehr Ehrensache, als Gegenstand der Speculation.

Kurz, der erste Schritt gelang, Graf Banco erhielt von der schönen Sängerin das Jawort. Nun hatte es noch die geringste Schwierigkeit, sie zu überreden, daß aus Rücksicht auf seine Verwandten die Vermählung nur durch Ueberraschung möglich sei. Die Trauung müsse schnell und heimlich geschehen, ehe die Intriguen seiner Familie dazwischen treten könnten. Nur auf einem seiner Güter in Schlesien sei dies möglich, da der dortige Geistliche ganz von ihm abhängend und dazu ein äußerst serviler und gefälliger Mann sei. Alsdann werde die Partie als ein fait accompli, wie in der Diplomatie, so in der Familienpolitik, nicht mehr anzufechten sein.

Die Sängerin willigte ein. Die Abreise nach Dresden erfolgte am dritten Tage. Zwei Cavaliere waren nachgereist, um als Zeugen in dieser cause célèbre zu dienen; als sie eintraten, saß Graf Banco mit seiner schönen Braut am Theetisch auf dem Sopha.

Der Graf erhob sich und sprach mit einer ungeheuern Effronterie, aber im liebenswürdigsten Ton: „Meine schöne Elise, ich habe hiermit die Ehre, Ihnen meine Freunde, den Grafen *** und den Baron **** vorzustellen. Die Herren werden mir bezeugen, daß ich meine Wette gewonnen habe, indem es mir gelang, diese schöne Primadonna, die man für unbesiegbar hielt, nach Dresden zu entführen."

„Mein Herr Graf!"

„Sie werden sich schon zu trösten wissen, mein Fräulein, wenn ich Ihnen sage, daß die ganze Verlobung nur eine Farce von meiner Seite war, die hiermit abgebrochen wird!"

„O Schändlicher, und Ihr Brief....?

„Ist von meinem Kammerdiener geschrieben worden, Mamsell!"

„Abscheulich! o ihr zürnenden Götter, vernichtet diesen Frevler an den heiligsten Gefühlen einer Jungfrau mit dem Blitze des Himmels!"

Der Graf sang:

„Laß den Erdball erzittern
Sclaven zagen bei Gewittern!

„Ha, Verruchter!"

Und der Graf fuhr fort zu singen:

Freie Geister zu erschüttern,
Genügen falbe Blitze nicht."

„Und Ihr Ehrenwort, Unmensch!"

„Ehrenwort und Schwur, haha, ist in Liebesaffairen nur eine **façon de parler.** Meine Gnädige, da ich nun meine Hand von der Ihrigen zurückziehen muß, so hinterlasse ich Ihnen zwei Cadeaus, das eine, das Diamantcollier und das andere eine Warnung: Wer in der großen Welt lebt, darf nicht so mädchenhaft leichtgläubig sein, wenn ihnen Hochgestellte vom Heirathenwollen etwas vorschwatzen."

Sechstes Buch.

Zustand in Schlesien. Der verkappte Polizist. Dominicaldruck. Hungerpest. Commission dorthin. Liebe im Bad. Gestörtes Glück.

„Wie sie jauchzen, daß Gott erbarm;
Aber das geht von des Bauern Fell.“
Shakespeare.

1.

Im Laufe des Sommers und Herbstes des Jahres 1847 sollte Edmund neue Erfahrungen machen, daß es der Büreaukratie alten Styls nicht nur an Herz, sondern auch bisweilen an Gewissen und Menschlichkeit fehle.

In Oberschlesien, wo das Land gebirgiger wird, die Hochplateaus einen dünnen Getreidewuchs liefern, die Kartoffelfelder kümmerlich zwischen Felsen nisten, dagegen Wiesengründe üppig grünen, war eine dreifache Noth

hereingebrochen und eine Calamität, schrecklicher als Alles, war im Anzuge, der Hungertyphus.

Furchtbar!

Der Haupterwerb in den schlesischen Gebirgen besteht in Weberei und Spinnerei, höher hinauf, nach Oppeln zu, und weiterhin, wo die Felsengegend unfruchtbarer wird und die Berge sich mit dunkeln Tannenwaldungen, die Thäler mit Buchen-Hochwald überziehen, da hört man Hammerwerke pochen und sieht besonders Abends und Nachts die Hohenöfen wie Vulkane Feuergarben aus ihren Essen sprühen.

Aber lange schon liegt der einst so schwunghafte Leinenhandel darnieder; Weber- und Spinnerfamilien hungern unter dem Druck der Concurrenz, welchen hartherzige reiche Fabrikanten und Leinenhändler ihnen noch fühlbarer machen.*)

Auch die Eisenfabrikation liegt darnieder unter dem Druck des Freihandels, welcher es den Eisenproducenten in Schlesien unmöglich machte, mit dem Auslande zu concurriren.

Zu der allgemeinen Nahrungslosigkeit kommt noch grade in den ärmsten Gegenden Schlesiens ein allgemeiner Druck von herrschaftlichen Gefällen.

---

*) S. den Roman des Verfassers: „Die armen Weber". Lpz. bei C. L. Fritzsche, wo diese Noth während der Zeit der Weberunruhen noch augenscheinlicher geschildert ist. D. V.

Die elende Hütte, welche der arme Weber bewohnt und wenn er noch nicht ganz verarmt ist, mit einem Schweinchen, meistens aber noch mit zehn Kindern und mehreren Familien theilt, ist fast immer bis über den Werth verschuldet; dabei aber hat der Eigenthümer eines solchen verfallenen Häuschens noch an Erbzins, Schoß, Zehnten, Roboten und Diensten an das Dominium so viel zu entrichten, daß das Eigenthum zu einer Calamität wird, welche der fleißigste Arbeiter kaum zu überwinden vermag, geschweige denn der erwerblose Hüttenmann, Weber und Spinner, besonders wenn Krankheiten ihn und sein Hauswesen heimsuchen.

Dazu kommen noch unerschwingliche Communallasten; denn weil die armen Gemeinden auch die Aermsten ihrer Mitbewohner ernähren müssen, welche die Mehrzahl derselben bilden und weil sie ihre Schulen erhalten und für ihre barfüßigen hungernden Kinder ein für die armen Väter unerschwingliches Schulgeld zahlen müssen, wobei denn jeder Rückstand in aller Form Rechtens durch Subhastation ihrer oft für 25 bis 30 Thaler verkauften Hütten, oder durch Auspfändung ihres letzten Kessels, ihres letzten Bettstücks, oder des einzigen Sonntagsrockes oft unnachsichtlich beigetrieben wurde, so läßt sich die Summe von Elend, die aus solchen Verhältnissen für den erwerblosen Familienvater hervorgeht, mit Worten nicht beschreiben.

Und diese Unglücklichen waren nun noch durch zwei Calamitäten getroffen, Kartoffelfäule und Brodtheuerung, die noch erhöht wurde durch das entsetzlichste Verbrechen in der mercantilen Welt: den Kornwucher.

Da hatten im Jahre zuvor wahre Verzweiflung und empörtes Menschengefühl, über lieblose Härte gegen grenzenloses Elend, die von Noth und Unglück fast schon stumpfsinnig und leiblich schwach gewordenen, hungernden Weber und Spinner des Gebirges herabgetrieben in die Städte und großen Flecken, wo die reichen Handelsherren saßen und vom letzten Blutstropfen des Armen schwelgten; und wie ihrer Tausende das Haus des Einen umstellten und um Brod schrieen und wie dieser ihnen den Bescheid geben ließ: „wenn sie kein Brod haben, so mögen sie Gras fressen," da kannte die aufs Aeußerste getriebene Wuth der Menge keine Grenzen und keine Haltung mehr in den Schranken des Gesetzes und der Ordnung, und der Aufruhr brach los. Sie erstürmten die Häuser, zerschlugen Fenster und Meubeln und demolirten die Spinn- und Webemaschinen, die ihnen, wie die Unglücklichen wähnten, noch ihren letzten Bissen Brod nahmen.

Sie schrieen und suchten nach Brod und fanden nur volle Champagnerflaschen, die sie unwillig gegen die Mauer zertrümmerten, weil es kein Brod war.

Weiter und weiter um sich griff der Aufstand, da

thaten die Behörden ihre Schuldigkeit zwar, aber eine unmenschliche Schuldigkeit, sie kleideten nicht etwa die Nackten und speiseten nicht die Hungernden; sondern stillten den Hunger mit Bayonneten, beruhigten die Gemüther mit Gewehrsalven und gaben den Verzweifelnden wie den Obdachlosen, auf sechs bis zehn Jahr freie Wohnung im Kerker, wo man ihnen Zeit ließ, unter Moder und Ketten über ihr Geschick nachzudenken und an der Gerechtigkeit Gottes zu verzweifeln.

Und diese waren vielleicht noch wohl daran, denn unter den freigebliebenen Hungernden begann der Typhus seine mörderische Niederlage und streckte unter Tausenden ganze Familien auf das Sterbelager, ohne Menschenhülfe.

Von diesem über alle Beschreibung entsetzlichen Zustande eines einst so fleißigen, betriebsamen und in seinen einfachen Bedürfnissen genügsamen Volkslebens hatten vielleicht das Ministerium in Berlin und mit diesem der König, keine Ahnung gehabt, denn die Berichte der Oberbehörde aus Schlesien lauteten nicht so ungünstig. Es hieß darin, die Sache stehe nicht so schlimm, wie die schlechte Presse es auszuschreien sich erfreche; Nahrungslosigkeit sei allerdings da, aber das liege einmal in den Conjuncturen; das lasse sich so schnell nicht ändern; inzwischen wären Spinnschulen errichtet, welche wenigstens für die Zukunft ihre guten Früchte bringen würden; Theuerung und Kartoffelfäule gebe es

überall; man bescheide sich aber, daß der Staat nicht Mittel habe, solchen Landescalamitäten abzuhelfen; denn das Uebel sei über das ganze Reich verbreitet. Uebrigens bewiesen die Weberunruhen des vergangenen Jahres, daß es ein unruhiges, widerspenstiges Volk sei, das nur durch Strenge in Ordnung gehalten werden könne. Man möge nur überall die Besatzungen verstärken, dann werde die Ruhe schon ungestört bleiben.

Man kann sich wohl denken, das, was auf solche Berichte von Seiten des Staats geschah, um dem drohenden Uebel zu begegnen, war äußerst ungenügend. Die Büreaukratie hatte vollkommen ihrer papierenen Pflicht genügt, die Acten über diesen Gegenstand waren in bester Ordnung, wer darf sich berechtigt halten, ein Mehreres zu erwarten.

Inzwischen hatte doch die Presse einige unangenehme Thatsachen zu Tage gefördert. Ein Gutsbesitzer, den wir Scheffel nennen wollen, hatte nicht ohne Geist und mit tiefer Menschenliebe die Noth, wie sie war, in einer freimüthigen Broschüre geschildert, und auf die Hülfsmittel hingedeutet, die noch möglich waren; ja noch mehr, er hatte rücksichtslos enthüllt, wo der Krebsschaden in den Fehlgriffen und in der Lauheit der Beamtenhierarchie, im Mißbrauch der Polizei- und bewaffneten Macht, im Druck der Gutsherrlichkeit und des Feudalwesens lag; und das durfte doch nicht gelitten werden,

das war unbedingt Auflehnung gegen die Obrigkeit, solche Schriften mußten unterdrückt, solche mißliebige Autoren beseitigt werden. Noch aber hatte man nicht den Beweis in Händen, daß der genannte Scheffel wirklich Verfasser der pseudonym erschienenen Schriften sei, deshalb wurde ein junger Mann, der vom Justizfach in den Polizeidienst übergetreten war, mit geheimen Instructionen abgesendet nach Schlesien.

Den jungen Mann wollen wir Dreier nennen, jedenfalls ist er keine Münze von bedeutendem Gehalt.

2.

Eines Abends saß die Familie des Gutsbesitzers Scheffel in der Lindenlaube vor dem einfachen Herrschaftshause des kleinen Guts und verzehrte in gemüthlicher Ruhe das bescheidene Abendbrod, das aus saurer Milch in Satten von braunem Steingut und frischer Butter nebst delicatem Kuhkäse bestand, und dazu ein gesundes kräftiges Roggenbrod, Alles Producte der kleinen Landwirthschaft, welche der Gutsherr mit seiner Frau und Tochter selbst verwaltete.

Außer diesen saß noch ein junger Mann von nicht großem, aber gesundem und kräftigem Wuchs mit einem feinen Schnurr- und Kinnbart am Tisch. Seine Kleidung und sein ganzes Wesen, dem es nicht an Geist und Feuer fehlte, verriethen, daß er Student war, der

Liebling des Hauses, der auch von der etwas blassen und hagern Mutter, einer Matrone, die indeß ihr Hausregiment mit der freundlichsten Würde zu führen wußte, so wie von der rothwangigen, gesund und kräftig aufgeblühten Tochter Marie, mit vieler Vorliebe bedient wurde.

Der Hausherr war ein angehender Funfziger, ein großer wohlbeleibter Mann, der ein gewisses patriarchalisches Wesen voll Entschiedenheit und Würde in Haltung und Benehmen besaß.

Man sprach eben über das Unglück des Landes, die Calamität der Weber und Spinner im Gebirge, und besprach mancherlei Vorschläge, wie dem wohl abzuhelfen sei. Der Sohn, Rudolph, ein junger Feuerkopf warf alle Schuld auf die Büreaukratie, welche in steifleinenen Formen sich bewegend, keine Ahnung habe von dem warmen Leben, wie es in den Adern des Volks pulsire, nicht das Unglück kenne, das im Entstehen noch mit verhältnißmäßig unbedeutenden Opfern im Keime erstickt werden könne, während es, wenn es zu spät sei, Millionen verschlinge, ohne damit helfen und retten zu können.

Kaum war er mit solchen Reden, die der Alte mit beifälligen Bemerkungen billigte, in den Fluß gekommen, so bellten die Hunde am Hofthore, und der Jäger, der sie mit seinem Donnerwort „Couche!“ zur Ruhe gebracht hatte, führte eine arme Weberfamilie her-

bei: Vater, Mutter, die letztere ein Kind in Windeln an der nahrungslosen Brust tragend und zwei kleine Mädchen, die barfüßig nebenher liefen, indem sie sich von beiden Seiten an dem zerlumpten Rock ihrer Mutter festhielten.

Das Aussehen dieser Familie verrieth schon ihre bittere Noth. Hagere Gestalten, bleiche verhungerte Gesichter, gebeugte, hinfällige Stellung und kraftlose Bewegung, sprachen noch mehr das Elend aus, als die ärmliche, zerlumpte Kleidung, in der man wohl das Bemühen der Mutter sah, die Wunden der Zerrissenheit durch oft buntscheckige Flicken wieder zu heilen und möglichste Reinlichkeit zu beobachten.

Aber es hingen noch frischgerissene große Fetzen herab vom Rockschoß des Mannes und dem dünnen Rocke der Frau, das war, wie sie sagte, ein Liebeswerk der Jagdhunde des Grafen Banco auf dem nahen Gute desselben, die der Verwalter auf die zahllos vagirenden Bettler hetze, um sich ihrer mit guter Manier vom Halse zu wehren.

Marie war die erste, die den armen Leuten entgegen ging und die beiden kleinen Mädchen führend, den armen Weber und seine Frau freundlich einlud, nur näher zu kommen.

Die ganze Familie erhob sich vom Abendtisch, an dem sie sich gesättigt hatte, und die Bettlerfamilie mußte

ihren Platz dort einnehmen. Es war noch genug da, um die Hungernden zu sättigen und Marie holte noch einige Satten Milch und Butter und Käse dazu.

Die Unglücklichen, die seit acht und vierzig Stunden beinahe gar nichts genossen hatten, als Abfall aus dem Kehricht oder hartes und verschimmeltes Bettelbrod, aßen jetzt die reichliche Gottesgabe, die ihnen mildthätige Herzen dargebracht hatten, in Thränen, aber es waren diesmal Thränen des Dankes und der freudigen Rührung.

Eben begannen sie von ihrem Elend und der Lieblosigkeit und Hartherzigkeit mancher Fabrikanten und Gutsherren zu erzählen, da bellten die Hunde aufs Neue und der Jäger meldete einen Fremden, der sich Maler Müller aus Berlin nenne und den Gutsherrn zu sprechen wünsche.

Dieser trat ihm sogleich entgegen und führte einen jungen Mann von einnehmendem Wesen herbei, der die Familie mit dem Anstande eines Mannes von Welt und Bildung begrüßte.

Der junge Mann erzählte, daß er auf einer Kunstreise durch das Gebirge, um die schönsten der romantischen Gegenden in sein Skizzenbuch zu tragen, das grenzenlose Elend der Bewohner gesehen habe, und davon auf das Tiefste ergriffen, nunmehr seine Heimreise in die Residenz angetreten habe und dort Alles daransetzen

werde, den höheren Staatsbehörden, die bis jetzt noch immer durch die Wahrheit verhüllenden Berichte getäuscht seien, in Kenntniß zu setzen von dem, was Noth thue. Seine Kunst bringe ihn als Zeichenlehrer mit vielen hochgestellten Familien in nahe Beziehung, und da er allgemein gehört, daß Herr Scheffel ein wahrer Wohlthäter der Armen, wie er auch hier soeben bestätigt finde, und ein Vater der Bedrängten sei, so wäre er hierher gekommen, um die Bekanntschaft eines so edlen Mannes zu machen und um dessen Freundschaft zu bitten, damit er ihm mit gutem Rath beistehe, wie wohl den Leiden des Volks abgeholfen werden könne.

Bei solchen Gesinnungen erwarb sich der Fremde sehr schnell das Vertrauen dieser achtbaren Familie. Man kam ihm von allen Seiten mit Freundschaft und Herzlichkeit entgegen. Er wurde eingeladen, auf dem Gute zu übernachten und der Gutsherr setzte mit einem biederherzigen Handschlag hinzu: „Erholen Sie sich in meinem Hause von Ihrer Reise; bleiben Sie bei uns, je länger je lieber. Ich werde Ihnen noch Aufschlüsse geben können, wovon Ihnen die Haare zu Berge stehen werden. Es werden schändliche Verbrechen an der leidenden Menschheit geübt; das Capital tyrannisirt die Arbeit, der Reiche mästet sich von dem Schweiß des Armen, so kann es ferner nicht bleiben; Himmel und Hölle müssen in Bewegung gesetzt werden, um den

Leiden des Proletariats ein Ende zu machen, sonst wird es einst wie Millionen Rachegeister aufstehen und ein allgemeiner Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden wird ausbrechen, der furchtbar aufräumen wird unter diesen Geldaristokraten, die im Champagner schwelgen, während die Armen, die für sie arbeiten, am Wasserkruge hungern."

„Was jetzt Noth thut," sprach der Sohn mit Feuer, „ist eine allgemeine Verschwörung der Menschenfreunde."

„Eine Verschwörung?"

„Nun, ich meine, des Schwurs bedarf es nicht in Dingen, wofür jedes edle Menschenherz schlägt."

„Sie haben Recht. Menschenliebe ist ein schönes Band, das Großes wirken kann, wo recht viele edle Herzen davon umschlungen sind."

„Und diese muß man erwecken", rief der Gutsherr, „durch Schrift und That; wo Millionen helfen, ist Tausenden leicht geholfen."

„Sie haben", sprach der Fremde, „bei dieser unglücklichen Familie bereits den Anfang gemacht, ich werde folgen." Damit gab er dem Manne und der Frau jedem ein Zweithalerstück und jedem Kinde machte er ein kleineres Geschenk.

Die armen Leute waren ganz glücklich, sie sanken

auf ihre Knie und dankten ihm unter Thränen, indem sie ihm Hände und Rock küßten. So viel Reichthum hatten sie noch nie gesehen, noch weniger besessen. Nun konnten sie den rückständigen Dominialzins, der auf ihrem baufälligen Häuschen ruhte, abtragen, nun konnten sie das Schweinchen, das sie mit ihrem Bettelbrod ernährten und in ihrer Stube groß zogen, das mit ihnen das halb vermoderte Strohlager theilen durfte, behalten, bis es größer geworden sein und dann besser bezahlt werden würde; denn schon hatte der Executor gedroht, es ihnen abzupfänden.

Dieser Zug von Wohlthätigkeit, der freilich nicht ganz frei von Ostentation war, hatte dem jungen Maler schnell Aller Herzen gewonnen. Herr Scheffel schüttelte ihm als Freund die Hand und von seiner That angeregt, erklärte er den armen Leuten, er werde ihnen Maurer schicken, um ihr Häuschen wieder nett und wohnlich einzurichten; auch werde er für Arbeit und Material sorgen, so daß sie sich doch wieder ehrlich ernähren könnten und nicht mehr zu betteln brauchten. Und das gelobten die armen Leute mit vollen Freuden. Frau Scheffel fügte hinzu, sie werde ihnen Betten geben, damit sie nicht so mit den lieben Kinderchen auf hartem Stroh zu liegen brauchten. Marie aber führte die kleinen Mädchen ins Haus und brachte sie nach einer Weile, gewaschen und mit guten abgelegten Kleidern

von ihren kleinern Geschwistern neu eingekleidet, ihren erfreuten Eltern wieder. Nun sah man erst, wie niedliche Kinder es waren, wie so gleichsam als Schadloshaltung die gütige Natur oft den Aermsten weit schönere Kinder schenkt, als dem sie darum beneidenden Reichen. Auch für die beiden Alten ließ Marie abgelegte Kleider bringen und diese mußten sich sogleich in die Gesindestube entfernen, um sie anzulegen. Nun sah die arme Familie ganz stattlich wieder aus, und würde auf einer weitern Bettelfahrt wahrlich kein Glück mehr gemacht haben.

So befreundete sich der junge Maler immer mehr mit dieser Familie. Er nahm an den Jagdpartien des alten Herrn Theil, hörte mit Beifall die excentrischen, unreifen Freiheitsideen des jungen Studiosus an, und machte dem anmuthigen, freundlichen und unbefangenen jungen Landmädchen, nach Referendarien-Sitte, die Cour.

Marie gab sich arglos den Eindrücken, die der gebildete und angenehme junge Mann auf das unbefangene Landmädchen machte, hin und da der junge Maler durchblicken ließ, daß er bedeutendes Vermögen besitze, so hätten auch die Eltern nichts dagegen gehabt, wenn sich hier ein ernsteres Verhältniß angesponnen hätte, wozu es allen Anschein gewonnen.

Herr Müller wußte übrigens stets das Gespräch auf Politik zu lenken und wenn dem alten Scheffel oder dessen Sohn zu freisinnige Aeußerungen, besonders gegen die Regierung entfallen waren, so zog er sich in der Regel nach solchen Gesprächen bald auf sein Zimmer zurück und man hätte ihn dort eifrig beschäftigt sehen können, Notizen in sein Portefeuille einzutragen.

Dabei hatte doch Herr Müller bisweilen einen Zug in seinem Wesen, der wohl geeignet gewesen wäre, weniger offenen und vertrauenden Gemüthern Mißtrauen gegen ihn einzuflößen. Das war ein gewisser heimlich lauernder Blick, den er wohl nicht ganz beherrschen konnte, wenn er auf den Weberaufstand kam und ihm Herr Scheffel darüber Mittheilungen machte.

Diese waren denn auch freilich etwas bedenklich für eine loyale Gesinnung. Wenn Herr Scheffel warm wurde, so vertheidigte er den Aufstand als einen Act der Nothwehr der Besitzlosen gegen die Besitzenden und tadelte auf das Heftigste die Regierung, die Hunger mit dem Eisen von Bayonneten und allgemeine Landesnoth mit Militairexecutionen und Kerkern zu heilen suche.

„Wir haben sogar Gesetze", rief er im Eifer, „die den Arbeiter gänzlich in die Hand seiner Blutsauger, der Fabrikanten, geben. Diese schützt das Recht, wenn sie Maschinen bauen, die Tausende von Arbeitern entbehrlich machen, und das Recht schützt sie, wenn sie ihnen

den Lohn so verkürzen, daß die Arbeiter sich todt quälen mögen, ohne nur damit das Leben fristen zu können. Dagegen sind die Arbeiter rechtlos und finden bei den Behörden kein Gehör wegen ihrer gegründetsten Beschwerden, und selbst das natürliche Recht der Arbeitsverweigerung, wenn sie mit den Arbeitgebern sich nicht einigen können, ist ihnen bei schwerer Gefängnißstrafe entzogen.“

„Ist das Gerechtigkeit?“ rief er aus, „ist es nur Menschlichkeit? Es ist himmelschreiend, wie es jetzt in in der Welt hergeht und ganz besonders in unserem preußischen Staate.“

„Und unsern König,“ fuhr er in steigender Aufregung fort, „macht man für alles Uebel, was seine Beamten thun, für jede Versäumniß rettender Maßregeln persönlich verantwortlich; warum? weil er als absoluter Monarch kein verantwortliches Ministerium besitzt, welches ihm die Last einer schweren Verantwortlichkeit der Krone vor Gott und Menschen abnehmen kann; weil Preußen keine Verfassung mit wahrer Volksvertretung, keine freie Presse besitzt, wodurch allein der König das Mittel gewinnt, die wahren Wünsche und Bedürfnisse des Volks kennen zu lernen, da ihm die Büreaukraten nur ihre gefärbten Brillen vorhalten und eine adlige Camarilla aristokratische Gelüste und Prätensionen bei der Krone vertritt.“

„Und wenn das nicht anders wird“, schloß er, „wenn der erwachte Geist einer neuen Zeit in den höchsten Regionen nicht erkannt wird; wenn man durch zeitgemäße Reformen nicht jeder Volksbewegung zuvorkommt; wenn man den Wahn nicht aufgeben will, daß durch Kanonen und Bayonnete sich der Geist der Zeit, der selbst unter dem Druck sich mächtig regt, nie wieder in die Schranken einer Metternichschen Politik zurückbannen lassen wird: so werden wir es noch erleben, und in nicht ferner Zeit, daß das ganze Volk sich wie ein Mann dagegen erhebt und mit dem Sturmesdrange des Aufruhrs fordert, was ihm jetzt Absolutismus und Büreaukratie versagen. Dann wird die Revolution heraufbeschworen sein grade durch ihre eifrigsten Gegner, und dazu helfe Gott, jeder Mensch von Herz und Geist und warmer Vaterlandsliebe wolle dazu mitwirken. Nur so wird und kann es einmal besser werden in den jetzt so heillosen Zuständen der Welt und der Staaten.“

Herr Müller hatte aufmerksam zugehört und entgegnete nichts als: „Das sind ganz die Grundsätze, wie sie in einer pseudonym erschienenen Schrift über den Weberaufstand in Schlesien ausgesprochen sind.“

„Ganz recht! diese Schrift ist von mir verfaßt. Man darf es zwar“, fügte er lächelnd hinzu, „nicht laut sagen, denn Polizei und Despotismus haben überall ihr feines Ohr; indeß ich bin stolz darauf, der Erste

gewesen zu sein, der einmal der Regierung den Spagnol einer scharfen Wahrheit unter die Nase gerieben hat."

„Ihr Wort in Ehren, guter Herr," sprach Herr Müller, lächelnd und leicht hingeworfen, „indeß als den wahren Verfasser dieser und anderer, unter demselben Namen erschienenen Broschüren, hat man mir einen ganz Andern genannt."

„So schlage Pulver und Blei hinein!" rief der Gutsherr in komischem Zorn, „will man mir gar meine Autorschaft streitig machen in einer Angelegenheit, worin es zwar nicht Kopf und Kragen, aber doch die persönliche Freiheit kosten kann, die Wahrheit gesagt zu haben."

„Entschuldigen Sie, lieber Freund, aber ich habe Beweise in Händen, daß *** der Verfasser ist. Sie meinen doch diese Schrift?" damit zog er eine Broschüre aus der Tasche und zeigte sie dem Gutsbesitzer.

„Allerdings ist diese Schrift von mir, und Sie nöthigen mich, ungläubiger Thomas, mit den Beweisen herauszurücken." Damit öffnete er sein Schreibebüreau und holte ein Manuscript hervor, das alle die Schmuzzeichen einer Handschrift, die durch die Druckerei gegangen ist, an sich trug.

Herr Müller bat um Erlaubniß, aus Interesse an der Sache, die Schrift im Manuscript lesen zu dürfen. Nach freundlicher Gewährung dieser Bitte zog sich der junge Maler mit dieser neuen Entdeckung auf sein Zimmer

zurück und setzte darüber, so wie über jede Aeußerung des Gutsherrn ein langes Protokoll auf. Abends in der Familie gab er die Erklärung ab, daß es Mißbrauch der Güte seines würdigen Freundes sein würde, ihn noch länger mit seinem Besuche zu belästigen, weshalb er morgen schon abzureisen gedenke.

Als dagegen lebhaft von allen Seiten protestirt wurde, fügte er hinzu: „Leider gestatteten auch meine persönlichen Verhältnisse mir keinen längern Aufenthalt in Schlesien. Schon meiner Schüler und Schülerinnen wegen muß ich eilen, wieder nach Berlin zurückzukehren, um nicht alle Kunden zu verlieren. Jedoch“, fügte er hinzu, „würde Herr Scheffel mir eine große Freude machen, wenn er die Freundschaft haben würde, mich bis in die nächste Stadt zu begleiten.“

Dazu war der Gutsherr gern bereit und zu Marie gewendet, sprach der junge Mann: „In drei Monaten hoffe ich zurückkehren zu können und habe ich bis dahin die mir verheißene Professur an der Akademie der schönen Künste erlangt, so hoffe ich alsdann um eine schöne Verheißung reicher als jetzt meine Rückreise antreten zu können; nun, Marie? darf ich hoffen.“

Er hielt ihr dabei seine Hand hin; das hocherglühende Mädchen schlug ein und da sie im Auge ihrer Mutter Thränen sah und selbst der Vater durch ein leises Kopfneigen seine Zustimmung zu erkennen gab,

so folgte sie dem Zuge ihres Herzens, und als er sanft den Arm um ihre Taille legte und sie an sich zog und er ihr dabei das runde Kinn emporhob und nun Auge in Auge sich versenkte und das ihrige immer glänzender in Thränen schwamm, da gewährte sie seinen stummen Bitten den ersten bräutlichen Kuß. Die Mutter legte ihre Hände ineinander, der Vater segnend die seinige auf Beider Haupt und Rudolph umarmte mit der Lebhaftigkeit der rasch fühlenden Jugend den neuen Schwager, wofür Herr Müller jetzt der Familie galt.

Dieser aber sprach zu sich selbst: „Es gereicht mir zur Beruhigung, daß ich in der That noch kein bindendes Wort gesprochen habe; wenn diese Leute aus zweideutigen Aeußerungen einer unschuldigen Galanterie sich einbilden, daß ich jetzt schon so ein Narr sein werde, mich ohne Brod und ohne Aussicht zu verplempern und mir eine vielleicht noch bessere Partie für die Zukunft zu verbauen, habeant sibi, so mögen sie die Folgen tragen. Ich aber wasche meine Hände in Unschuld. Ich habe nur meinen Instructionen zu folgen und dazu wird es hohe Zeit sein.“

. . . .

Der Abschied von der Familie, die ihn lieb gewonnen hatte, war rührend genug. Keine Ahnung war in ihrem Herzen, welche Schlange sie in ihrem Busen genährt hatten. Der Gutsherr nahm selbst die Zügel

des von einem Paar lichtbraunen Polaken edelster Race gezogenen leichten Wagens.

Die Stadt war erreicht. Wir wollen sie nicht nennen, um nicht Persönliches in diese Geschichte zu bringen. Während nun Herr Scheffel ein feines Dejeuner anordnen ließ, um seinem jungen Gastfreund noch die letzte Ehre zu beweisen, ging dieser auf die Polizei. Bald darauf kehrte er in Begleitnng eines Polizeicommissairs zurück und vier Gensdarmen folgten, welche die Ausgänge besetzten.

Nun trat Herr Müller mit dem Polizeicommissair ein. Herr Scheffel empfing ihn mit einer Umarmung und sprach: „Wie glücklich, daß Sie wieder hier sind, mein junger Freund, ja wahrlich schon während Ihrer kurzen Abwesenheit fehlte mir etwas. Aber dieser Herr? . . . . .“

Und damit deutete er auf den Polizeibeamten.

„Ist zu meiner Assistenz hier erschienen; ich habe aufrichtig zu bedauern, Herr Scheffel, daß ich mich genöthigt sehe, die Maske abzulegen, unter der nur allein es mir möglich war, meinen Auftrag auszuführen. Ich heiße nicht Müller, sondern Dreier, bin nicht Maler, sondern Referendar und legitimire mich durch dieses Rescript aus dem Ministerium des Innern als geheimer Emissair der hohen Polizei. In dieser Eigenschaft sehe ich mich genöthigt, Sie als überführter Majestätsbelei=

diger und Hochverräther vorläufig zum Polizeiarrest bringen zu lassen. Sie werden noch in dieser Stunde unter sicherer Escorte nach Berlin abgeführt werden."

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Anrede, die mit so vielem Ernst vorgebracht war, den Gutsherrn auf das Aeußerste betroffen machte; indeß sein ehrliches Gemüth konnte an die Möglichkeit einer solchen entsetzlichen Schändlichkeit nicht glauben. Er trat einen Schritt zurück und sprach mit unsicherer Stimme: „Sie belieben wohl zu scherzea, Herr Müller; indeß muß ich bitten ....."

„In Dienstsachen scherze ich nie! Herr Commissair, lassen Sie Gensdarmen eintreten." Das geschah und nun wurde dem redlichen Gutsherrn Alles klar.

„Ich bin so alt geworden," sprach er dann mit tiefer Resignation, „aber ein so verruchter Bösewicht, ein so ehr- und gewissenloser Heuchler, ein so sich selbst brandmarkender Schurke, wie Sie sind, ist mir noch nie vorgekommen. Nehmen Sie das auch zu Protokoll, mein Herr, so steht dann doch eine Wahrheit darin."

„Ich werde nicht ermangeln, meine Pflicht zu thun; denn mit dieser Schmähung eines Beamten erhöhen Sie Ihre Schuld." Mit diesen Worten hatte er sich an den Tisch gesetzt, ergriff die Feder und nahm mit großer Kaltblütigkeit das Protokoll auf über diese Verhaftung;

hierauf gebot er, ihn in Arrest zu führen und dann weiter zu expediren.

„Das kann ich Ihnen noch zur Beruhigung sagen, Herr Scheffel, daß Ihre Familie Nachricht erhalten wird und ich selbst werde ihr schreiben, daß Ihr Arrest hoffentlich nicht von langer Dauer sein wird. Mir aber, Herr Scheffel, dürfen Sie mein Verfahren nicht zurechnen. Ich unterscheide zwischen Mensch und Beamten; als Mensch genoß ich Ihre Gastfreundschaft, als Beamter mußte ich sie Ihnen mit Verhaftung vergelten."

3.

Das war ein feiner Zug von Ministerial- und Polizeipolitik der alten Zeit, die besonders dem Werkzeuge derselben, dem Referendar Dreier, Ehre machte.

Herr Scheffel wurde wegen respectswidrigen Tadels des Verfahrens der Behörden; wegen Verletzung der dem Oberhaupt des Staats schuldigen Ehrerbietung; wegen Verbreitung communistischer Ideen und wegen Aufregung zum Widerstande, die er sich in mehreren, in Altenburg, wenn auch mit zu großer Nachsicht der Censur erschienenen Druckschriften, erlaubt habe; wegen des Milderungsgrundes, daß er in der Sache selbst so unrecht nicht gehabt, aber doch in modo excedirt habe, nach der Meinung der Richter noch sehr gelind zu zweijähriger

Festungshaft verurtheilt. Dieses Erkenntniß wurde in höchster Instanz bestätigt und vollstreckt.

Sein Sohn, der Student Scheffel in Berlin, um dort zu studiren, wurde als mißliebig ausgewiesen.

Der Referendar Dreier aber, dessen Verfahren bekannt geworden war, hatte die Unannehmlichkeit, daß auf ihn der Tadel der öffentlichen Meinung fiel, die eigentlich das damalige Regierungssystem verdammte, und so sah sich das Ministerium genöthigt, ihn als ein verbrauchtes Werkzeug, fallen zu lassen. Er lebte seitdem bis zur Märzrevolution im Dunkel einer Privatpraxis als Supplikenschreiber und Winkeladvocat.

4.

Da trotz solcher Maßregeln die traurigen Verhältnisse in Schlesien immer mehr der Rüge der Presse, besonders in auswärtigen Zeitschriften, die man nicht zügeln konnte, anheimfielen und die Nation selbst durch zahlreiche Collecten an der Milderung der Landesnoth sich betheiligte, so konnten freilich die höhern Staatsbehörden diese zu einer entsetzlichen Höhe sich steigernde Landesnoth nicht wohl länger ignoriren. Und unser Geheimrath Leblos, der eine feine Nase für dergleichen hat, witterte darin eine treffliche Gelegenheit, um sich eine einträgliche Commission zuzuwenden. Er machte diesen Vorschlag seinem Departementsrath; dieser dem

Minister, und der Geheimrath erhielt die Commission, sich sofort nach Schlesien zu begeben, den Thatbestand der dortigen Verhältnisse zu erheben und darüber unter Besprechung mit dem Oberpräsidenten, dem Regierungs=präsidenten und den Medicinal= und Polizeibehörden, gutachtliche Vorschläge einzureichen, in wieweit die Regierung sich zur Abwendung einer etwa besorgten Landesnoth dabei betheiligen könne; oder ob man die weitere Hülfe der Privatwohlthätigkeit überlassen dürfe und nur diese zu protegiren suche.

„Uebrigens,“ fügte der Abtheilungsdirigent, der wirkliche Geheimrath, Freiherr von Kuhfuß hinzu, „darf ich es Ihrem bewährten Geschäftstakt nicht erst bemerklich machen, daß jedenfalls der Bericht so gehalten werden muß, daß man ihn zur officiellen Beruhigung der Gemüther veröffentlichen könne, und dann versteht es sich von selbst, daß die Behörden, die bisher das Misere im Gebirge mehr als billig ignorirt haben, auf keine Weise compromittirt werden dürfen.

„Unter uns gesagt, lieber Geheimrath,“ fuhr der Wirkliche gegen den Titulargeheimenrath in vertraulicher Ansprache fort, „ist es durchaus nicht zu billigen, daß der Oberpräsident, um die Staatskassen nicht mit neuen Anforderungen belasten zu müssen, die Gefahr dem Auge des Gouvernements verhüllt hat, anstatt den Schaden offen darzulegen und ein Heilpflaster vorzuschlagen, das

damals noch mit wenigern Mitteln angeschafft werden konnte, als jetzt, wo die ganze Provinz schon, wie man behauptet, vom Hungertyphus ergriffen ist. Indeß der Schaden ist einmal geschehen; wir wollen nicht untersuchen, wer davon die Schuld trägt und unter allen Umständen wird die Ehre und das Ansehen hochgestellter Beamten aufrecht erhalten werden müssen; können Sie dagegen unter den Subalternen oder niedern Beamten einige Schuldige finden, so mögen diese als Sündenböcke fallen; an solchen Leuten ist nichts verloren, und durch Entfernung derselben giebt die Regierung der öffentlichen Meinung noch eine Art von Genugthuung, die ihr zugleich den Anschein von Gerechtigkeit gewährt. Das möge genügen, um Ihnen damit Ihre geheime Instruction gegeben zu haben."

. . . .

Es war gegen zwei Uhr, die Stunde des Mittagsessens. Der runde Tisch im kleinen Speisesalon war vom Bedienten servirt. Der Geheimrath befand sich noch, wie man wußte, im Ministerium und wurde für heute etwas später als gewöhnlich zum Essen erwartet. Diesen Umstand hatte Edmund benutzt, um sich desto früher im Speisezimmer einzufinden. Dort saß ja Bertha mit einer schönen Tapisserie, einem Oreillier für ihren Vater, der lieber auf dem Sopha lag und rauchte,

Zeitungen las oder einschlief, als auf dem Büreau arbeitete, ganz passend zum Geburtstagsgeschenk bestimmt.

Edmund saß ihr gegenüber auf dem andern Tabouret in der Fenstervertiefung, fast Knie an Knie und Auge im Auge, oft ergriff er ihre Hand und blickte ihr dann schwärmerisch durch das schöne blaue Auge in die Tiefe ihrer Seele; aber heute lag so etwas besonders Schwermüthiges in seinem Blick, und Bertha las Wehmuth in seinen sanften Zügen.

„Was ist Ihnen, lieber Freund," fragte sie, „Sie blicken mich so traurig an, als stehe uns ein großes Unglück bevor."

„Das Unglück einer Trennung, liebe Bertha," entgegnete er trübselig, „wenn auch nur eine Trennung auf einige Wochen, aber für mich ist das ein großes Unglück; denn habe ich nur einen Tag Sie nicht gesehen, liebe Bertha, oder wenn auch gesehen, doch kein Wort unter vier Augen mit Ihnen reden können, so schmeckt mir weder Essen, noch Trinken, und an Schlaf in der Nacht bleibt gar nicht zu denken. Nun aber frage ich Sie um des Himmels willen, geliebtes Fräulein, kann der Mensch so ein vierzehn Tage oder gar drei bis sechs Wochen hungern und dursten und schlaflos hinbringen, ohne leiblich und geistig zu Grunde zu gehen? Also wird die neue Commission, die jetzt wieder aufblüht, mir den Tod bringen."

„Ei, das wäre ja schrecklich, was ist es denn eigentlich damit?“

Und nun erzählte Edmund von der neuen Speculation ihres Vaters auf eine Commissionsreise nach Schlesien, wo der Hungertyphus ausgebrochen sei, wobei er ihn als Secretair der Commission begleiten müsse. Helfen könne man ja doch nicht, denn die Regierung sei einmal entschlossen, nicht noch Millionen hinterher zu werfen und so würden die besten Berichte wirkungslos bleiben. Sie möge daher Alles aufbieten, ihrem Vater die Schrecknisse einer solchen Commission vorzustellen, um ihn zum Rücktritt zu bewegen.

„So geht es nicht; aber so; ich reise mit.“

„Das wäre himmlisch; aber wie möglich? und dann die Gefahr, in diesem verpesteten Lande, jeder Schritt würde den Tod bringen, ich würde um Ihr kostbares Leben, meine theure Bertha, in steter Todesangst schweben.“

„Lassen Sie mich nur machen, lieber Freund, die Commission wird hoffentlich ohne Gefahr abgehen.“

In diesem Augenblick trat der Geheimrath ein. Er hatte sich früh genug durch die Gewohnheit des Hüstelns angekündigt gehabt, um Edmund Zeit zu lassen, aufzuspringen und in einiger Entfernung von Bertha sich aufzustellen.

Der Geheimrath trat ein und rieb sich vergnügt die Hände.

„Väterchen sieht ja heute so heiter aus, so listig vergnügt, möchte ich sagen,“ nahm Bertha das Wort, indem sie aufstand und ihrem eben nach Hause gekommenen Vater die Hand küßte und Hut und Stock abnahm; das war hier so einmal eingeführte Familiensitte. Wo das innere Band der Herzen fehlt, sucht man wenigstens freundliche Formen darum zu hüllen.

„Warum sollte ich nicht? hehe! wieder ein Commissiönchen erschnappt, ein liebes, goldenes Commissiönchen. Und Sie werden auch dabei verdienen, Herr Redlich, liebe prächtige Diäten und angenehmes Leben dazu. Wir gehen nach Schlesien, den Hungertyphus zu constatiren.“

„Hungertyphus und angenehmes Leben,“ sprach Edmund schaudernd vor sich hin.

„Und warum nicht, Herr Supernumerar. Das ist eben das Mysterium des Beamtenthums, daß man lerne: miscere utile dulci, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vermischen.“

„Aber, lieber Vater, angenehm, wo jeder Schritt an das Sterbebette eines Typhuskranken den Tod bringen kann.“

„Glaubst Du denn, daß ich Narr genug sein werde, mich persönlich zu exponiren? Ist es nicht genug,

wenn man Erkundigungen einzieht bei den Beamten, die schon amtlich darüber berichtet haben; und kann man nicht ebenso gut erfahren, wie es den verhungernden armen Teufeln ergeht, wenn man sich an die reichlich besetzten Tafeln der Gutsbesitzer und Fabrikherren niederläßt, als wenn man Hunger und Tod an ihren Quellen aufsucht?"

„Freilich", sprach Edmund mit Ironie, „ist ein einziges Geheimrathsleben zehnmal mehr werth, als das von einem Paar tausend Proletariern."

„Der Meinung bin ich auch," entgegnete der Geheimrath, indem er sich die Serviette an die weiße Halsbinde befestigte und sich am Tische sitzend eifrig mit dem Löffeln der Suppe beschäftigte, die ihm Bertha aufgegeben hatte; „ich bin wenigstens der Meinung, daß an aller Noth unserer Zeit, an aller Nahrungslosigkeit und Getreidetheuerung die leidige Uebervölkerung des Proletariats schuld ist; ehe nicht einmal unser Herr Gott zwei Dritttheil dieser Menschenclasse, die dem Staate nichts geben kann als ihre Kinder, ausrottet, kann und wird es nicht besser werden in der Welt, und dazu gewinnt es ja nun in Schlesien den Anschein. Das ist zwar ein hartes Trübsal für diese Leute, indeß die Welt im Großen und Ganzen gewinnt dabei. Der Herr, der Sodom und Gomorra vertilgte wegen ihrer Sünden,

wird auch diese Arbeitslosen untergehen lassen, zur Strafe für die Sünde der Rebellion, der sie sich schuldig gemacht haben. Der Herr, der die Raben unter dem Himmel speist, zieht von diesem Auswurf der Menschheit seine Hand ab. Der Herr hat Alles wohlgemacht und wende es ferner zum Besten. Amen!"

In den kurzen Pausen zwischen den einzelnen Sätzen dieser Rede war die Suppe ausgelöffelt. Der Bediente wechselte die Teller und der Geheimrath trank sein drittes Glas guten Bordeauxwein aus.

Edmund schauderte bei dem Grundgedanken einer so heillosen Selbstsucht und der empörendsten Menschenverachtung, den dieses Raisonnement wie ein blutrother Faden durchlief und aß keinen Löffel voll mehr, selbst der gesunde Appetit der Jugend war ihm, solchen Gesinnungen gegenüber, vergangen.

Bertha dagegen, die ihren Vater zu behandeln wußte, kämpfte ihre gleichfalls empörten Gefühle nieder und sprach:

„Aber, lieber Vater, wenn Du, was mich sehr beruhigt, Dich persönlich der Gefahr nicht exponiren willst, so ließe sich ja eine Badereise nach dem freundlichen Badeorte Reinerz damit verbinden."

„Da bringst Du mich auf eine glückliche Idee! Reinerz liegt am Fuße der Gebirge, da darf ich nur einige Excursionen in die romantische Umgegend unternehmen

und ich werde dann unter Amüsements jeder Art mich vollständig instruiren können über die Landesnoth von Hunger und Krankheit. Sollte noch ein Uebriges erforderlich sein, so wird Herr Redlich schon das Weitere durch eine persönliche Ocularinspection an Ort und Stelle besorgen."

„Und sein Leben dabei auf das Spiel setzen?" rief Bertha leidenschaftlicher und unbedachter als sie hätte verrathen sollen.

Doch der Geheimrath war zum Glück soeben mit dem Zerlegen eines böhmischen Fasanen beschäftigt und achtete daher nicht auf den schmerzlichen Blick voll Thränen im Auge, den sie bei diesem Gedanken auf ihren jungen Freund warf.

„Allerdings, mein Fräulein," entgegnete Edmund nicht ohne Ironie; „Ihr Herr Vater wird mir Recht geben, daß ein Geheimrathsleben auch viel höher steht, als das eines armen Supernumerars."

„Ganz richtig bemerkt, Herr Redlich!"

„Und daß es deswegen die verdammte Schuldigkeit eines getreuen Supernumerars ist, sein Leben in die Schanze zu schlagen, um seinen hohen Chef einer solchen Nothwendigkeit zu überheben."

„Ich anerkenne ihre Application für den Staatsdienst, junger Mann, und werde dafür sorgen, daß Ihre

Meriten in der Conduitenliste besonders hervorgehoben werden."

„Uebrigens", fuhr er gegen Bertha gewendet fort, „werden Sie, gnädiges Fräulein, mir wohl zutrauen, daß ich mein Leben mit Freuden opfern würde, könnte ich dadurch Gutes stiften für die Rettung jener Unglücklichen, die jetzt vom Geschick so hart heimgesucht werden."

Bertha brach das Gespräch, das anfing ihr eben so peinlich als schmerzlich zu werden, nicht ohne Gewandtheit ab und fragte nach einigen Uebergängen, ob, wenn es denn doch auf eine Badereise abgesehen sei, sie ihn nicht begleiten dürfe und sei es auch nur, um ihm die zu Hause gewohnte Pflege gewähren zu können.

Gern willigte der Geheimrath ein und das war doch wenigstens ein Trost für die Liebenden.

. . . .

Die Reise ging in der schönsten Jahreszeit nach Breslau und von da nach dem lieblichen Badeorte Reinerz.

In Breslau hatte der Geheimrath dem Oberpräsidenten der Provinz seinen Besuch gemacht und sprach zu Edmund, als er in den Gasthof zurückgekommen war, wo dieser eine der glücklichsten Stunden in Bertha's Gesellschaft, ganz allein und ungestört mit ihr verlebt hatte: „Nun bin ich völlig instruirt, es ist so, ganz wie die Berichte aus dem Oberpräsidio lauten. Der alte Herr hat es mir bei einer Pfeife gelben Va=

rinas-Canaster, die er mir nach seiner Gewohnheit anbot, in aller Gemüthlichkeit, auf dem Sopha neben mir sitzend, erzählt. Es ist so gut als nichts an der Sache. Das Webervolk ist nicht ohne Arbeit; aber es will nicht für geringern Lohn arbeiten und mehr können die Fabrikherren nicht geben, denn die schlesische Leinenfabrikation ist durch das Belfaster Leinen in Schottland gänzlich aus dem Welthandel verdrängt worden; dieses wird sogar unter einer der schlesischen ähnlichen Verpackung versendet und gilt in fernen Welttheilen für preußisches Leinen. Dort hat man die großartigsten Flachsspinnmaschinen, hier nur schlechtes Handgespinnst; dort eine blendend chemische Bleiche, freilich auf Kosten der Dauerhaftigkeit, hier noch die alte Naturbleiche durch Wasser und Sonne. Die Spinner und Weber aber sind alle Spitzbuben; um für die Schleuderpreise ihre Waaren liefern zu können, wird sie schlecht gemacht und selbst am Längen- und Breitenmaß gekürzt. Sind die Fabrikanten damit nicht zufrieden und ziehen's am Lohn ab, so schreien die Weber und Spinner Zetermordio! Das ist eine rebellische Race dieser Weberpöbel, drückt man ihm nicht den Daumen aufs Auge und hält ihn durch Bayonnete und Kerker in Ordnung, so wachsen uns diese Proletarier noch über den Kopf. Literarische Aufwiegler verbreiten unter ihnen communistische Ideen, ich sage Ihnen, lieber Redlich, werden die Zügel nicht

immer straff gehalten, so haben wir den allgemeinen Krieg aller Besitzlosen gegen die Besitzenden. Allerdings mögen sie ihre liebe Noth haben; denn das Getreide ist theuer und die Kartoffelkrankheit raubt den armen Teufeln noch den letzten Recours, aber was will man machen? Allen kann der Staat nicht helfen und Wenigen zu helfen ist eine Ungerechtigkeit gegen die Andern. Auch mag die Krankheit, der Typhus, arg genug wüthen, aber es ist doch immer noch keine Cholera und nur gegen diese haben wir Sanitätsmaßregeln, Cordons, die Millionen kosten und alle noch von der Cholera übersprungen sind, Desinfectionsanstalten, die nichts helfen, Choleralazarethe, die so entlegen sind, daß die Kranken dort erst todt ankommen und andere treffliche Anstalten dieser Art, aber der Typhus, wenn er auch Tausende hinwegrafft, ist bis jetzt noch keine Staatskrankheit geworden; also braucht man von solchen Privatcalamitäten keine amtliche Notiz zu nehmen, quod bene notandum."

„Unter diesen Umständen, lieber Redlich, werde ich wohl kein Narr sein, mich in den übelriechenden Hütten der armen Weber im Gebirge herumzutreiben und mir da den Appetit zu verderben oder den Tod zu holen. Es genügt vollständig, wenn ich Ihnen die Commission dazu gebe und Sie werden Merks genug haben, sich die vom Oberpräsidenten gegebenen Winke als Instruction

für die Aufnahme des Thatbestandes und die Berichterstattung dienen zu lassen."

„Ich werde meine Pflicht thun, Herr Geheimrath, vollständig meine Pflicht nach Ehre und Gewissen."

„Bon! übrigens eilt die Sache so sehr nicht, Sie können erst ein acht Tage mit uns in Reinerz zubringen, die Diäten laufen doch fort."

„Grade wie bei gewissen Landesdeputirten, die ihre Diäten beziehen, wenn sie auch die Sitzung versäumen oder auf Urlaub gehen."

Auf die heutigen Deputirten der Nationalversammlung in Berlin hatte Edmund begreiflich mit dieser Bemerkung nicht zielen können, da sie damals noch nicht existirten.

„Ja, ja, so ist es in der Ordnung."

„Uebrigens, Herr Geheimrath, wo die Noth groß ist, da muß die Hülfe schnell kommen; es würde gewissenlos von mir sein, wollte ich die Zeit dem Vergnügen opfern, welche der leidenden Menschheit gehört. Wenn es erlaubt ist, so werde ich sogleich zu meiner Bestimmung abgehen."

Bei diesen Worten wurde Bertha blaß, sie fühlte eine quälende Angst für das Leben ihres Geliebten und empfand es schmerzlich, daß er die himmlischen Tage in Aranjuez, d. h. den freundlichen Aufenthalt in Reinerz, wo sie und Edmund auf einsamen reizenden Spazier-

gängen, ein entzückendes Beisammenleben führen konnten, aufgeben müsse; indeß ihr schöneres menschliches Gefühl gab ihm vollkommen Recht und diese edle Selbstbeherrschung des jungen Mannes machte ihn ihr nur noch theurer.

Noch an demselben Abend waren sie allein, da der Geheimrath zu einem Souper bei dem Oberpräsidenten eingeladen war.

Da öffnete die nahe Trennung, bei der Möglichkeit einer noch schrecklichern Scheidung durch den Tod, die Schleusen der Herzen voll Liebe. Sie bekannten Eins dem Andern ihre Gefühle und der Bund für das Leben wurde mit Hand und Mund unter Thränen und Küssen geschlossen und mit den heiligsten Schwüren besiegelt.

So hatte das junge Mädchen im vollsten süßesten Vertrauen ihr Geschick an das Herz und in die Hand des geliebten jungen Mannes gelegt, eines Jünglings, dessen Geschicke selbst noch im Dunkel der Zukunft ruhten, der bis jetzt auch noch nicht die geringste Aussicht hatte, seine äußere Lage so gewendet zu sehen, daß er durch eine ausreichende Stellung sich in den Stand gesetzt sah, einen eigenen Hausstand zu begründen.

Und doch hatten sich Bertha und Edmund mit einander verlobt. Man werfe deshalb keinen Stein auf sie. Eine Liebe, die noch rechnen kann, ist keine Liebe,

und ein Herz, das auf Vernunftgründe hört, weiß nicht, was Liebe heißt.

5.

Auf der Reise nach Oberschlesien kam Edmund eines Tages auf das Landgut Hohenbühl, das einem Grafen Banco gehörte.

Edmund hatte diesen Namen schon in Berlin gehört, ohne jetzt nur eine Ahnung davon zu haben, daß dieser Graf Banco und der treulose Verlobte seiner Schwester eine und dieselbe Person sei. Da er die Wurzel des Uebels, welche das Volk drückte, gewissenhaft zu ergründen suchte, so hatte er sich an verschiedene Gutsbesitzer mit Empfehlungsbriefen versehen, um genauer den Druck der Feudal- und Dominicalherrschaft die in Schlesien noch sehr bedeutend auf dem Bauernstande lastete, genauer kennen zu lernen.

Mitten auf einem Hofe, der mit einer hohen Mauer umgeben war, zu dem eine dunkle Kastanienallee führte, deren Weg aber vernachlässigt und fast grundlos war, erhob sich neben mittelalterlichen Gebäuden ein ganz neues Herrenhaus. Jagdgeweihe über den Thüren, eine Meute schöner Jagdhunde, Jäger und Pferde verriethen, daß der Gutsherr ein passionirter Jagdfreund war. Ein Haufen ärmlich aussehender Bauern, mit dem Quersack über dem Rücken, stand bereit, dem gnädigen Herrn bei

einer vorhabenden Jagd als Treiber zu dienen. Wie Hunde müssen sie bei solchen Gelegenheiten durch Moorgründe und Dorngesträuch laufen und mit Klopfen auf die Büsche, Klappern und Geschrei den gnädigen Herren das Wild zutreiben. Dafür erhalten sie keinen Groschen Geld, keinen Trunk Bier oder Branntwein, und müssen dabei noch zu Hause ihre ländlichen Arbeiten versäumen und wären sie noch so nothwendig und verfaulte darüber das Heu auf den Wiesen, oder wüchse das in Garben liegende Korn aus. Auch die Wildfuhren mußten unentgeltlich geleistet werden, und das waren nur noch die geringsten der Lasten, die den Bauer drückten; Zehnten und Erbzinse, die oft willkürlich erhöhet und mit Härte beigetrieben wurden, maßlose Hand- und Spanndienste und Robote, deren Ausschreibung ganz in der Hand des Gutsherrn oder seines Amtsschreibers lag, und selbst die unsittliche Ueberlieferung aus dem Mittelalter, wonach jedes sich verheirathende Bauernpaar einen Thaler an den Gutsherrn zahlen mußte, um damit das Herrnrecht der ersten Nacht abzukaufen, wurde noch eingefordert und unter dem Namen „Bedemund" angenommen.

Als Edmund auf diesem Gutshofe vor das Herrnhaus fuhr und seine Karte und einen Empfehlungsbrief dem seit einigen Tagen anwesenden Gutsherrn hinaufgeschickt hatte, ließ ihm dieser sagen, daß er sehr bedaure behindert zu sein, den Herrn Supernumerar Redlich zu

empfangen; dieser aber möge sich nur an den Justitiar wenden, der ihn aufnehmen und ihm das Nöthige mittheilen würde.

Ein Verwalter brachte Edmund auf die Gerichtsstube, wo der Justitiar soeben beschäftigt war, einige Bauern zu verhören, die des schweren Verbrechens des Aufruhrs angeklagt waren. Der Justitiar unterbrach sein Geschäft und empfing den jungen Mann auf das Höflichste, als dieser sich auswies, daß er im Auftrage des Ministeriums des Innern eine Rundreise mache, um die Landesnoth kennen zu lernen. Edmund bat ihn indeß, nach einem kurzen Zwischengespräch, fortzufahren und war Zeuge einer Justiz gegen die Bauern, über deren Willkür und Ungerechtigkeit ihm die Haare zu Berge standen. Doch ehe wir diese Scene weiter erzählen, wollen wir unsere Leser in den mit Jagdemblemen ausgeschmückten Salon des Schlosses führen.

. . . .

Hier saßen und standen ein Dutzend ältere und jüngere adlige Gutsbesitzer der Umgegend, sämmtlich in modernem, fashionablem Jagdcostüm. Sie waren eifrigst mit dem Vertilgen eines nichts weniger als frugalen Jägerfrühstücks beschäftigt, zu welchem Portwein, Madeira und Ungar-Ausbruch reichlich servirt wurde. Man war in der heitersten Laune und besprach begreiflich nichts als Jagd- und Bauernangelegenheiten.

„Auf eine gute Jagd!“ rief Graf Banco, sein Glas hochhaltend.

„König Nimrod soll leben!“

„Sanct Hubertus dazu!“

„Und vor Allen der wilde Jäger, der mit Hunden und Pferden in der Parforcehetze die Saaten der Bauern zertritt.“

„Hoch! hoch!“ und Gläserklang ertönte.

„Bei Parforcejagd fällt mir ein: wer von den Herren hat schon einmal einer Parforcejagd eines Jagdvereins beigewohnt?“

Es bekannten sich nur zwei oder drei dazu, die Uebrigen hatten eine solche Partie noch nicht mitgemacht.

„Sie werden mir Recht geben, meine Herren,“ fuhr Graf Banco fort, „es ist etwas Magnifiques damit!“

„Fames!“

„Süperb!“

„Transcendental!“

Bestätigten die drei Glücklichen, die einer solchen Partie schon beigewohnt hatten.

„Das will gar nichts sagen, meine Herren, aber ich versichere Sie auf Ehre, es giebt auf dem ganzen Continent keinen Verein, der so queit-english, so fashionable in höchster Potenz, so exclusiv adlig ist als ein Parforce-Jagdverein. Es gewährt einen magnifiquen Anblick,

wenn so ein zwanzig bis dreißig adliger Sportsmans und funfzig buntgefleckte Hunde der edelsten Race auf ächten Hounters von Halb= oder Dreiviertelblut über die weite Haide hinter einem eingefangen gewesenen Keuler, dem die Hauer ausgebrochen sind, damit er die kostbaren Hunde nicht beschädige, hergaloppiren und haben sie das Thier dann mattgehetzt, haben es die Hunde gestellt, welch ein grandioser Anblick, wenn dann die scharlachrothen Cavaliere, die Hunde und Pferde einen Kreis bilden, und dann beim Blasen des Hallali der Vornehmste die Ehre hat dem Keuler, den die Hunde an den Ohren, die Piqueurs an den Hinterbeinen halten, den Hirschfänger unter das Blatt zu stoßen und ihn damit feierlich abzufangen.''

,,Schiller würde sagen,'' bemerkte ein Witzling in der Gesellschaft, ein geborner Berliner, dem bekanntlich nichts heilig ist, nicht einmal ein hocharistokratisches Vergnügen wie eine Hetzjagd:

„Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!"

,,Lieber Baron Siegram,'' sprach Graf Bance in einem freundlich verweisenden Tone, ,,Sie würden wohlthun, wenn Sie Ihre Zunge wahren wollten. Es giebt Dinge, die über jeden Angriff erhaben sind, weil sie zu den noblen Passionen gehören und sich die höchsten Personen dabei betheiligen. Ich für mein Theil würde mich glücklich fühlen, wenn mir einmal die Ehre

würde, ein solches „Schlachten," wie Sie es zu nennen belieben, vornehmen zu dürfen. Uebrigens, meine Herren," wendete er sich zu den Andern, „bin ich da soeben auf eine gute Idee gekommen. Wie wäre es, wenn wir schlesischen Gutsbesitzer, versteht sich nur solche, die wie wir entre nous, entweder beträchtlich reich sind oder wie ein Domherr sechzehn Ahnen haben, einen Jagd- und Jockaiclubb stifteten? Das ist englisch-aristokratische Sitte, und in England steht der Adel am höchsten in der ganzen Welt. Durch einen solchen exclusiven Clubb für Wettrennen und Parforcejagden fördern wir zugleich die Pferde- wie die Hundecultur, und gewähren dem Schwarzwild die Ehre, zu Tode gehetzt zu werden, wie sie im Mittelalter auf den fürstlichen Parforcejagden dem Edelhirsch zu Theil wurde.

Alle gaben freudig ihre Zustimmung, nannten es eine Capital-Idee, eine magnifique Aussicht, den Adel wieder höher zu stellen. Nur der Berliner fügte die Bemerkung hinzu: „Auch ich gebe mit Vergnügen meinen Beifall zu erkennen, nur möchte ich darauf antragen, daß wir uns zuvor in einen Anti-Thierquälerverein aufnehmen lassen, denn dazu werden sich solche Wettrenn- und Parforcejagdvereine vorzugsweise berufen fühlen, weil Thierquälerei dabei nur Nebensache ist, Hauptsache aber den Qualen des Thiers beim Hallali ein schnelles Ende zu machen."

Man fühlte wohl den Stich, ließ es sich aber nicht merken. Nur meinte Einer: „Ich fürchte aber, in unserm durch Anbau gesegneten Schlesien werden die weiten Haidegründe fehlen, auch stehen unsere Hochwälder zu dicht und mit Unterholz gemischt.“

„O wenn das alle Sorge ist, so bin ich im Stande, dem Uebel leicht abzuhelfen. Ich lasse das ganze Vorwerk Mariahilf zu Weideboden liegen, verliere dadurch ein Paar hundert Morgen guten Weizenboden und ein Paar tausend Thaler Pacht, sonst nichts.“

„Aber, liebster Graf, ein Paar tausend Thaler Renten für ein einziges Amüsement opfern, was kann man dafür in Berlin für höchst anständige Vergnügen haben, zum Beispiel ein souper-fin mit Grisetten, einige Nächte am grünen Tisch oder brillante Cadeaus für irgend eine schöne Balletfigurantin u. s. w.“

Diese freilich auch bedeutend ironisirende Bemerkung des Baron Siegram nahm der Graf für Ernst und fand die Aeußerung durchaus nicht abgeschmackt.

„Sie haben vollkommen Recht in diesem Falle, mein lieber Siegram, und wenn ich die Rente meines Vorwerks behalte, so habe ich es nur Ihnen zu danken; übrigens weiß ich noch ein besseres Mittel, zum Zwecke zu kommen. Mein Vorgänger, im Besitz des Gutes, hat eine ziemlich bedeutende Webercolonie angelegt, indem er

die Häuser gebaut und Land dazu gelegt, dann aber etwa hundert Weberfamilien aus dem Hochlande kommen gelassen und dort angesiedelt hatte; sie zahlen dafür nur einen höchst unbedeutenden Zins, der für eine Colonistenstelle höchstens zwei Thaler jährlich beträgt. Nun denken Sie sich, mein Herr, mit diesem Bettel sogar ist das Pack in diesem Jahre rückständig geblieben. Der Vorwand ist die alte Litanei von Arbeitslosigkeit, Korntheuerung und Kartoffelfäule. Mein Administrator hat ihnen schon ein Paar Dutzend Betten, Kessel und Schweinchen auspfänden lassen, im Uebrigen aber habe ich, eben weil es ein Bettel ist, den ich mit einem Wurf auf die Karte setze, Nachsicht gehabt. Zum Glück hat der Begründer dieser Colonie die Vorsicht gebraucht, eine Clausel in den Contract aufnehmen zu lassen, wonach ich berechtigt bin, das ganze pauvre Volk zu ermittiren und ihre Strohnester der Erde gleich zu machen, wenn sie sechs Monate mit dem Zins im Rückstande bleiben würden, und das ist jetzt der Fall, ich bin also in meinem vollen Rechte, wenn ich das ganze Dorf mit allen Feldern, Obstbäumen und Gärten rasire. Und das werde ich thun; es wird ein großartiges Jagdrevier werden."

„Worüber die Menschheit jubeln wird."

„Ah bah! was geht mich die Menschheit an, so weit es nicht Leute von Familie sind."

„Und was sollen die Unglücklichen machen ohne Heimath und ohne Obdach?“

„Betteln, was sie bis jetzt auch gethan haben; hinter dem Zaun zu Bett gehen, wenn sie kein Seidenpfühl haben, um das Ohr darauf zu legen. Ich gebe mein Ehrenwort darauf, so wird es geschehen.“

Diese Rohheit des Gemüths empörte doch die meisten Anwesenden, die noch einen Funken von menschlichem Gefühl in der Seele hatten. Während der schreckliche Plan nur bei Wenigen Anklang fand, redeten Mehrere dagegen und suchten den Grafen von diesem Vorsatz abzubringen.

„Ich kann nicht helfen, meine Herren,“ sprach er, „was ich erklärt habe, das muß geschehen; ich kann nicht mehr zurück; denn ich gab mein Ehrenwort darauf und sein Ehrenwort muß der Edelmann unter allen Umständen halten.“

„Freilich, freilich! indeß ....“

. . . .

Bald nach diesem entsetzlichen Beschlusse kam man auf einen andern, wenn auch verwandten Gegenstand. Es war von den Bauern die Rede, die, das war fast allgemeine Klage der anwesenden Edelleute, immer schwieriger würden, die sogenannten ungemessenen Dienste und Abgaben zu entrichten; so nennt man nämlich solche

Lasten der Gutshörigkeit, die nicht verbrieft sind, sondern nach und nach durch Mißbrauch der gutsherrlichen Gewalt sich eingeschlichen hatten und die deshalb so ungemessen waren, daß die Willkür und Habsucht der Gutsherren oder ihrer Verwalter den schwersten Dominicaldruck ausüben konnten. Und die Zahl und Benennung solcher ungerechten Belastungen war Legion.

Die meisten Herren gaben dem leidigen Zeitgeist, dem um sich greifenden Communismus und besonders der schlechten Presse und den hochverrätherischen Literaten alle Schuld.

„Mich schrecken solche Gespenster nicht,“ sprach Graf Banco. „Man muß es nur verstehen, den Bauern zu rechter Zeit aufs Auge zu drücken. Dazu bedarf man freilich eines braven tüchtigen Justitiars und der meinige ist ein wahres Prachtexemplar eines adligen Gerichtshalters. Durch wohlangebrachte Gratificationen und Küchenlieferungen und indem ich seinem Sportuliren durch die Finger sehe, ist er dahin gebracht, daß er ein wahrer Bauernschinder geworden ist. Nun, hören Sie, meine Herren, was geschah:

„Heute Morgen früh läßt sich eine Deputation der Gemeinde bei mir melden. Ich nehme sie an, denn ich bin meinen Bauern immer ein gnädiger Herr gewesen. Ich frage auch ganz populair: „Kinder, was

wollt Ihr?“ denn ich denke nichts Arges dabei. Da zeigte es sich denn, daß es eine widerspenstige Rotte war, die mich früh Morgens, als ich noch im Negligé bei der Chokolade saß, förmlich überfallen hatte. Es trat Einer von den Elenden vor, ein kleiner Knirps von Bauernkerl, der aber ein so großes Maul hatte, daß man hätte mit einem Heuwagen hineinfahren können, drehet vor Verlegenheit seine abgezogene Pelzmütze rund in den Händen und spricht im furchtsam bescheidenen Tone: Wir wollten nur unterthänigst anfragen, gnädigster Herr, ob die Bauernschinderei Ihres gestrengen Herrn Amtmann mit Ew. Gnaden hoher Genehmigung geschieht oder nicht?“

„Was soll's damit?“ rief ich aufgebracht.

„Nun,“ sagen die Bauern, „die Roboten, Dienste, Zehnten und Zinsen, wie sie als hergebracht und zum Theil auch im Kataster verbrieft stehen, ließe man sich noch gefallen; aber da machen der Herr Amtmann seit Jahren schon immer noch neue Forderungen; und dergleichen Dummheiten und Prätensionen mehr, womit sie mich ennuyirten.“ Damit brach der Graf seinen Bericht ab; wir halten uns aber für verpflichtet, denselben zu vervollständigen.

Die Bauern klagten weiter: „Dienstfuhren und Roboten sind angemessen, uns aber,“ fuhren sie fort in ihrem Lamento, „bleibt keine Stunde Zeit übrig für

die Besorgung der eigenen Wirthschaft. Mit Frau und Kind und Magd und Knecht, Spannwerk und Hofhund müssen wir täglich dem Gutsherrn dienen; und Nachts noch seine Felder gegen den Schaden durch sein eigenes Wild bewachen, während wir die unsern dem herrschaftlichen Wilde zu dessen Ergötzlichkeit preisgeben müssen. Dazu an Geldzinse müssen wir steuern, so viel es dem Herrn Amtmann beliebt, denn, sagt er, Grund und Boden gehören dem Herrn und es ist die rechtliche Natur des Erbzinses, daß sein Betrag von der Gnade oder Ungnade des Herrn abhänge; wirft unsere Kuh ein Kalb, so gehört es dem Herrn; von unsern Schafen theilt der Herr mit uns die Wolle und die Lämmer; so geht es mit Schweinen und Gänsen auch. Ehe wir die letztern zu Markt bringen dürfen, läßt sie die Gutsherrschaft für ihre Federbetten rupfen, der Bauer muß auf Stroh schlafen. Dazu müssen wir noch schweres Weidegeld zahlen; von unserm Acker nimmt erst der Gutsherr den Zehnten, dann noch einmal den fünften Theil der Ernte und von dem was übrig bleibt, wird noch der Gerichtszehnten, dann der Kirchenzehnten und endlich der Schulzehnten abgezogen. So bleiben uns nur vier Zehntel vom ganzen Ertrag unserer Ernte zum Ausdrusch und diese pfändet uns danach der Executor aus für Steuern, Erbzinse, Gift und Gaben, wozu noch die Gerichtskosten und ellenlange Sportelrechnungen

kommen; Bier und Branntwein müssen wir für doppelte Preise in ungenießbarer Beschaffenheit, bei schwerer Strafe aus den herrschaftlichen Krügen nehmen, und unser Getreide dürfen wir nur auf der gutsherrlichen Zwangsmühle mahlen lassen, wo man uns Schrot mit Sand statt Mehl, gut genug, wie der reiche Müller sagt, für den Bauernfraß, zurückgiebt, nachdem über ein Drittel, noch dazu am feinsten Mehl, unter dem Namen der Mahlmetze zurückbehalten ist. Die Jagdfrohnden zerreißen uns die Füße und die Kleider und werfen uns aufs Krankenlager, wenn wir durchnäßt vom Moor und Regen Abends heimkehren und dann noch, ohne uns trocken ankleiden zu können, hinaus aufs Feld müssen, um unsere Kartoffeln gegen die Wühlereien des herrschaftlichen Schwarzwildes oder unsere Erbsen, unser Getreide gegen das Rothwild zu schützen; dabei haben wir keine andere Schutzwehr als kleine, mit Knütteln am Halse versehene und dadurch am Laufen gehinderte Hunde und unser Wachgeschrei, dassich mit dem Belfern derselben mischt. Das adlige Hochwild ist aber ebenso stolz wie die hohen Herrschaften selbst es sind. Es sieht den Bauer über die Achseln an, geht ihm ein Paar Schritt aus dem Wege, mehr um sich nicht durch Gemeinschaft mit dem Bauernpöbel, wie man uns nennt, zu besudeln, als aus Furcht vor dem Geschrei, und nährt sich dann ruhig weiter vom Schweiß des armen Bauern."

„Noch mehr,“ fuhr der impertinente Bauernknirps fort, den der Graf ausreden lassen wollte, damit die Canaille nicht sagen könne, sie habe vor ihrer gnädigen Gutsherrschaft kein Gehör gefunden; „zu diesen Calamitäten hat uns nun noch unser Herr Gott heimgesucht mit der Kartoffelfäule, und da die Herrschaft uns das Brodkorn und das Geld genommen, so nahm uns diese Kartoffelkrankheit noch das letzte Mittel, unser Leben zu fristen. Gott sei es geklagt und unserm gnädigsten Herrn, seit acht und vierzig Stunden haben wir mit Weib und Kindern noch keinen Bissen Brod, keine gesunde Kartoffel genossen. Der Hunger magert uns ab zu Skeletten und die Noth wirft uns aufs Krankenlager. Und das Alles verdanken wir der ungerechtesten aller Belastungen königlicher Unterthanen, dem Dominicaldruck der Gutsherrschaft.“

„Und was wollt Ihr damit?“ fuhr sie der Gutsherr an, denn schon zu lange hatte ihn dieses Lamento ennuyirt, „wollt Ihr etwa auch Rebellen werden, wie die Weber da oben im Gebirge?“

„Dafür möge uns der Himmel gnädig bewahren,“ entgegnete mit Demuth der Sprecher der Bauern; „wir sind und bleiben gehorsame Unterthanen unserer gnädigsten Gutsherrschaft; aber wir bitten nur, unser Leben zu fristen durch den Vorschuß von einigen Scheffeln Korn; denn wenn erst das Sterben unter die Bauern kommt, so ist

das für den Gutsherrn gerade wie ein Viehsterben;“ und darin hatte der Schurke Recht, dachte der Graf; denn wenn der Bauer mit Weib und Kindern todt gehungert ist, kann er für den gnädigen Herrn nicht mehr schaffen und arbeiten. „Und am Schluß müssen wir geradezu erklären,“ schloß der Rädelsführer der Bauern, „daß wir weder dienen, noch steuern können, weil halb verhungerte Menschen zum Arbeiten zu schwach sind und Dem, der nichts mehr sein nennt auf der Welt, auch nichts mehr ausgepfändet werden kann.“

„Das ist offene Renitenz,“ sprach der Graf, „Euch soll Euer Recht werden und noch Gnade dazu!“ Damit zog er die Klingel und gebot dem Justitiar, augenblicklich zu erscheinen.

Dieser trat ein, ein lieber, gefügiger Mann, der vor seiner hohen Herrschaft im Staube kriecht, aber den Bauern gegenüber sich auf das hohe Pferd zu setzen weiß.

Der Graf ließ die Bauern abtreten und erzählte ihm den Fall. Er war ganz seiner Meinung, daß dies eine schwer zu bestrafende Renitenz sei. „Man muß nur gleich gegen die ersten solcher Rebellen Strenge üben, so werden die andern dadurch eingeschüchtert,“ sprach er.

„Gut, so geschehe!“ gebot Graf Banco, „im Kerker werde ihnen ihr Recht und zugleich die Gnade,

daß ihnen die Gutsherrschaft freie Wohnung und Beköstigung giebt."

„Auch ein wenig Peitschenhiebe dazu?" fragte der Gerichtshalter ganz freundlich und rieb sich dabei vergnüglich die Hände, „o der gnädige Herr wissen nicht, wie solche Lection bei dem dummen Bauernvieh gut anschlägt; Höchstdero Gerichtsfrohn hat sich eine Peitsche machen lassen, gegen welche eine russische Knute ein wahres Spielwerk ist, und der Mann versteht es, seinen Stiefel zu schlagen, daß das Fell aufplatzt. Er ist noch ein gewesener Corporal aus der alten Schule."

„Gut, aber daß keine gegründeten Beschwerden darüber vorkommen."

„Geruhen der gnädigste Herr ohne Sorgen darüber zu sein. Alles geschieht bei mir in der besten Form Rechtens. Und wenn zehn Commissionen darüber kommen, so werden sie in den Acten Alles in der besten Ordnung finden. Mein Wahlspruch bleibt: fiat justitia et pereat mundus, das Recht muß gelten und sollte darüber die Welt zu Grunde gehen."

. . . .

Edmund war nun Zeuge der hierauf folgenden Gerichtsverhandlung.

Der Gerichtshalter hatte Edmund im Vollgefühl seiner amtlichen Würde eingeladen, der über diesen Gegenstand nun gehaltenen Gerichtssitzung beizuwohnen.

„Ihr Residenzherren," sprach er, in der Ueberzeugung, dadurch sich höhern Orts beliebt zu machen, „sollt sehen, wie man hier die rebellischen Bauern zur Ordnung zu bringen weiß."

Damit klingelte er und gebot, daß die drei Inculpaten vortreten sollten.

„Wie heißt Er?" fragte er den Ersten, der vor dem Gutsherrn Sprecher gewesen war.

„Steffen Lange," sprach dieser.

„Und Ihr!"

„Kurt Büffel!"

„Und Ihr da, großer Lümmel!"

„Adam Knauf!"

„Ihr habt Euch unterstanden, unsern gnädigen Herrn Grafen mit Euren grundlosen Querelen über Druck und Willkürherrschaft der Gutsbeamten anzufallen."

„Wir haben nur unsere Noth vorgestellt und um Abhülfe gebeten."

„Was? Ihr wollt noch leugnen? Ihr Schurken Ihr, daß Ihr jede fernere Leistung an Diensten und Zinsen verweigert habt?"

„Ja, weil ....."

„Das Weil und Warum gehört nicht hierher. Auch Ihr Beiden," sprach er zu den Andern, „seid dieser Weigerung, wenn auch schweigend, beigetreten?"

„Ganz aus denselben Gründen.“

„Herr Actuar, schreiben Sie in das Protokoll: Auf Vorhalt bekannten Inculpaten, daß sie alle gutsherrlichen Leistungen und Abgaben, so wie auch alle Steuerzahlung an den Staat verweigert hätten.“

„Ja, weil .....“

„Nichts da, weil......, das Maul gehalten! Nichts geantwortet, als warum ich frage; oder es giebt Hiebe in respectum judicii.“

„Wir wollten nur unterthänigst wissen, ob Hungern ein Verbrechen ist?“

„Das gehört nicht zur Sache, Ihr seid Rebellen, Aufwiegler, und werdet dafür bestraft.“

„So müßte doch kein gerechter Gott im Himmel sein!“

„Also auch Gottesleugner, immer besser! Herr Actuarius, schreiben Sie ins Protokoll: Inculpat Steffen Lange habe erklärt, daß kein gerechter Gott im Himmel sei.“

„Wir wollen ja nur wissen, worauf sich die willkürliche Erhöhung aller Dienste und Abgaben gründe? Wir halten die gutsherrlichen Beamten nicht für berechtigt, sie zu erheben.“

„Ihr erklärt also, daß die Beamten ihre Befugnisse überschreiten, daß sie sich willkürliche Erpressungen gegen Euch erlauben?“

„Entweder der Herr Amtsverwalter oder der Gutsherr, wenn es mit seinem Vorwissen oder auf seinen Befehl geschieht.“

„Herr Actuar, schreiben Sie in das Protokoll: Inculpaten sprachen folgende schwere Injurien aus: die Beamten und der Gutsherr haben sich grobe Erpressungen zu Schulden kommen lassen.“

„Und das ist auch Eure Meinung, Büffel und Knauf?“

„Ja, Herr Amtmann, ja!“

„Lesen Sie das Protokoll vor.“

Es geschah.

„Nun unterschreibt oder unterkreuzt, wenn Ihr nicht schreiben könnt.“

„Aber, Herr Amtmann, wir verstehen zwar von dem gelehrten Griesgram nicht viel, indeß scheint es uns doch, daß das gar nicht unsere Meinung sei, wie dort niedergeschrieben ist.“

„Maul halten! nicht raisonniren. Herr Actuar, schreiben Sie: Inculpaten weigern die Unterschrift. Uebrigens seid überzeugt, Ihr Rebellen, daß es ebenso gut Fidem hat, als hättet Ihr es selbst unterschrieben, denn die amtliche Glaubhaftigkeit kann durch solche unmotivirte Weigerung nicht verletzt werden.“

„Nun hört das Strafurtheil an:

In Untersuchungssachen gegen Steffen Lange und

Consorten wird hiermit vom hochgräflich-Bancoschen Justizamt für Recht erkannt, daß den Bauern Steffen Lange, Kurt Büffel und Adam Knauf, ersterer mit sechs Monat Zuchthausstrafe und funfzehn Peitschenhieben, der zweite und dritte Jeder mit drei Monat Zuchthausstrafe und zehn Peitschenhieben zu belegen und in sämmtliche Kosten zu verurtheilen sei und das von Rechtswegen.

Gründe:

Es ist actenmäßig ermittelt und durch Zugeständniß festgestellt: 1) daß alle drei Inculpaten, und zwar der Bauer Steffen Lange an der Spitze, in rebellischer Absicht den Hochgebornen Grafen Banco persönlich angetreten und dabei ersterer durch freche Reden und unbegründete Querelen den der hohen Gutsherrschaft schuldigen Respect aus den Augen gesetzt hat, welchen die beiden Andern als Mitschuldige schweigend beigetreten sind; 2) daß sie sich einer Steuerverweigerung schuldig gemacht und zu offener Renitenz der Bauern gegen hohe Obrigkeit aufgewiegelt haben; 3) daß Steffen Lange durch seine Aeußerungen vor Gericht sich als Gottesleugner bekannt hat; 4) daß alle drei Inculpaten vor Gericht die Wahrheit verleugnet und damit durch frevelhaftes und hartnäckiges Leugnen eine körperliche Züchtigung verwirkt haben, dem gemäß sind dieselben nach den §§.... des Allgemeinen Landrechts in die vorgedachte

Strafe genommen und solidarisch in sämmtliche Kosten verurtheilt worden. Von Rechtswegen."

. . . .

Edmund erfuhr bald die wahre Veranlassung dieser barbarischen Justiz. Da die Sache noch appellabel war und die Verurtheilten zu den Grundbesitzern gehörten, so konnten sie nicht sofort verhaftet werden. Er hütete sich wohl, seine wahre Meinung auszusprechen, besuchte aber Abends unter dem Vorgeben eines Spaziergangs jene armen Bauern, von denen er denn natürlich ihr ganzes Elend erfuhr und so durchschaute er bald, daß alles Unglück dieser armen Landleute durch einen furchtbaren willkürlichen Dominicaldruck entstanden, oder mindestens bedeutend erschwert worden war. Wenn irgendwo, so waren hier durchgreifende Gesetze und genügende Ablösung der Lasten der Gutshörigkeit nothwendig. Jetzt lag es in seiner Hand die Nothwendigkeit der Befreiung der Grundstücke von den drückendsten Lasten in Antrag zu bringen. Er sammelte dazu die speciellsten Materialien, wies genau den Bestand und Werth solcher kleinen Bauernhöfe nach, und stellte diesen gegenüber die Summe ihrer Belastung; da fand sich denn leicht, daß diese um mehr als den vollen Werth des täglichen Tagelohns höher war, als der Grundwerth ihrer Bauernhöfe, und so mußten selbst die fleißigsten dieser armen Leute ihr ganzes Leben daran setzen, um dem Gute an-

ßer einer Belastung über den Ertrag ihres Gutes noch ganz umsonst zu dienen.

Auf dem Rückwege nach dem Schlosse holte ihn der ganze aus dem Walde zurückkehrende Jagdzug ein. An der Spitze desselben ritt Graf Banco. Edmund fand allerdings eine auffallende Aehnlichkeit mit Herrn Liebreich, und da dieser auf der letzten Maskerade im Schauspielhause schon Verdacht erregt hatte, daß er höhern Standes sei, so war es gerade keine Unmöglichkeit, daß jener Verlobte seiner Schwester und dieser hartherzige Edelmann eine und dieselbe Person war. Ehe er aber darüber ins Klare kommen konnte, war Graf Banco, der ihn bemerkt hatte, im Galopp seinen Blicken entschwunden.

Noch an demselben Abend machte er seinen Bericht, legte ihn aber bis auf Weiteres in sein Portefeuille.

Am andern Morgen, als Edmund sich noch einmal bei dem Grafen melden lassen wollte, war dieser bereits abgereiset, nicht ohne zuvor, wie ihn der Gerichtsamtmann versicherte, noch das Aeußerste, was möglich war, von den Bauern erpreßt zu haben.

6.

Wir wollen unsern Lesern nicht zumuthen, uns in alle die Höhlen des Jammers und des Elends zu begleiten, welche Edmund nun amtlich besuchen mußte und

es auch redlich that mit menschenfreundlichem Herzen und ohne kleinliche Furcht vor Ansteckung des gräßlichen Typhus, der, damals erst im Beginn seines Wüthens, schon anfing leere Häuser und Dörfer zu machen und mit Leichen überfüllte Kirchhöfe.

Schlimm genug, daß wir solche Zeit haben erleben müssen und daß die Hülfe zu spät kam, welche mildthätige Herzen, die schon erschüttert waren durch die unter Censur stehenden, so unvollständigen Zeitungsnachrichten, zu Tausenden spendeten; große Summen der Privatwohlthätigkeit kamen ein, aber man hörte allgemein klagen, daß diese Summen nicht mit der nöthigen Umsicht, Unparteilichkeit, mit Eifer und aufopfernder Menschenfreundlichkeit zur Linderung der Landesnoth verwendet würden.

So wuchs denn bald diese Noth, Arbeitslosigkeit, Hunger und die Pest des sicher tödtenden Nervenfiebers jedem menschlichen Beistande über den Kopf.

Später kamen noch die Märzereignisse hinzu, die jedes andere Interresse verschlangen. Handel und Gewerbe stockten, die öffentlichen Fonds sanken im Course und brachten auf der Börse Verluste; Noth kehrte in jede Familie ein. Die Hülfe floß spärlicher, die Noth wurde größer.

Betrat Edmund ein Dorf, so erschien es wie ausgestorben. An vielen dieser kleinen elenden Häuser

hing eine schwarze Tafel mit einem weißen Kreuze bezeichnet und dem Worte: Pest!

Dann war ein solches Haus, in welchem die Krankheit herrschte, gleichsam geächtet. Kein Mensch durfte es betreten, um nicht den vermeintlichen Giftstoff weiter zu verbreiten. Kein Bewohner desselben durfte es verlassen. Das Haus schien durch die weise Fürsorge hoher Obrigkeit in manchen Dörfern zum Aussterben bestimmt zu sein, und es war kein seltener Fall, daß Edmund, der in seiner amtlichen Stellung hineindringen durfte, und dabei nur durch die Autorität seines Commissoriums den Schulzen bewegen konnte, ihn zu begleiten, in den dumpfen verpesteten Stuben, wo man kein Fenster öffnete, sechs, sieben, acht Todte auf dem Stroh, am feuchten Boden fand.

Es war kein Lebender mehr übrig, der hätte melden können, daß es hier nur Todte zu begraben gab.

In andern Häusern fand er vielleicht nur eine oder zwei Leichen mit noch Lebenden auf einem Strohlager oder auf einem elenden Bett, aber es war kein Gesunder da, um die Kranken zu pflegen. Und dann tönte ihm nur ein leises Wimmern um einen Trunk Wasser entgegen. Edmund ging selbst zum Brunnen, einen Topf Wasser zu holen und brachte den Labetrunk von Mund zu Munde.

Sie dankten ihm mit schon gebrochenen Augen und

starben dann gern, wie sie sagten; denn der Tod war ja noch ihr letzter, rettender Freund.

Machte Edmund dem Schulzen Vorwürfe über diese amtliche Absperrung der Häuser, in welchen Typhuskranke lagen, so wies dieser auf seine schriftlichen Befehle vom Landrath hin, und in diesen wurde wieder Bezug auf Anordnungen der Regierungs-Medicinalbehörde und der höhern Verwaltungsressorts genommen.

Zwar hatte man befohlen, unter gehöriger Desinfections-Vorsicht Krankenwärter anzustellen und aus den Gemeindefonds zu lohnen; aber die armen Gemeinden hatten nicht die Mittel, Lebensgefahr zu bezahlen. Für ein billiges Tagelohn übernahmen zwar einige alte Männer und Frauen das Wärteramt und schlichen wohl einige Tage mit ihren Riechfläschchen von Haus zu Haus, aber die Meisten derselben erkrankten selbst und die Andern, da sie sahen, daß sie doch nicht helfen konnten, ermüdeten im Dienst und blieben zu Hause, was um so eher geschehen konnte, als Niemand ihre Thätigkeit controlirte.

So halfen fast überall Unkenntniß der Verhältnisse, verkehrte Maßregeln, büreaukratischer Unverstand und lieblose Actenweisheit, langsame Tödtung von Tausenden, die Entvölkerung ganzer Gemeinden herbeiführen.

Merkwürdig genug standen die unschuldigsten Wesen

auf Gottes Erdboden, die Kinder, unter Obhut des Himmels.

Man sah am vertrockneten Busen der todten Mutter noch den Säugling liegen und vergebens sich bemühen, noch einen letzten Tropfen Milch zu saugen. Dort tranken nackte Zwillinge aus den Brüsten einer schon kranken Mutter die letzte vergiftete Milch und blieben leben, wenn auch Jene starb. Wo der Hunger diese Quelle des keimenden Jugendlebens versiegt hatte, fand eine zärtliche Mutter vielleicht noch aus bessern Zeiten eine harte Brodrinde, die sie im Wasser aufweichte, und die Kleinen hatten Nahrung, während sie selbst verschmachtete.

Ein fünfjähriges Mädchen war die einzige Pflegerin ihrer kranken Eltern, Großeltern und erwachsenen Geschwister, die unter dieser Pflege eines unmündigen Engels starben, während das Kind selbst wunderbar erhalten blieb.

In andern Häusern waren alle Erwachsenen todt, nur in Lumpen gekleidete oder nackte Kinder wimmerten noch zwischen den kalten Leibern der Todten.

Hier mußte vor Allem geholfen werden. War die Todessichel verheerend über die Leiber der Erwachsenen dahin gefahren, so galt es zunächst, wenigstens die jüngste Generation zu retten.

Edmund reisete von Gut zu Gut und machte allen

wohlhabenden und noch menschlich fühlenden Herzen die wärmste Schilderung von all' dem Elend, das er selbst mit Augen gesehen hatte. So arg hätte man sich die Sache doch nicht gedacht.

Die faulen Weber und Spinner, hatte es immer geheißen, wollen nicht arbeiten; wenn man sie auch nur an die Eisenbahn schickt, um Sand zu karren, so setzen sie sich alle Augenblicke auf die Karre, anstatt sie fortzuschieben. Aber man wußte nicht, daß sie durch ihre gewohnte sitzende Lebensweise, mehr noch durch Hunger und Kummer abgeschwächt und beim besten Willen nicht Kraft hatten, die schweren Sandkarren fortzufahren.

Ja man fand in manchen Häusern noch ungemahlenes Getreide oder ungekochte Erbsen, welche ihnen wohlthätige Vereine geschenkt hatten, und man erklärte das für böswilligen Trotz, ohne zu wissen, wie sehr überschwängliche Noth am Ende alle Geistes- und Willenskraft abschwächt, so daß die Unglücklichen in dumpfe Resignation versanken, und hätten sie mit dem Ausstrecken der Hand sich retten können, Viele würden es nicht gethan haben, denn selbst der allen Menschen angeborene Erhaltungstrieb hatte hier schon seine Macht verloren.

. . . .

Edmund that noch mehr; er schrieb eine Broschüre, die er herausgab, worin dieser Jammer und die That-

losigkeit und Fehlgriffe der Behörden in starken, aber wahren Farben geschildert wurden. Er appellirte darin an den Wohlthätigkeitssinn wohlhabender Bewohner nicht Schlesiens allein, nicht Preußens, sondern der ganzen civilisirten Welt. Ein solches Unglück, dem im Entstehen mit verhältnißmäßig geringen Opfern von Seiten des Staats hätte vorgebaut werden können, wenn mehr Leben und Herzenswärme, als Dinte und Actenpapier in der Verwaltung verwendet worden wäre, erklärte er für eine große Angelegenheit der ganzen Menschheit.

Diese von ihm pseudonym herausgegebene Flugschrift schlug wie ein Wetter ein und erschütterte alle wohlthätigen Herzen. Die Privatwohlthätigkeit erwachte und bildete in schöner, menschenfreundlicher Regung Wohlthätigkeit-Comités. Unterstützungs-Beiträge, auch aus Berlin, liefen reichlich ein. Die reiche Aristokratie ging mit einer sie ehrenden Freigebigkeit voran. Eine Gräfin und mehrere Edelleute legten in ihren Schlössern Lazarethe und Waisenhäuser an. Einer derselben nahm an hundert verwaisete Kinder auf. Hohe Prinzessinen und Fürstinnen trugen reichlich das Ihrige bei. Selbst der Staat erwachte nun, seitdem der Lärm zu arg wurde, um noch länger ignoriren zu können, und sandte gegen den Ausgang des vorigen Winters junge Militairärzte nach Schlesien, die mit aufopfernder Pflichttreue

thaten, was in dem Chaos von Verwaltung nur möglich war.

Da wurden nun Lazarethe und Versorgungsanstalten für Kinder errichtet, aber immer fehlte es, selbst bei den reichlichsten Zuschüssen aus wohlthätigen Händen, am Nothwendigsten; bald an Betten und Matratzen, bald an Decken, und wo diese beschafft waren, fehlten hier Krankenwärterinnen, dort Ammen; dort waren die ökonomischen Einrichtungen und die Beköstigung mangelhaft. Was aber fast überall im Anfange vermißt wurde, waren warme Winterkleider für die Kinder. In einem Lazarethe lagen an fünfhundert Kinder in kalte Räume zusammengepfercht, Gesunde und Kranke, selbst Sterbende und Todte durcheinander. Oft schickten entfernte Gemeinden ganze Wagen voll verwaisete Kinder und dann wußte man für den Augenblick nicht, wo man sie unterbringen sollte. Manche kamen noch um im Harren auf menschenfreundliche Hülfe, die zur Hand war und gern retten und helfen wollte, aber unmöglich Allen auf einmal genügen konnte.

Unter den sich aufopfernden Anstrengungen der jungen Aerzte und anderer Menschenfreunde gelang es endlich, einige Ordnung in dieses Durcheinander von Rettungsanstalten und Versäumnissen aller Art zu bringen; aber es reichte lange nicht aus, um den zehnten Theil der vorhandenen Noth zu stillen.

Auf dem Lande fehlte es an Aerzten. Auf grundlosen Wegen, im Schnee und Morast, hatten sie auf offenen Leiterwagen, die von kleinen zottigen, aber kraftlosen Pferden gezogen wurden, halbe Tage und länger nöthig, um von einem Dorfe zum andern zu fahren. Oft mußten sie zu Fuß gehen, um nur schneller fortzukommen.

Wenn der Typhus, um geheilt zu werden, den Besuch des Arztes oft dreimal des Tages erfordert, so war es hier dem thätigsten Arzte nur möglich, denselben Kranken alle drei oder acht Tage wiederzusehen, und verschrieb der Arzt ein Recept, so lagen die Apotheken so weit entfernt, daß es den armen Kranken an Boten dorthin fehlte; geschah es dann wohl aus Menschlichkeit oder durch Gemeindeboten, daß solche Recepte nach der Apotheke gebracht wurden, so kam die Medicin in der Regel zu spät, wenn entweder alle Umstände sich so verändert hatten, daß die Verordnung auf den gegenwärtigen Zustand des Kranken nicht mehr paßte, oder die Patienten schon in die Ewigkeit gegangen waren. Später führten die Aerzte die nothwendigsten Arzeneien, selbst Nahrungsmittel für die Hungernden mit sich; aber das waren immer nur Tropfen im Ocean des Bedürfnisses. Gegen das Selbstdispensiren der Aerzte protestirte auch mancher Apotheker.

Mehrere dieser braven Aerzte aus dem Königlichen

medicinisch=chirurgischen Friedrich Wilhelmsinstitut in Berlin und andere Militairärzte wurden selbst vom Typhus ergriffen; einige erlagen als Märtyrer ihrer Menschenfreundlichkeit.

Ganz besonders verdient aber machten sich die barmherzigen Brüder und die frommen Schwestern dieses Ordens. Diese gewährten überall, in jeder Hütte, die sie betraten, wahre und verständig geordnete Hülfe. Sie brachten nicht blos den Sterbenden die Tröstungen der Religion, die heilige Oelung und die Sterbesacramente, sondern sie scheuten sich auch nicht, die niedrigsten Dienste den Kranken zu leisten. Sie reinigten dieselben, kochten den Kraftlosen Suppe, flößten den Ermatteten Wein ein, trugen Holz zusammen und erheizten Stuben, erbettelten bei den Reichen und auf den Gütern Decken und Betten und übten die Milde des barmherzigen Samariters, mit einer Hingebung und Selbstopferung, wozu nur die Glaubensinnigkeit und wahre Religiosität im schönsten und reinsten Sinne des Worts die Kraft gewähren kann.

Edmund bereisete noch mehrere Landrathsbezirke und suchte Gutes zu wirken, so viel er vermochte; aber an vielen Orten fand er die Beamten selbstzufrieden mit ihrer amtlichen Thätigkeit inmitten dieser grenzenlos großen Landesnoth.

In den Acten der Büreaukratie war auch Alles in

der schönsten Ordnung. Tägliche Listen der Erkrankten und Gestorbenen wiesen freilich beträchtliche Zahlen nach, und ebenso gewissenhaft war über die Beiträge der Wohlthätigkeit und über die verwilligten Mittel des Staats Rechnung geführt worden. Es fehlte kein Groschen, dessen nützliche Verwendung nicht auf dem Papier nachgewiesen war; aber in der Wirklichkeit fehlte Alles, was hier helfen und retten konnte.

Die Büreaukratie gleicht einem genau regulirten Uhrwerke, dessen Tiktak sich bei Tag und Nacht, bei Sturm und Sonnenschein ganz gleichmäßig bewegt; aber es fehlen ihm die Zeiger, und man kann an diesem Meisterwerk einer schreibfertigen Mechanik nicht sehen, welche Zeit es eben ist.

7.

Nach einer mehrwöchentlichen Rundreise kehrte Edmund nach dem Badeorte Reinerz zurück. Dort führte noch der Geheimrath von seinen Diäten das angenehmste Leben. Täglich hatte er seine gute Tafel und Spielpartie; dagegen fehlte es seiner Tochter nicht an langweiligen Abenden, wenn sie allein im kleinen Quartier des Logirhauses saß. Aber Edmund's liebes Bild trug sie ja im schönen warmen Herzen, und das gewährte ihr dennoch stille, glückliche Stunden. Dann schrieb sie an ihrem Tagebuch, in welches sie heimlich und in

züchtiger Scheu niederlegte, was sie jeden Abend gedacht und empfunden hatte. In Gedichten und Prosa feierte sie ihren Edmund; einen schönen Zug seines Herzens nahm sie nach dem andern aus der Vergangenheit und malte sich dann eine glückliche Zukunft aus, eine glücklichere als ihr nach menschlichen Verhältnissen jemals beschieden sein konnte.

Nun war er endlich wieder da. Ihr Glück und ihre Freude mußte sie in sich selbst verschließen. Die ganze Fülle ihres liebevollen Herzens konnte sie ja dem lieben theuern Freunde, der, wenn er an die Unmöglichkeit einer künftigen Vereinigung dachte, oft mitten in den wärmsten Herzensergießungen zurückhaltend wurde, nicht aufschließen.

Dazu hatte Edmund viel zu thun. Er mußte die Acten und Protokolle in Ordnung bringen, denn darauf hielt der Geheimrath mit großer Strenge. Uebrigens wollte er von der ganzen traurigen Geschichte weiter nichts wissen und unterschrieb daher bona fide den voluminösen Bericht über die ganze Commission, ohne ihn zu lesen, welchen Edmund aufgesetzt und mit seiner schönen Handschrift ins Reine geschrieben hatte.

Aber Edmund fühlte mitten in diesen geschäftlichen Anstrengungen und selbst an den glücklichen Abenden, die er mit Bertha allein zubrachte, die Vorboten jener furchtbaren Krankheit: Niedergeschlagenheit des Gemüths,

Kopfschmerz, geistige und körperliche Abspannung, die sich fast bis zur Entkräftung steigerte.

Er hatte genug mit Aerzten und Kranken verkehrt, um zu wissen, was ihm bevorstand. Der Gedanke, hier krank und noch dazu vom schrecklichen Typhus befallen zu werden, dann vielleicht selbst den Keim der Krankheit auf das geliebte Mädchen zu übertragen, hatte etwas Furchtbares für ihn.

In der namenlosen Angst, die aus diesem Gedanken hervorging, beschwor er Bertha, Alles anzuwenden, um so schleunig als möglich nach Berlin zurückzukehren. Er selbst müsse noch einige Tage hier weilen, um noch die Papiere in Ordnung zu bringen. Als Bertha, die noch keine Ahnung von der drohenden Gefahr hatte, versicherte, keine Macht der Erde könne sie bewegen, ohne ihn abzureisen, besonders da sie sehe, daß er sich unwohl fühle, also sicher der liebevollen Pflege einer weiblichen Hand bedürfen werde: da wendete sich Edmund in seinem heiligen Pflichtgefühl an den Geheimrath und sagte ihm unverholen, daß er vom Typhus sich angesteckt fühle und daher ihn beschwöre, so schleunig als möglich abzureisen, um nicht Gleiches erleben zu müssen. Er bat ihn, seiner Tochter nichts davon zu sagen, um sie nicht ängstlich zu machen, denn Aengstlichkeit erhöhe die Gefahr der Ansteckung.

Der alte Herr ließ sich das nicht zweimal sagen.

Eiligst betrieb er die Abreise, ohne seiner Tochter den eigentlichen Grund zu verrathen. Doch als am andern Morgen Edmund zum Frühstück nicht erschien und der Bediente meldete, der junge Herr sei zwar aus dem Bette aufgestanden und habe sich mühsam angekleidet, aber er sei todtenblaß und sterbenskrank, liege auf dem Sopha und lasse sich entschuldigen daß er nicht herunterkomme und glückliche Reise wünsche.

Da brach der Geheimrath aus: „Da haben wir's, er hat den Typhus, das hat er nun von dem übertriebenen Diensteifer und das Schlimmste ist, auch wir sind der Gefahr ausgesetzt, durch ihn angesteckt zu werden. Auf, fort, geschwind!"

Bertha sank ohnmächtig in die Arme ihres Mädchens. Mit einem leisen Ach! schien ihr jeder Lebensfunke entflohen zu sein. Ihr Vater bemerkte nichts davon; denn ehe sie niedersank, nachdem er das letzte Wort gesprochen, war er auch schon zur Thür hinaus, um den Wagen bestellen zu lassen und schnell noch einige Abschiedsvisiten zu machen. Das Portefeuille hatte ihm Edmund schon übergeben, und so war denn Alles in der schönsten Ordnung; denn sind die Acten gut geführt, so ist ja in den Augen solcher Actenmenschen Alles gut.

Bertha erwachte aus ihrer Ohnmacht; als sich aber einen Augenblick ihr Kammermädchen entfernt hatte, um

von der nahen Apotheke frisches Riechsalz zu holen, da hüllte sich das junge Mädchen in ihr Umschlagetuch, verließ ihr Zimmer und stieg die Treppe hinauf.

Sie wußte die Nummer des Logis ihres Edmund und trat hinein.

Er war allein und lag blaß wie ein Todter auf dem Sopha und schien zu schlummern, wenn es nicht Schlimmeres war.

Da überwallte sie das Gefühl der Liebe und des Mitgefühls, und die Jungfrau kannte keine Zurückhaltung mehr.

Weinend warf sie sich über den bleichen Jüngling her und küßte ihn ins Leben zurück.

„Du bist krank, geliebter Edmund, o Gott! und ich soll von Dir scheiden? Nein, keine Macht des Himmels und der Erde soll mich von Dir trennen, ich will mit Dir leben oder sterben!"

Edmund's ohnehin aufgeregte Nerven vermochten den Eindruck dieser Scene kaum zu ertragen.

Zitternd und mit bebender Stimme beschwor er sie, ihn nicht noch unglücklicher zu machen, indem die stete Angst, auch sie von dieser Krankheit ergriffen zu sehen, ihn tödten würde. Endlich fanden seine Bitten Eingang, Bertha versprach sich zu fassen und versuchte es auch; als aber der Moment der Trennung immer näher rückte, da war es aus von beiden Seiten mit aller Fassung

und Seelenstärke. Ohne Rücksicht auf Gefahr der Ansteckung hielten sich Beide umarmt. Küsse und Thränen und Schwüre ewiger Liebe, das waren die einzigen Lebensäußerungen, die sie noch hatten. Darüber vergaßen sie Ort und Zeit, und Welt und Verhältnisse. Plötzlich aber öffnete sich die Thür und der Geheimrath stand da, ein versteinerter Zeuge dieser Scene.

Einen Augenblick stand er da, starr und sprachlos. Im nächsten ergriff er wild den Arm seiner Tochter und riß sie empor aus ihrer liebeseligen und doch so schmerzreichen Umarmung.

„Unglückliche! Verlorene!" rief er aus, „welche maßlose Frechheit! und Sie, Elender, Verführer meiner Tochter, nie dürfen Sie mir wieder vor Augen kommen!"

Vergebens beschwor ihn Edmund mit der letzten, fast hinsterbenden Kraft und Emma mit dem Verzweiflungsmuth der Leidenschaft, ihren unwiderruflich geschlossenen Herzensbund zu segnen.

„Seid Ihr toll geworden?" rief der alte Herr, „und Du!" sprach er zu Bertha, „Dir hätte ich mehr Verstand und Bildung zugetraut, um sich an einen solchen jungen Laffen zu hängen, an diesen Herrn von Habenichts und ist nichts, an einen Supernumerar ohne Aussicht wegzuwerfen; eine Geheimrathstochter und ein Supernumerar, das ist noch nie dagewesen! unerhört das."

In diesem Augenblick erschien Bertha's Mädchen, und führte die nun nicht mehr Widerstrebende hinunter.

Nachdem der alte Geheimrath aber ausgetobt hatte, mochte er sich besinnen, daß Edmund ihn doch noch, wenn er wollte, arg compromittiren könne. Er fuhr mit mehr Güte gegen ihn gewendet fort:

„Sie werden erkennen, Herr Redlich, daß Ihr Geschick und Ihre ganze Zukunft völlig in meiner Hand liegt. Sie haben mich durch Ihr geheimes Verständniß mit meiner Tochter so gut wie am Leben gekränkt. Sie werden einsehen, daß Ihre bisherige Stellung für uns Beide eine Unmöglichkeit geworden ist. Doch aus purer, vielleicht übertriebener Menschenfreundlichkeit, werde ich sie nicht hülflos lassen. Hier ist eine Börse mit Geld, ich werde dafür sorgen, daß Sie in ein Hospital gebracht werden und wenn Sie wieder genesen sollten, so werde ich auch Ihnen eine andere angemessene Anstellung vermitteln; aber reinen Mund gehalten über alle Verhältnisse zwischen uns, das bedinge ich mir aus. Adieu!“

Damit war er fort. Die Krankheit begann zu wüthen; aber die Menschenfreundlichkeit und das Rechtsgefühl des jungen Mannes hatte, ohne es zu wollen und zu wissen, in dem ungelesenen, an den Minister abgegangenen Bericht die ganze hohe Beamten-Aristokratie auf das Aergste compromittirt.

Und das sollte ihm noch böse Früchte bringen.

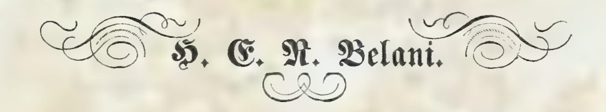
Ende des ersten Theils.



So war es.

Politisch=socialer Roman aus der Zeit vor und während der Märzereignisse in Berlin

von



H. E. R. Belani.

„Die Menschheit schreitet fort; doch bis zur Zeit,
Wo gleiches Recht und Friede herrscht auf Erden,
Bis dahin ist es noch verzweifelt weit.“

Gaudy.

Zweiter Theil.



Leipzig,

Verlag von C. L. Fritzsche.

1849.



Siebentes Buch.

Ministerial-Audienzen. Zuchthausleben.

„Da unten aber ist's fürchterlich;
Der Mensch versuche die Götter nicht."
Schiller.

1.

Edmund war nach Verlauf von sechs Wochen wohl wieder genesen, aber seine Menschenfreundlichkeit und Wahrheitsliebe hatte die unangenehmsten Folgen für ihn.

Kaum war der Geheimrath Leblos mit seiner in Kummer und Schmerz versunkenen Tochter nach Berlin zurückgekehrt und hatte sich bei seinem Departementschef, dem wirklichen Geheimrath, gemeldet, so fuhr ihn dieser heftig an mit den Worten: „Was haben Sie gemacht? einen völlig unsinnigen Bericht, wodurch Sie den Oberpräsidenten und alle Behörden auf das Schmäh-

lichste compromittirt haben. Unbegreiflich, wie ein Beamter von Ihrem Dienstalter noch solche Tollheiten begehen kann. Ich kann Ihnen nur wohlmeinend rathen, kommen Sie um Ihre Pensionirung ein, denn ich wenigstens kann es vor meinem hohen Chef nicht verantworten, einen Mitarbeiter in meiner Abtheilung zu haben, der so wenig Egards zu nehmen versteht.''

Diese Rede fuhr dem Geheimrath Leblos wie ein Schreckschuß durch alle Glieder. Er sah sich schon verloren. Fasanen, Austern und Champagner, nebst den kleinen feinen Diners **à tout prix** der berühmtesten Gourmands, woran er die Ehre hatte Theil nehmen zu dürfen — Alles war dahin; denn seiner Dienstjahre waren noch nicht so viele, um nur auf sieben Zehntel des Gehalts Anspruch machen zu können. Auch den Bedienten mußte er dann abschaffen, um wenigstens seine kleinen Whistpartien, um einen Thaler der Point, nicht aufgeben zu müssen. Und an Gratificationen und Commissionen war dann gar nicht mehr zu denken.

Heilloses Unglück!

Wie dem abhelfen?

Das war die Frage: sollte er sich als einen nachlässigen Beamten darstellen, der einen Bericht nicht gelesen habe, den er unterschrieben; oder für einen Taktlosen gelten, der die wichtigste aller Rücksichtsnahmen,

hochgestellte Beamte nie zu compromittiren, so gedankenlos aus den Augen gesetzt hatte?

Die Wahrheit seines Berichts zu vertheidigen, das kam ihm gar nicht in den Sinn, würde ihm auch wenig geholfen haben; dagegen war die zuerst gedachte Entschuldigung allerdings geeignet, ihn einigermaßen zu rechtfertigen. Man wußte ja höhern Orts, daß manche Beamte so mit Geschäften überladen sind, daß sie nicht umhin können, die wichtigsten Angelegenheiten ihren Hülfsarbeitern anzuvertrauen; denn das ist ja ein Hauptvortheil der Büreaukratie, daß die Hochbesoldeten die Niedrigstbesoldeten für sich arbeiten lassen können, und der Geheimrath Leblos verstand es trefflich, die meisten Nummern in seinem Diarium zu haben. Er hatte daher das stolze Bewußtsein, daß er für einen der thätigsten und tüchtigsten Arbeiter galt und einem solchen in seiner Stellung mußte man, schon um des Princips willen, die Beamtenehre unter keinen Umständen zu compromittiren, eine kleine Nachlässigkeit zu Gute halten.

Der Titulargeheimrath aber hatte allerdings Takt genug, um diese Reflexionen mit Blitzesschnelligkeit zu machen; er entschloß sich daher um so lieber, den Supernumerar Redlich, als den eigentlichen Frevler, preis zu geben, weil er ohnehin ihm den Streich, den er ihm mit dieser Berichterstattung gespielt, nicht vergeben konnte,

und weil sein Verbrechen, daß er seine einzige Tochter mit Liebe bethört, die härteste Bestrafung verdiente. Daß er die ganze Zukunft und das ganze Lebensglück eines hoffnungsvollen, kenntnißreichen, geschickten und braven jungen Mannes preis gab, kümmerte ihn wenig.

„Mag der Narr die Elle ergreifen oder die Mauerkelle, mir soll es gleichgelten, habeat sibi!" so sprach er vor sich hin.

Und so bekannte er denn, daß der Bericht nicht von ihm verfaßt sei, sondern von einem jungen Diätarius seines Büreaus, Namens Redlich, den er als Secretarius Commissionis mitgenommen habe. Er selbst sei an dem unglücklichen Tage der Absendung dieses Berichts von einem entsetzlichen halbseitigen Kopfschmerz befallen gewesen, der ihn fast wahnsinnig gemacht habe und dadurch in die Unmöglichkeit versetzt worden, den Bericht zu lesen. Er habe um so weniger Bedenken getragen, dem jungen Menschen zu vertrauen, daß er, nach den ihm mündlich gegebenen Informationen den Bericht aufsetzen werde, da er sonst von guter Application gewesen; allein der jetzt herrschende Zeitgeist bringe es so mit sich, daß das Ei immer klüger sein wolle als die Henne, und so habe denn der junge Mensch Wunder gedacht, was er für ein Meisterstück angefertigt habe, indem er den Bericht, freilich in den Factis der Wahrheit gemäß, aber in der Form mit den schwärze-

sten Farben und einer nicht zu entschuldigenden Rück-
sichtslosigkeit aufgesetzt habe. Dafür verdiene er für
immer aus dem Staatsdienst entfernt zu werden und
schon habe er seinerseits den vorlauten Supernumerar,
der ohnehin in Schlesien vom Typhus befallen noch
krank darniederliege, in allen amtlichen Beziehungen sus-
pendirt und rechne er auf höhere Genehmigung und
gänzliche Entfernung desselben aus dem Staatsdienste.

Der Wirkliche war ganz der Meinung des Titular-
geheimraths und machte diesem, der in gesellschaftlicher
Hinsicht zu seinen Tisch- und Spielpartie-Freunden ge-
hörte, beruhigende Glückwünsche, daß der Sündenbock
gefunden sei um den faux-pas zu entschuldigen. Er
werde nicht ermangeln, dieses Sr. Excellenz, dem Herrn
Minister unterthänigst vorzutragen mit dem Anheimgeben,
dem Geheimrath Leblos, trotz seiner formellen Verant-
wortlichkeit für diesmal seine hohe Gnade nicht entziehen
zu wollen, dagegen den jungen Menschen als mißliebig
völlig zu beseitigen.

So war denn der Geheimrath Leblos beruhigt;
aber der Minister nahm die Sache anders auf.

Um den wohlwollenden König mit den genauesten
Details über die Calamität in Schlesien bekannt machen
zu können, hatte Se. Excellenz den Bericht mit großer
Aufmerksamkeit selbst gelesen. Er fand ihn trefflich sty-
lisirt und in der Sache selbst mit einer Klarheit, Ruhe

und doch so menschenfreundlicher Wärme abgefaßt, dabei gewann er dadurch so neue Ansichten und eine so tiefe Einsicht in das Beamtenunwesen, gleichzeitig mit der Ueberzeugung, daß hier schnell und mit den großartigsten Mitteln des Staats geholfen werden müsse, wenn überhaupt die Rettung einer ganzen Bevölkerung noch möglich sei, daß er diesen Bericht für die vorzüglichste Arbeit erkannte, die ihm jemals vorgelegt worden sei. Nur eins wurde ihm schwer zu glauben, daß der kalte, durch und durch formulirte Geschäftsmann, wofür er den Geheimrath Leblos längst erkannt hatte, der Verfasser dieses so warmen und lebensvollen Berichts sein könne. Ehe er nur noch darüber seine Meinung ausgesprochen hatte, meldete ihm dann auch der Wirkliche, daß der Titulargeheimrath daran ganz unschuldig; der eigentliche Frevler aber ein Supernumerar seines Büreaus, Namens Redlich sei.

„Das ist ein junger Mann von ausgezeichneten Talenten," sprach der Minister wohlwollend, der muß befördert werden. Schicken Sie mir den Geheimrath Leblos."

Der wirkliche Geheimrath verfehlte keinen Augenblick dem Titularrath diese Erklärung mitzutheilen und hinzuzufügen: Se. Excellenz scheine sehr zufrieden mit dem Berichte zu sein und habe befohlen, daß er, Leb-

los, sich sogleich in das Cabinet Sr. Excellenz begeben solle.

Nun hätte Geheimrath Leblos Alles darum gegeben, wenn es ihm noch möglich gewesen wäre, sich selbst für den Verfasser dieses Berichts ausgeben zu können; aber sein hoher Chef hatte einmal in der besten Absicht die Wahrheit gesagt, und den durfte er unter allen Umständen nicht compromittiren. Das Aergerlichste noch für ihn war, daß er mit seiner Ausrede dem jungen Mann, den er verderben wollte, ohne es zu wissen und zu wollen, einen großen Dienst geleistet hatte. Aber auch in diesem Falle gab es immer noch Mittel, ihm ein Bein zu stellen, daß er in seiner Carriere nicht zu hoch steige.

Mit Herzklopfen harrte er im Sprachzimmer Sr. Excellenz. Der gebohnte und getäfelte Fußboden kam ihm wie das glatteste Eis vor, und die grüne Tuchdecke, die über dem Conferenztisch hing, erregte ihm Grauen; es war ihm, als wären tausend Legionen gegen ihn verschworene Teufel darunter versteckt.

Nach einigem Warten erschien der Minister.

„Sie haben einen talentvollen jungen Mann auf Ihrem Büreau, Herr Geheimrath?"

Der Titulargeheimrath verneigte sich.

„Er ist der Concipient des trefflichen Berichts, den Sie über die Verhältnisse in Schlesien abgefaßt haben?"

Zweite bejahende Verneigung; aber schon mit mehr

erleichtertem Herzen. Der Minister schien keine große Bedeutung auf diese Stellvertretung zu legen.

„Wie heißt er? Wie sind seine Verhältnisse?"

„Edmund Redlich, Supernumerar, Sohn des alten geheimen Canzlist Redlich."

„Soll Anstellung haben, und sogleich. Machen Sie Vorschläge."

Jetzt war der Moment gekommen, wo der Geheimrath einen boshaften Vorschlag machen konnte, der ebenso sehr seinem Rachegefühl genügen sollte, als den jungen Mann für immer fern halten mußte von jeder Möglichkeit des Eindringens in seine Familie.

„Excellenz!" sprach er, „kommen mit dieser Huld und Gnade meiner Fürbitte für das Fortkommen dieses vielversprechenden jungen Mannes nur zuvor, und so erkühne ich mich, ihn für die erledigte Secretairstelle bei der Zuchthausdirection in B*** in Vorschlag zu bringen. Auch dort sollen bedeutende Unordnungen eingerissen sein, und der junge Redlich hat einen ungemeinen Scharfblick, um die Mängel und Fehlgriffe der Verwaltung leicht und mit Sicherheit zu erkennen. Das hat er durch diese Broschüre über die schlesischen Zustände, die freilich etwas zu sehr die Beamten compromittirt und nicht ohne revolutionaire Tendenzen ist, bewiesen."

„Was ist es damit?"

Der Minister wurde stutzig und warf einen Blick in die Flugschrift, worin er blätterte. „Hm, hm!" fuhr er fort, „es bleibt dabei, Herr Redlich wird Secretair bei der Zuchthausdirection in B*** mit fünfhundert Thalern Gehalt, und das um so mehr, als ihm vielleicht eine Reise erspart werden könnte, wenn er etwa wegen dieser Schrift verurtheilt werden sollte. Ich werde diese Sache streng untersuchen lassen; denn ich dulde unter meinen Beamten weder oppositionelle Tendenzen, noch überhaupt Schriftstellerei, am wenigsten im liberalen oder gar radikalen Sinne."

Geheimrath Leblos verbeugte sich; der Teufel lachte ihm hinten im Halse, als er hinzufügte: „Ich kann Excellenz nicht genug meine gerechte Entrüstung schildern, daß ein so heilloser Frevel unter meinen Augen nur möglich war."

„Das setzt mich gar nicht in Erstaunen, Herr Geheimrath!" sprach der Minister in einem scharfen pikirten Tone, indem er sich hinsetzte und den vor Schreck fast leblos werdenden Leblos stehen ließ; „denn wenn der Chef einer hohen Ministerialcommission in einer so hochwichtigen Angelegenheit im Bade von Reinerz zurückbleibt und sich amüsirt, während er seinen Secretair in die von der Landesnoth bedrängten Gegenden sendet; alsdann aber dessen Bericht ungelesen unterschreibt und ab-

sendet, sagen Sie selbst, was hat ein solcher gewissenloser Beamter verdient?"

„Excellenz glauben doch nicht ....."

„Ich glaube nicht, ich weiß. Sie sehen mich besser unterrichtet, als Sie meinen. Nun also, sprechen Sie Ihr eigenes Urtheil! Was haben Sie verdient?"

Der Geheimrath wurde blaß wie ein Todter und zuckte die Achseln.

„Infam cassirt zu werden, haben Sie verdient, mein Herr, doch nicht um Ihrer Person willen, die keine Schonung verdient, sondern um der Beamtenehre willen, die unter allen Umständen aufrecht erhalten werden muß, gebe ich Ihnen den schonenden Rath: kommen Sie um Ihre Pensionirung ein, wegen geschwächter Gesundheit, und Sie werden drei Viertel Ihres Gehaltes als Pension beziehen. Adieu!"

Damit machte der Minister eine entlassende Handbewegung, erhob sich und zog sich in sein Cabinet zurück.

. . . .

Im Vorzimmer traf der Geheimrath eine Dame, die etwas Auffallendes hatte in ihrer äußern Erscheinung. Groß, schlank und hübsch, mit rund geschnittenen schwarzen Haaren und großen sprechenden Augen, trug sie einen schwarzen Sammetoberrock, dessen Leibchen mit Schnüren à la Hussard besetzt war; auf dem Kopf ein

schwarzes Barett, mit einer schwarzen Straußfeder, in der Hand eine kleine Reitpeitsche von Fischbein, mit einem Griff von Elfenbein.

Sie schien über das lange Warten schon sehr ungeduldig geworden zu sein, denn sie sagte zu dem diensthabenden Kammerdiener: „Aufrichtig gesagt, mein Herr, das Antichambriren ist nicht meine Leidenschaft. Ich finde es mindestens sehr unhöflich von Sr. Excellenz, eine Dame, der eine Audienz zugesagt ist, so lange warten zu lassen.“

„Kein Wunder,“ entgegnete Herr Frühauf, der Kammerdiener, mit sarkastischem Tone, „denn man weiß nicht, ob man Madame Waston als Mann oder Frau empfangen soll; übrigens ist nach der Liste der Eingeschriebenen jetzt die Reihe an Ihnen. Ich habe Befehl, Sie in das Cabinet Sr. Excellenz zu führen.“

Geheimrath Leblos kannte die Dame, er war ihr sogar behülflich gewesen, die Audienz zu erlangen. Beide begrüßten sich. Als der Geheimrath abging, trat ihm ein junger Mann mit einem großen Barte entgegen.

„Ah, Doctor Ajax!“ sprach der Geheimrath im Abgehen und Beide begrüßten sich flüchtig.

„Excellenz haben befohlen“ sprach der Eingetretene zu dem Secretair, der die Liste der Vorzulassenden führte, „ich bin Doctor Ajax.“

„Ganz Recht! Redacteur des Dampfblattes, wie jetzt Ihr Monatsblatt heißt.“

„Ja, so ist es, darf ich fragen, was Excellenz von mir will?“

„Bin nicht beauftragt, den Herrn Doctor Ajax davon in Kenntniß zu setzen.“

„Geheimnißkrämerei,“ murmelte Ajax vor sich hin, „werde in meiner nächsten Nummer einen scharfen Artikel über den Mißbrauch der Heimlichkeit in Dienstsachen bringen.“

. . . .

„Madame,“ sprach der Minister, indem er mit ungewöhnlicher Artigkeit der Dame einen Platz auf dem Sopha anwies und sich selbst auf den schwellenden Sammtsessel daneben setzte; „haben gewünscht mich zu sprechen.“

„Meine Ausweisung aus Berlin durch das Polizeipräsidium, wogegen ich als geborne Preußin ernstlich protestiren muß.“

„Bedaure sehr, Madame; indeß es steht nicht in meiner Macht, eine Unannehmlichkeit von Ihnen abzuwenden, die Sie sich selbst durch Ihr allerdings auffälliges Benehmen zugezogen haben.“

„Excellenz, ich glaubte Preußen sei ein viel zu großer und mächtiger Staat, um es nicht unter seiner Würde zu finden sich um das Privatleben einer Frau

zu bekümmern, die nirgends die Gesetze des Staates verletzt."

„Es giebt auch Gesetze der Sittlichkeit und der Schicklichkeit, die Sie vielfach verletzt haben und Ihre Grundsätze über die Stellung der Frauen dürfen nicht geduldet werden, wenn nicht alles Familienleben in seinen Grundfesten erschüttert werden soll."

„Darf ich mir die bescheidene Anfrage erlauben: durch welches Gesetz ist es den Frauen verboten, versteht sich nicht auf der Straße, eine Cigarre zu rauchen. Nach welchem Gesetz ist es strafbar, wenn Frauen, die sich auf einer gewissen geistigen Höhe socialer Bildung, so wie auch erhaben über jedem philisterhaften Vorurtheil befinden, lieber mit gebildeten und geistreichen jungen Männern verkehren, als mit weiblichen Klatschmäulern, die von nichts zu reden wissen, als von ihrer Küche, ihrer Magd und ihren verzogenen Kindern?"

„Fügen Sie noch hinzu, Madame: durch welches Gesetz ist es verboten, mit jungen Studenten bald in männlicher, bald in weiblicher Kleidung Ihre Bierstuben zu besuchen, mit ihnen zu trinken, zu rauchen, spielen und ihre Commerslieder zu singen? Und ich werde Ihnen abermals antworten: durch das Sittengesetz, Madame. Dergleichen darf der Staat schon um des Beispiels wegen nicht dulden."

„Sonderbare Inconsequenz, und das Aergste alles

sittenlosen Treibens, die Prostitution wird nicht nur geduldet, sondern auch privilegirt, denn die Polizei erhebt eine Steuer davon, eine schändliche Steuer, die den Staat mehr beschimpft als hundert Cigarren emancipirter Frauen."

„In dieser Hinsicht, Madame, haben Sie vollkommen Recht, ich kann Ihnen aber auch zur Beruhigung sagen, daß der Staat seine Aufgabe erkannt hat, jeder Verletzung der Sitte und Wohlanständigkeit, wo sie die Oeffentlichkeit nicht scheuet, auf das Entschiedenste entgegen zu treten. Aus diesem Grunde ist bereits der Beschluß gefaßt, die Höhlen solcher Unsittlichkeit aufzuheben und durch dasselbe Motiv, daß der Staat nicht blos ein Rechtsstaat sei, sondern auch ein höchst sittliches Institut, ist auch Ihre Ausweisung gerechtfertigt."

„Das ist stark, Excellenz!" sprach Madame Waston aufstehend, „ich protestire dagegen im Namen der ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte. Nicht der Rechtsstaat ist es, der sie durch meine Ausweisung mit Füßen tritt, sondern der Polizeistaat, dessen Willkürherrschaft ich mich fügen muß, weil hier Gewalt vor Recht geht. Darum, Excellenz, frage ich mit Stauffacher in Schiller's Wilhelm Tell, und es wird eine Zeit kommen, wo das ganze Volk so mit ihm fragen und reden wird:

„Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich....."

„Et caetera, et caetera, ich kenne die Theaterphrase, und weil sie in das Volk übergegangen ist, darf Schiller's Tell hier in Berlin nicht mehr gegeben werden. Unsere Bühnen wenigstens sollen keine Revolutionen machen, so lange ich am Staatsruder stehe."

„Würden des Dichters Worte so zündend einschlagen in das Volksgefühl, wenn nicht schon der Zündstoff selbst so tief im Volksbewußtsein läge? Und diesen Zündstoff wird das Metternichsche System der Unterdrückung aller Geistes- und politischen Freiheit durch Gewaltthat nicht entfernen, sondern nur noch mehren. Davon, Excellenz, werde ich selbst ein Beispiel geben. Ich gehe, als mißliebig ohne Rechtsgrund ausgewiesen aus Berlin; aber in einer Flugschrift werde ich's der Welt verkünden und dem Volke als Märtyrerin der Wahrheit erscheinen. Ich danke Excellenz für diese Ausweisung; Sie geben mir dadurch eine Wichtigkeit, die ich früher nicht hatte."

Der Minister war frappirt von der Wahrheit dieses Wortes. Er entließ sie mit einer Handbewegung und

sprach weiter nichts, als: „Glückliche Reise, Madame. Sie werden in Ihre Heimath zurückkehren und dort unter Observation gestellt werden. Ich kann Ihnen nur noch den freundlichen Rath geben: hüten Sie sich, daß Sie nicht noch in schwerere Verantwortung fallen. Ihr Wohnort ist eine Festung, Sie würden also nicht weit zu gehen haben, um dort in die Unmöglichkeit versetzt zu werden, durch Emancipations-Ideen der Gesellschaft und durch Preßmißbrauch dem Staate zu schaden. Adieu!“

„Das ist ein Teufelsweib!“ sprach die Excellenz vor sich hin; „und das Schlimmste: sie hat so unrecht nicht. Allein so lange wir das Prohibitivsystem gegen jede Erhebung des Volksgeistes aufrecht erhalten, darf der öffentlichen Meinung auch nicht die geringste Concession gemacht werden. Giebt man dem Volke einen Finger, so verlangt es die Hand, die Zusammenberufung der vereinigten Stände hat das gezeigt; es ist dadurch die Opposition geweckt, das politische Bewußtsein des Volkes erwacht, und dieses entwächst von Tage zu Tage mehr der politischen Unmündigkeit, worin wir es seit dreißig Jahren zu erhalten suchten. Die Censur, besonders unter der Rechtsform des Obercensurgerichts, erweiset sich von Tage zu Tage immer mehr als ungenügend, wohin soll das führen? Zum Terrorismus der

Presse, denn noch haben wir die Mittel in den Händen, mißliebige Literaten einzuschüchtern.

„Doctor Ajax,“ meldete der Kammerdiener.

„Eintreten!“

. . . .

„Sie sind“, sprach der Minister, „der Redacteur der so übel berüchtigten Dampfzeitung.“

„Uebelberüchtigt, Excellenz? vielleicht weil dieses Blatt unangenehme Wahrheiten sagt und volksbeliebt ist?“

„Aber es giebt Wahrheiten, die nicht gesagt werden dürfen. Nicht einmal in Injuriensachen schützt die Einrede der Wahrheit gegen die Strafe, geschweige denn in Staatsangelegenheiten. Sie haben durch einen Artikel über die schlesische Landesnoth, wenn auch in der Hauptsache die Wahrheit gesagt, aber hochgestellte Behörden auf das Aergste compromittirt.“

„Ich weiß es, Excellenz; aber sie haben keine Schonung verdient. Bei mehr Gewissenhaftigkeit und Menschenliebe hätten sie das Unglück vorhersehen und abwenden können, daß es wenigstens nicht zu dieser immensen Höhe steigen konnte. Was aber die Behörden versäumten, hat jetzt die öffentliche Meinung zu verbessern; die Tagesliteratur ist die Vertreterin der öffentlichen Meinung. Sehr mit Unrecht nennt man die Schriftsteller Aufwieg=

ler. Ihre freimüthigste Rede würde ungehört verhallen, wäre es nicht das allgemeine Volksgefühl, dem sie Gedanken und Worte leihen."

„Mein lieber Herr Doctor Ajax, ich bin als Mensch durchaus für die Gedankenfreiheit der Presse und würde das, was Sie in jenem Artikel sagten, für meine Person selbst unterschreiben; aber als Staatsmann habe ich andere Ansichten und Interessen zu vertreten. Unser König ist aufgeklärt und freisinnig; er würde gern seinen Völkern Schritt für Schritt mehr Freiheit gewähren — und das hat er bewiesen schon durch das Obercensurgericht, welches die Willkürherrschaft der frühern Censur auf den Rechtsboden stellt, durch seine Verwendungen für Wiederherstellung der freien Presse auf dem Bundestage, durch Zusammenberufung der vereinigten Landstände als Anfang weiterer Concessionen und manches Andere noch; allein was ihn auf der Bahn des Fortschritts zurückhält, ist einerseits die Pietät gegen die väterliche Warnung im königlichen Testament; andererseits und hauptsächlich aber die politische Stellung Preußens. Als fünfte Hauptmacht von Europa kann und darf Preußen sich von dem conservativen Princip des Metternichschen Systems nicht lossagen; Preußen darf seine Stellung als absolute Monarchie nicht aufgeben, ohne damit den Feuerbrand der Revolution durch ganz Europa zu schleudern. Sehen Sie, mein Herr,

da ich Sie für einen Mann von Geist und Gesinnung halte, scheue ich mich nicht, hiermit meine Ansichten über die Politik, die ich als Staatsmann zu verfolgen habe, offen vor Ihnen zu entfalten. Sie werden aber selbst einsehen, daß sich dieses System, eben weil es ein erkünsteltes und kein volksthümliches ist, nicht halten lassen wird, wenn man der Presse erlaubt, die Organe der Regierung zu verunglimpfen und dadurch die Kraft des absoluten Regierungssystems zu schwächen. Das ist der Grund, weshalb ich Ihre vom Polizeipräsidium beantragte Ausweisung aus Berlin genehmigen mußte. Berlin ist ein Herd revolutionairer Elemente und diese möglichst zu entfernen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der höhern Polizei. Sie sehen daher, daß Ihre Entfernung von hier, schon um das Princip festhalten zu können, unvermeidlich ist. Ich hoffe und wünsche damit auf Ihre Ueberzeugung gewirkt zu haben und das war der Grund, weshalb ich Sie zu mir beschied, um Ihnen die Antwort auf Ihre eingereichte Protestation wirklich zu ertheilen.“

„Für Ew. Excellenz gute Absicht bin ich allerdings sehr dankbar; ich ehre und schätze die Offenheit, womi Sie mir den Blick in die ganze Tiefe dieses unheilvollen Regierungssystems gewährt haben und bitte es als einen Beweis meiner persönlichen Hochachtung anzusehen, wenn

ich mir erlaube, mit wenigen Worten die Gründe darzulegen, die dieses ganze Metternichsche System mit allen seinen Consequenzen für ebenso verderblich als unhaltbar erscheinen lassen."

„Ich habe Sie nicht hierher beschieden, mein Herr, um mir von Ihnen eine staatswissenschaftliche Vorlesung halten zu lassen, sondern um Ihnen meine Meinung zu sagen. Hüten Sie sich übrigens vor jeder fernern Indiscretion; sonst möchte es bei der Ausweisung nicht bleiben."

Damit war Doctor Ajax entlassen und nun hatte er nichts Eiligeres zu thun, als für sein Blatt einen Artikel zu schreiben, worin er die ganze Unterredung mit dem Minister veröffentlichte und mit einer scharfen Kritik versah.

Unter Polizeibegleitung fuhr er ab nach H * * *, seinem Geburtsorte.

2.

Im Zuchthause zu B*** sollte Edmund wieder neue traurige Erfahrungen machen, wie das Actenregiment der Büreaukratie mit den papiernen Controlen des alten Regierungssystems, selbst in der Zucht- und Arbeitshausverwaltung, die Entsittlichung einer großen und gefährlichen Menschenclasse mehr fördert, als ihrem Zwecke nach bessert.

Die Polizei und die Gesellschaft erkennen es täglich und klagen laut darüber, daß uns die Zuchthäuser alljährlich Tausende der verstocktesten Rekruten des der menschlichen Gesellschaft so höchst gefährlichen Verbrecher-Proletariats überliefern.

Längst schon ist diese betrübende Wahrnehmung Gegenstand der Beachtung der Behörden und der eifrigen Bemühungen von Menschenfreunden geworden. Seit John Howard, bis auf Julius und neulich Appert, haben helle Köpfe und warme Herzen sich mit großer Selbstverleugnung dem Studium der Gefängnißkunde geweiht; aber auch bei ihnen gilt, was wir von der Beamtenwelt sagen müssen: „Des Pudels Kern haben sie nicht gefunden."

In einer, bis auf einige neue politische Ueberschwenglichkeiten, trefflichen Zeitschrift*), welche mit Humanität die Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft durch schlagende Thatsachen aufdeckt, befindet sich ein durch den Jahrgang 1848 fortlaufender Aufsatz: „Berichte aus dem Zuchthause", welche mit Zügen der Wahrheit in Bildern, die mit Eugen Süe'scher Kühnheit aus dem Leben gegriffen sind, dieses grauenvolle Leben im Innern dieser Jammerhöhlen des bestraften Verbrechers schildern.

---

*) Der Publicist, herausgegeben vom Criminalgerichtsactuar Thiele in Berlin.

Auch hier zeigt es sich, wie bei dem besten Willen der Regierungen das papierne Regiment der Büreaukratie Fehlgriffe macht, die aus diesen vom Staate angeordneten Besserungsanstalten die entsetzlichsten Entsittlichungsanstalten machen.

Was der menschenfreundliche Appert entdeckte und theils an der königlichen Tafel, theils in Vorlesungen über Gefängnißkunde in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, über diese unterste Sphäre der Gesellschaft enthüllte, waren allerdings Schauergemälde aus den Mysterien des Gefängnißlebens, blieb aber immer nur noch mehr der eben abgeschöpfte Schaum der Wahrheit, als der eigentliche Grundstoff derselben.

Wir mögen hinblicken wohin wir wollen, so liegen die meisten dieser Zucht- und Strafanstalten im Argen. Wir müßten ein dickes Buch schreiben, wollten wir nur die gedruckt vorliegenden Materialien erschöpfen oder die Erzählungen mittheilen, welche Zuchthausärzte oder Prediger in vertraulichen Stunden erzählen, oder was rückfällige Zuchthäusler nicht selten dem sie human behandelnden Gerichtsbeamten mittheilen; daher hier nur einige Züge.

Diese Anstalten sind begründet in der Voraussetzung, daß die Arbeitskräfte der Sträflinge, gehörig benutzt, nicht allein so viel einbringen, daß sich davon die Anstalt erhalten kann, sondern auch noch ein Ueberschuß,

dem entlassenen Sträfling als Ausstattung für sein künftiges Leben mitgegeben, ihn in die Möglichkeit versetzen soll, wieder ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Dahin sollen auch Gewöhnung an Ordnung und rastlosen Fleiß, und das durch Nachdenken über selbstverschuldete Strafe geweckte Gewissen, wirken.

Diese Zwecke sind löblich, aber was wird erreicht?

Die meisten Zuchthäuser kosten dem Staate einen jährlichen Zuschuß von 40,000 Thalern. Vergebens hat man Fabrikanstalten daraus gemacht. Weber und Spinner, Papeteriearbeiter und Vergolder sind an Unternehmer vermiethet. Die anstrengendste Arbeit ohne Erholungsstunden wird mit drei Silbergroschen täglich für den Kopf bezahlt. Dafür kann kein freier Mann arbeiten. Daher kommt es, daß mit den Zuchthaus-Fabrikunternehmern keine Privatindustrie concurriren kann. Sie können ihre Fabrikate für wahre Schleuderpreise verkaufen und werden noch reich dabei, während jede mit ihnen concurrirende Privatindustrie zu Grunde gerichtet wird.

Aber man erhöhe die Arbeitspreise, sagt man, wenn der Staat, sowohl aus sittlichen als aus finanziellen Gründen, die Eingriffe in den Privat-Gewerbebetrieb nicht entbehren kann; alsdann werden und müssen solche Anstalten sich selbst erhalten und sie schaden nicht der Industrie mehr wie jede andere Concurrenz.

Das ist leicht gesagt, aber schwer auszuführen.

Vergebens wird die Concurrenz des Meistgebots aufgeboten, vergebens werden neue erschwerende Bedingungen gemacht. Wer nicht mit den Mysterien dieser Zuchthausarbeiten genau bekannt ist, wird es nicht wagen, sich auf eine solche Unternehmung einzulassen und wer sie kennt, der kennt auch die tausend Schleichwege der listigsten indirecten Bestechung, wodurch der Fabrikant sich mindestens die vortheilhafte Ausführung selbst der lästigsten Contracte zu sichern weiß. Daher die Thatsache, daß derselbe Fabrikant, selbst bei öffentlichem Angebot, in der Regel die Erneuerung seines Contracts erlangt und viele Jahre lang dieses Geschäft unter steten Klagen von Verlust betreibt, dabei aber ein reicher Mann wird, während der gewissenhafte Abtheilungsdirigent der Regierung wunder glaubt, was für den Staat gewonnen sei, wenn er eine vom Director besonders hervorgehobene erschwerende Bedingung des neuen Contracts genehmigt.

Ebenso ergeht es mit der Besserung der Strafgefangenen. Während die Berichte des Zuchthausdirectors die erfreulichsten Schilderungen von dem sittlichen Zustande solcher Zucht- und Besserungsanstalten geben und die Regierungen, die das eigentliche Leben darin gar nicht kennen, die trefflichsten Anordnungen durch ihre Re-

scripte erlassen, gewähren die Mysterien solcher Häuser die scheußlichsten Scenen menschlicher Entsittlichung.

Oeffentlich, selbst actenmäßig zur Sprache gekommen ist die furchtbare, hartherzige und eigensinnige Kerkertyrannei, weshalb der Zuchthausdirector, in dessen Büreau Edmund Redlich seine Anstellung erhalten hatte, später auf dessen Anzeige und eine dadurch veranlaßte Untersuchung seinen Abschied mit Pension, weil er denn doch als Beamter geschont werden mußte, erhielt.

Wir wollen später ein Paar Scenen davon erzählen, die Edmund in seinem Berichte mitgetheilt hatte.

Hier sei nur noch erwähnt, daß auch die leibliche Beköstigung der Züchtlinge so schlecht und ungenießbar war, daß nur die stete Furcht vor der Prügelmaschine diese entnervten Jammergestalten bewegen konnte, ihre letzten Kräfte auf die Leistung des übermenschlich geforderten Arbeitspensums zu verwenden.

Dieser Gegenstand ist grade in Strafanstalten von dem größten Einfluß auf das physische und moralische Wohl der Strafgefangenen und doch oft würde die, dem Staate ungeheuere Summen kostende Beköstigung Gegenstand der gerechtesten Beschwerden sein können, wenn diese laut zu werden wagten. Man bedenke, wie den Gefangenen die Speise der einzige ersehnte Genuß, die einzige Stärkung ist. Giebt man ihnen nun eine dünne, oft ungenießbare Suppe, woher sollen sie dann Kräfte

nehmen für ihre oft schwere, rastlose Arbeit? Sie werden schwach, hektisch und fallen den Krankenanstalten anheim, haben nach ihrer Entlassung keine Kraft, sich wieder zu ernähren und werden erbittert durch die betrügliche Behandlung, wodurch ihre unglückliche Lage zur unerträglichen wird.

Zwar wurde die Lieferung der Consumtibilien in öffentlicher Subvention dem Mindestfordernden überlassen. Es mußten Proben vorgelegt werden von Butter, Graupen, Mehl, Brod ꝛc. und die Proben waren in der Regel untadelhaft. Nun wurde geboten, und das niedrigste Gebot hatte ein Lieferant von mehr als zweideutigem moralischen Ruf. Jeder rechtliche Mann schreckte zurück; denn unmöglich war es, bei solchen Preisen und der geforderten guten Qualität zu bestehen. Aber der Schuft, der den Zuschlag als Mindestfordernder erhielt, war ein schon vieljähriger Zuchthaus-Victualienlieferant, der sich zu helfen wußte.

Vor allen Dingen mußte das Beamtenpersonal gewonnen werden. Das geschah vom Director bis zu den Inspectoren und selbst den Calefactoren; durchtriebenen vieljährigen Züchtlingen, welche die Aufsicht führten, wurden kleine Vortheile gewährt. Bei verheiratheten Beamten, namentlich bei dem Director, ließ sich das leicht durch wohlangebrachte Küchenlieferungen oder anonyme Geschenke an die Hausfrau ausführen; unverheirathete

erhielten Zusendungen von Butter, Wein, Kaffee, Zucker, sie wußten nicht woher, und konnten sich so leicht mit ihrem Gewissen abfinden. Selbst kleine Darlehen wurden gewährt, ohne daß an das Wiederbezahlen gedacht wurde.

Die Folge davon war ein allgemeines System der Lieferung ungenießbarer Nahrungsmittel. Ranzige Butter, stinkendes Fett, wurmstichige Erbsen, milthiges Mehl, kranke Kartoffeln, das Alles gehörte zur Tagesordnung.

Dazu wurden diese ohnehin schon verdorbenen Nahrungsmittel in feuchten Räumen aufbewahrt, wo das Brod mit Schimmel überzogen und durchwachsen wurde, wo die Kartoffeln lange Keime trieben oder faulten, die Rüben stockig wurden u. s. w.

In der Küche wurde das System der schändlichsten Prellerei fortgesetzt. Statt etatsmäßig zehn Scheffel Kartoffeln oder Rüben kamen etwa sechs Scheffel in die Kessel. Die Suppe wurde damit wässerig und verlor alle ernährende Kraft. Was auf solche Weise erspart wurde, ließen manche Beamte durch Sträflinge an ihre in der Stadt wohnenden Familien oder Bekannte bringen. Das wenige Fett, welches unter Aufsicht eines Inspectors in die Suppenkessel geworfen wurde, schöpften nachher die in der Küche arbeitenden Sträflinge wieder ab, und trieben Handel damit unter den Sträflingen, die noch etwas Geld anzuschaffen wußten. Die Suppe

kostete der Director täglich, aber nicht in der Küche, sondern in seiner Wohnung, wohin man ihm die eigens für ihn verbesserte Suppe brachte.

Auch der Staat wurde betrogen.

Einige Nahrungsmittel einzukaufen, hatte sich der Director selbst vorbehalten unter dem der Regierung plausibel gemachten Vorwand, daß die auf dem Markt gekauften oder gelieferten Kohlrüben und dergleichen zu schlecht und zu theuer seien. Hatte nun er, oder seine Familie einmal Lust, eine Landpartie oder Vergnügungsreise zu machen, so gab der Ankauf von ein Paar Schock Kohlrüben oder einem Wispel Kartoffeln leicht den Vorwand dazu. Konnte er sich in seinem Bericht an die Regierung ausweisen, daß er im Ankauf zwei Thaler erspart habe, so erhielt er für seinen Eifer Belobung, und seine Diäten und Reisekostenrechnung von zehn Thalern hatte eine andere Behörde zu revidiren und zu genehmigen.

In der Regel wurde lange nicht verbraucht, was täglich gekocht wurde. Anstatt nun das Uebrigbleibende den Gefangenen, die mit den schwersten Arbeiten beschäftigt waren, zur bessern Kräftigung Abends zu geben, erhielten es die Schweine des Directors. Und da dieser jährlich sechs bis zwölf Schweine auf solche Art ohne Kosten mästete und verkaufte, so war es schon der Mühe werth, daß der Director die Güte des Schweinefutters

täglich untersuchte und die in der Küche beschäftigten Sträf- linge konnten sich nicht beliebter machen, als wenn sie für die Gefangenen das obere Dünne abschöpften und den Directorialschweinen die nahrhaftere Grundsuppe übrig ließen.

So war auch hier in den Acten Alles in der schönsten Ordnung und in der Wirklichkeit in der gräß- lichsten Unordnung.

. . . .

Der Director, ein ehemaliger Offizier, war ein kleiner Mann mit weißgrauem, aufgesträubtem Haar. Sein blasses Gesicht hatte Züge von Härte. Er war ein großer Freund von Jagd und Angeln, und ver- brachte damit einen großen Theil seiner Zeit. Um das innere Zuchthausleben bekümmerte er sich nur, um sein Princip durchzusetzen, wonach der Wille des Di- rectors unter allen Umständen Gesetz ist. Die strengste Consequenz, was auch daraus folge, war seine Richt- schnur. Da er die eigentlichen Verhältnisse wenig kannte, so konnte es an übereilten, oft unsinnigen Beschlüssen nicht fehlen, und diese wurden dann durchgesetzt, ob auch mehr als ein Menschenleben darüber zu Grunde ging.

Beschwerden darüber waren nicht möglich. Bei der in solchen Anstalten nothwendigen Disciplin darf es kein Untergebener wagen, dem Director zu widersprechen, noch weniger Beschwerden gegen ihn zu führen. Zudem

hat der Director das zeitige Wohl und Wehe der Beamten in der Hand. Eine einzige Anzeige des Directors und der Unterbeamte, wovon die Meisten auf Kündigung angestellt sind, verliert seine Stelle, ohne zu wissen, weshalb. Zudem hängt vom Director die Empfehlung zu Beförderungen und Zutheilung von Gratificationen ab, und so werden diese Leute die servilsten, hündelnden Schweifwedler gegen den Director, der ihnen mit dem Vollgefühl des Bewußtseins seiner amtlichen Allmacht seine üble Laune fühlen läßt, welche dann die Unterbeamten wieder gegen die Züchtlinge loslassen, durch Scheltworte, Grobheiten, Schläge und Püffe oder Empfehlungen zum einsamen Cachot.

Beschwerden der Gefangenen waren gar nicht denkbar. Die geringste Klage oder Drohung von Seiten eines Sträflings würden mit der Prügelmaschine zur Ruhe gebracht sein. Arzt und Geistlicher hatten kein Recht, sich einzumischen. Zuchthausvisitationen durch den Regierungscommissair waren Komödien, worüber die Züchtlinge selbst lachten, denn Alles wurde für den Tag der Visitation aufs Beste geordnet; selbst die Nahrung war an einem solchem Tage gut. Hätte es Einer gewagt über schlechte Nahrung oder schändliche Behandlung zu klagen, so würde man ihn Lügner und Verläumder gescholten haben, denn ein Verbrecher findet keinen Glauben. Das

Protokoll bezeugte jedesmal die schönste Ordnung im Zuchthause, und das war gut.

So werden denn die Gefangenen, welche die tausend Ungerechtigkeiten, welche täglich gegen sie geübt werden, erkennen, die tief grollenden, erbittertsten Menschenfeinde und zugleich die niedrigsten Heuchler.

Es ist eine Entsittlichung, die nicht durch Erweckung sinnlicher Leidenschaften, sondern durch gänzliche Entmenschung des Charakters bewirkt wird.

Und so geben denn auch Diejenigen, welche wegen nicht ehrloser Vergehen, sondern etwa wegen einer gefährlichen Schlägerei oder Verwundung in der Hitze des Trunks oder der Leidenschaft verübt, noch vielleicht unverdorben diese Höhlen des Verbrecherelends betreten, den Einflüsterungen der in den Zuchthäusern schon ergrauten Verbrecher Gehör. Aus Menschenfeinden, wozu die Büreaukratie sie macht, machen die Verbrecher ihrer Umgebungen sie selbst zu Verbrechern, denen nichts fehlt, als die Gelegenheit, sich an der Menschheit zu rächen. So gehen die raffinirtesten Diebe, Mordbrenner, selbst Mörder aus einer Anstalt hervor, welche dem Staat jährlich vierzig tausend Thaler kostet, um sie zu bessern.

Und freigelassen treten sie in die menschliche Gesellschaft zurück mit dem Brandmal der Ehrlosigkeit, welches dadurch noch geschärft wird, daß sie als Observaten unter der steten, sehr merklich geübten Aufsicht

der Polizei stehen. Was helfen da alle menschenfreundliche Vereine zur Besserung und Versorgung entlassener Strafgefangenen, wenn es dem Vereine auch einmal gelungen ist, einem solchen Verlornen einen Dienst oder eine Arbeitsstelle zu verschaffen? Die Polizei wird ihm als Kainzeichen das Vermerk seines Zuchthauslebens in das Legimationspapier schreiben; sie wird sich bei dem vielleicht noch arglosen Herrn nach seiner Führung erkundigen, und dieser wird ihn auch bei guter Führung schon wegen dieser Erkundigung entlassen; sie wird bei irgend einem Diebstahl in der Schlafstelle des Entlassenen Nachsuchung halten, und der rechtliche Schlafwirth wird ihn austreiben und den vielleicht noch nicht ganz gesunkenen Exzüchtling, der möglicherweise den aufrichtigen Vorsatz gefaßt hatte, sich zu bessern, nöthigen, im Verbrecher-Proletariat, das in Berlin zu einer so ungeheuren Höhe gestiegen ist, seine Zuflucht zu suchen.

Er muß wieder stehlen, weil ihm die Bevormundung der Büreaukratie jeden Weg zum ehrlichen Broderwerb abgeschnitten hat; er wird wieder stehlen, weil ihn die Büreaukratie im Zuchthause entmenscht und der sittlichen Verderbniß preisgegeben hat.

Die Zustände sind furchtbar, aber wahr. Möge die Neuzeit eine Humanität in sich aufnehmen, der es gelingt, den Verbrecher gebessert der menschlichen Gesell-

schaft zurückzugeben und dort ihm Gelegenheit zu gewähren, sein Leben zu fristen, ohne neue Verbrechen begehen zu müssen!

Erzählen wir nun einige Züge aus dem Zuchthausleben, wie es Edmund beobachtet hatte. Sie werden die Wahrheit des Obigen belegen.

. . . .

Es wurden gleichzeitig drei Personen eingeliefert und vor dem Director verhört, als: ein Kaufmann, der einen vornehmen Cavalier, welcher seiner Frau den Hof machte und wahrscheinlich mit derselben in zärtlichen Verhältnissen gestanden, in der Aufwallung der Eifersucht thätlich angegriffen hatte; ein alter Bauer, derselbe, der in Schlesien auf dem Gute des Grafen Banco wegen rebellischen Aeußerungen, Beleidigungen des Gutsherrn und wegen Steuerverweigerung, so wie als Gotteslengner zu sechs Monat Zuchthausstrafe verurtheilt war, und sein Sohn, ein stämmiger neunzehnjähriger Bursche, der den Gerichtsfrohn, der seinen Vater ins Gefängniß führen sollte, geschlagen und zum Hause hinausgeworfen hatte.

Nach der Frage: „Alles gesund?" entschied der Director: „zur Weberei!" aus keinem andern Grunde, als weil der Unternehmer der Weberei angezeigt hatte, daß er noch einige Leute zum Barchentweben bedürfe.

Diese Entscheidung aber wurde den Gefangenen nicht bekannt gemacht. Von dem Arbeitsinspector geführt, ließ ihnen dieser die Haare abschneiden und jeden Gefangenen in ein einsames Zellengefängniß bringen, um ihn dort einige Tage der Reue und seinem Gewissen zu überlassen.

Nach einigen Tagen des einsamen Gefängnisses, trat der betreffende Aufseher in jedes dieser Zellengefängnisse und sprach zu dem düster und in Trübsal dasitzenden Bewohner.

„Nimm einmal alle Deine Sachen zusammen!"

Von den drei Züchtlingen, die mit dem Zuchthausleben noch unbekannt waren, hoffte der Kaufmann, daß man ihm nun ein anständiges Gefängniß anweisen und ihn mit Abschreiben und Rechnungssachen beschäftigen werde. Er hatte seine Richter darum gebeten, ihn auf solche Weise zu beschäftigen. Dieser, ein menschenfreundlicher Mann, hatte geantwortet: „Das versteht sich von selbst; Jeder wird im Zuchthause nach seinen Fähigkeiten und Kräften beschäftigt."

Der alte Bauer träumte von neuen Verhören und Karbatschenhieben, die er seit seiner Steuerverweigerung gegen seinen Gutsherrn schon reichlich genossen hatte.

Sein Sohn dachte gar nichts; aber er war voll ungewisser Furcht und Angst.

Diese drei Männer treffen auf einem der langen

Corridore des Hauses zusammen. Keiner wagt den Andern nur anzusehen. Hier ist Alles Furcht und Schrecken erregend. Der Aufseher läßt sie vorausgehen; er treibt sie wie das Vieh zur Schlachtbank. Noch aber wissen Sie nicht wohin. Die Disciplin des Hauses, Stolz und Hochmuth gestattete ihm nicht, mit den angehenden Züchtlingen ein Wort weiter zu reden. Wozu auch? Seitdem sie dieses unglückselige Haus betreten hatten, hörten sie auf Mensch zu sein und wurden Sache, Maschine oder Material, das für die Zwecke des Arbeitsunternehmers ausgemünzt werden sollte."

Plötzlich standen sie vor einer noch zugemachten Thür, durch welche ihr Ohr ein fast ununterbrochenes, betäubendes Geklapper, Gerassel und Gestampfe vernahm.

Was war das? Ueberall die furchtbare Stille und hier ein unerklärliches infernalisches Geräusch?

Der Aufseher, welcher die drei Gefangenen bis hierher geführt hatte, übergab sie nun dem auf dem Flur stehenden, diese Station überwachenden Aufseher mit den Worten:

„Da, Bruder, hier sind drei Stück!"

Antwort: „So, das is man gut! Ich denke aber, Du bringst mir mehr, Du hast ja so Ville noch oben." (Damit meinte er die Isolirgefängnisse.)

„Ja, alter Sohn, Du weeßt doch, den Inspector

kann man noch so ville vorstellen, er besteht uf seinen Kopp. Ick weeß nu gar nich mehr, wo ick oben mit se alle hin soll; funfzehn Zellen hab' ick man doch uf mein Gang, zehn und zwölf Kerls bleiben immer oben, alle Wochen werden mir vierzehn bis funfzehn 'rufgebracht. Na siehste, und wenn Du nu och mal sagst zum Inspector: Herr Inspecter, da is der und der, die haben schon früher 'mal gewebt, oder Wolle gekämmt, so wirst Du noch angeranzt."

Der Gebildete, und deren giebt es leider viele im Zuchthause, erkennt bei solchen Aeußerungen augenblicklich, in welchen rohen Händen sich sein Geschick befindet und doch hat er noch keine Ahnung von der ganzen Größe des Unglücks, welches allein schon dieser Umstand mit sich führt.

Nun traten die drei in den Arbeitssaal ein. Jetzt erkennen sie, daß es an hundert Webestühle sind, die in einem der weiten Arbeitssäle durch Züchtlinge in Bewegung gesetzt werden. Sie wissen nun, was ihnen selbst bevorsteht. Der betreffende Aufseher fragt nach ihren Namen und trägt sie in sein Buch ein.

Darauf rief der Aufseher dem Arbeits-Calefactor zu: „Na nu, Du, hier hast De drei tüchtige Kerls!"

Der Calefactor, oder Werkmeister, ist in der Regel ein abgefeimter Zuchthausmensch, welcher, wie alle Hausbeamten sehr wohl wissen, immerdar im Zuchthause die

niederträchtigsten und abscheulichsten Verbrechen begeht. Er ist ein so schlauer und in seinem Handwerke geschliffener Wicht, daß man ihn niemals einer solchen schlechten Handlung überführen kann. Dabei hat er sich so sehr in sein Geschäft eingearbeitet, daß man wirklich sagen kann, er fehle, wenn er nicht da ist. Er ist in der Regel ein Inventarstück des Zuchthauses, das noch zwanzig bis dreißig Jahre zu verbüßen hat. Er kennt das Zuchthausleben durch und durch, denn seit seinem vierzehnten Jahre ist er nur zehnmal freigewesen; benutzte aber die Freiheit immer wieder zu neuen Verbrechen, die ihn abermals dem Zuchthause, und zwar auf immer längere Dauer, überlieferten.

Ein solcher Mensch war es, in dessen Hände nun das Geschick dieser drei Unglücklichen gelegt war und der sie jetzt mit scharfen, stechenden Blicken musterte.

Wir wollen versuchen, diesen Calefactor in seinen Grundzügen zu schildern und dann bedarf es keiner Andeutung, was der gebildete Kaufmann dabei empfinden mußte, als es ihm klar wurde, daß dieser entsetzliche Mensch sein nächster Vorgesetzter sein sollte.

Schon sein Aeußeres trug den Typus des eingefleischtesten Verbrechers. Seine leidenschaftliche Physiognomie, seine fahle Gesichtshaut, die nur über die Knochen gespannt zu sein schien; seine boshaft zusammengekniffenen Lippen; seine auf Kühnheit hindeutende

Form der Nase, die bis zum Ekelerregen vollgepfropft war voll Schnupftabak; seine buschigen Augenbrauen, welche wie bei dem ewigen Juden Eugen Sue's ineinander laufen würden, wären sie nicht durch zwei oder drei tiefe finstere Furchen der Stirnhaut getrennt; dabei ein fast nackter Schädel mit spärlichem Kopfhaar, mitunter von einer alten, unschönen Perrücke bedeckt; dann sein spitzes, nach innen gebogenes Kinn, seine ebenfalls spitzen, nach außen stehenden Ellnbogen, wadenlose Beine, ein schleichender, schlotternder Gang; ein vorn übergebeugter Körper; seine flügelartig gebauten Schultern; seine überleise, in kurzen Absätzen hervorgestoßene und doch eindringlich vernehmbare Aussprache, ließ jetzt kaum noch denselben frechen Polizeivigilanten, Namens Fabian erkennen, den wir im ersten Capitel dieses Buches gesehen haben, wie er, durch falsche Anklage, um nur Denunciantengebühren zu erschwindeln, ein unschuldiges junges Mädchen, Edmund's Schwester zur Diebin hatte machen wollen.

Durch neue Verbrechen war er nun auf Lebenszeit dem Zuchthause verfallen und wußte auch hier mit seiner unerhörten Gewandtheit sich behaglich einzurichten, indem er, den Obern schmeichelnd, die Stelle eines Arbeits-Calefactors erlangt hatte.

Ihm gegenüber sehen wir jetzt den hochgebildeten, immer noch wohlhabenden Kaufmann aus der Residenz.

Es war derselbe Kaufmann, in dessen Laden Graf Banco die Rolle des Kaufmanns Liebreich gespielt hatte, um das unschuldige junge Mädchen um ihre jungfräuliche Ehre zu betrügen; der Kaufmann Leberecht hatte aber eine bildschöne junge Frau, die er abgöttisch liebte. Aber die junge Frau war, wie so manche schöne Berlinerin, bedeutend kokett. Nicht gerade ausschweifend, reizte sie doch die Eifersucht ihres Gatten durch ihre Gefallsucht. Obwohl erst zwei Jahre verheirathet, so fehlte es ihr doch nicht an Courmachern von Offizieren, die damit zugleich im eleganten Laden des Herrn Leberecht, wo sich Madame sehr häufig befand, die besten, oder um die Wahrheit zu sagen, die schlechtesten Kunden wurden; denn sie kauften zwar viel und ließen es anschreiben, bezahlten aber nicht.

Bei solchen Verhältnissen konnte Graf Banco es sich nicht versagen, auch auf diese schöne junge Frau Jagd zu machen. Sie war unvorsichtig genug, dem liebenswürdigen und gewandten Don Juan geheime Zusammenkünfte zu gestatten, wenn ihr Gatte Abends das Billard oder eine Spielpartie besuchte. Einem gewandten Verführer gegenüber fällt weibliche Koketterie in der Regel in ihre eigenen Netze. Die bis dahin treu gebliebene Gattin fiel. Der Kaufmann schöpfte Verdacht. Er kam eines Abends früher als gewöhnlich nach Hause und überraschte seine Gattin in den Armen

des Grafen Banco. Feurig wie er war, voll flammender Eifersucht, ergriff er ein auf dem Tisch liegendes Messer und drang auf den Verführer mit Messerstichen und Schnitten ein, wobei er ihm mehrere, wenn auch nicht tödtliche Wunden beibrachte.

Ein vornehmer Mann, mit einer tödtlichen Waffe von einem Geringern angegriffen und verwundet, das forderte exemplarische Bestrafung; mehrjährige Zuchthausstrafe war sein Lohn. Wäre der Fall umgekehrt gewesen und ein Höherstehender hätte den Geringern noch viel schwerer verwundet, so würde Jener seine Strafe mit gelindem sechswöchigen Festungsarrest abgebüßt haben.

Die geachtetsten Personen in der Residenz waren übrigens trotz seiner Verurtheilung die Freunde des jungen Kaufmanns geblieben, weil sie wußten, daß er nur in gerechter Entrüstung sich zu dem Fehltritt hatte hinreißen lassen. Er, ein durchaus gebildeter Mann, war wegen seines trefflichen Charakters von den angesehensten Familien geschätzt worden, er hatte in den angenehmsten Verhältnissen gelebt, verwöhnt von den Gewohnheiten und Genüssen des Reichthums, und was war er nun? mit den gemeinsten Verbrechern auf eine Stufe der Behandlung gleichgestellt, ein elender Züchtling, der durch die Einrichtungen des Staats auf das Tiefste herabgewürdigt, die bittersten Thränen vergoß.

Man sage nicht, diese Thränen fließen nur den

entbehrten Bequemlichkeiten. So wird kein Kenner des menschlichen Herzens urtheilen. Der Gebildete kann Alles entbehren, nur nicht das Gefühl der tiefsten Herabwürdigung als Mensch ertragen.

Man sage nicht, so fordere es die Gleichheit vor dem Gesetze, die übrigens dem Adel jeden Vorzug, jede Erleichterung vor dem Bürgerstande gewährt. Denn eben diese objective Gleichheit wird zur entsetzlichsten subjectiven Ungleichheit; wenn dieselbe Behandlung dem rohen Menschen aus dem Proletariat vielleicht als eine Erleichterung seines obdach- und nahrungslosen Zustandes gilt, so wird sie dem gebildeten Gefangenen bis an die Grenzen des Wahnsinns unerträglich.

Fahren wir jetzt fort in der Schilderung der sich jetzt ereignenden Scenen.

In demselben Augenblicke waren noch zwei andere Sträflinge eingeführt, rückfällige Züchtlinge, die der Calefactor von früherher schon kannte. Er begrüßte sie mit freundlichem Kopfnicken.

„Na, seid Ihr wieder da?“ redete er sie an, worauf Jene aus ihren Dosen eine Prise Schnupftabak offerirten.

Die drei zuerst genannten Zuchthauscandidaten ließ er so lange unbeachtet stehen, während er Jene an ihre Webestühle führte, ihnen Kette, Schußgarn und Schlichte

brachte, worauf sie sich wieder an die seit ihrer Freilassung ungewohnt gewordene Arbeit setzten.

Ganz anders benahm er sich gegen den Kaufmann. Je gebildeter ein solcher angehender Züchtling ist, desto mehr sucht der Aufseher ihn durch ein barsches Benehmen von vornherein einzuschüchtern; oder, wie es in der Kunstsprache der Zuchthausbeamten heißt: ihm die vornehmen Mucken auszutreiben.

„Komm einmal her!“ herrschte er den Kaufmann an, „leg' einmal Deine Sachen dorthin!“

Mit dem tiefsten Schamgefühl vollzieht der Unglückliche den Befehl. Dabei ist es ihm noch nicht völlig klar geworden und erscheint ihm unmöglich, daß er unter dem Befehle eines Mitgefangenen, noch dazu eines Menschen, dem das Gepräge der tiefsten Verbrechen auf allen Zügen zu lesen ist, stehen soll.

Er nimmt mit niedergeschlagenen Blicken, mit Augen voll Thränen und zitternd vor tiefer Entrüstung, seinen Platz auf der Bank des Webestuhls ein.

Es ist das erste Mal in seinem Leben, daß er auf einer solchen Bank gesessen hat.

Der Calefactor macht seine höhnenden Bemerkungen, die keinen andern Zweck haben sollen, als den vornehmen Mann, der zu den Ständen gehört, welche der Proletarier, besonders der gemeine Verbrecher auf das Tiefste haßt, mürbe zu machen.

„Na, nu,“ spricht er, „ufgepaßt; sonst giebt's Schmiere. Mit dem vornehmen Fressen und Schlampampen hat es nun ein Ende. Hier giebt's weder Braten, noch Champagner mehr, sondern dünne Suppe mit stinkendem Fett, zum Verhungern zu viel und zum Sattessen zu wenig. Hier ist jeder Züchtling ein Hund, der gepeitscht wird, wenn er knurrt, der gepeitscht wird, wenn er nicht unbedingt gehorcht und auf die Prügelmaschine geschnallt wird, wenn er sein Arbeitspensum nicht liefert; also jetzt ufgepaßt!“

Der Calefactor sieht Thränen im Auge des Kaufmanns. Er verspottet ihn darüber mit den Worten: „Wene man nich, dat hilft hier allens nischt. Wie lange haste denn?“

„Sechs Jahr,“ antwortete der Kaufmann, der wohl fühlte, daß er durch ein stolzes resignirtes Schweigen seine Lage nur noch verschlimmern würde.

„Doch ene schöne Gegend, ick weeß ein Lied davon zu singen, denn ick habe schon so'n zwanzig abgemacht und nu hab' ick noch uf Lebenszeit. Na, der Brei wird so heeß nich gegessen als er ufgegeben wird. Du hast wohl noch Vermögen zu Haus?“

„Ja wohl, eine blühende Handlung.“

„Au schwere Noth!“ rief der Calefactor aus, und in seinem schlauen Gaunerkopfe bildete sich gleich ein

Plan, von diesem Umstand Nutzen zu ziehen. Mit diesem Gedanken wurde er höflicher.

„Sie," sprach er jetzt mit seiner leisen Stimme und beschäftigte sich dabei mit dem Webestuhl, als mache er für den Lehrling die erste Einrichtung, „haben wohl noch Familie zu Haus?"

„Eine Frau und ein Kind."

„Ah, nu wees ick es, ick habe von die Geschichte gehört, seit die Oeffentlichkeit alle Spitzbübereien in die Zeitungen bringt; Sie haben dat Malheur gehabt, einen Grafen zu verwunden, der Ihre Frau verführt hat."

„Ja," entgegnete der Kaufmann eintönig.

„Na, ick sage immer, wer so'n Edelmann nur anrührt, der hat sick bei der Pollißei schon die Finger verbrannt, und die Frauensleute gar, na, ick habe ooch mein ganzes Unglück den Weibern zu danken. Hat doch Eva den Adam verführt, das weeß ick noch aus der heiligen Schrift, sonst nischt mehr; aber es is schon lange her, daß der liebe Gott und ich uns um einander nicht mehr bekümmern."

Jetzt bemerkte der Calefactor, dessen Luchsaugen überall herumflankirten, den sich nähernden Inspector. Schnell kniete er unter den Webestuhl hin, und indem er unablässig die Füße seines Lehrlings streckte, schrie er ihm zu:

„Den linken Fuß uf den ersten Tritt .....

runtertreten! noch tiefer!..... so, immer ordentlich austreten. Nu den rechten Fuß ..... uf den dritten Tritt ..... ebenso runtertreten..... tiefer, tiefer, Dir sind die Beene wohl festgewachsen; immer runter, fällst dabei nich uf die Nase."

„Jetzt paß mal uf ..... nu werd' ick Dir zeigen, wie Du schießen mußt ..... Siehste..... des is der Schütze..... und hier eene Spule mit Schußgarn.., die steckst Du immer so in den Schützen hinein, wie ick es Dir vormache u. s. w."

Leiser sprach er jetzt: „Halten Sie man an..... der Inspector is fortgegangen, un die Luft is wieder rene."

Zum Erlernen der Weberei bedarf ein freier Lehrling drei bis vier Jahre, im Zuchthause soll es der an solche Arbeiten nicht gewöhnte Gefangene, in ebenso viel Tagen lernen. Er hat die Willenskraft verloren, ein Wort dagegen zu sprechen, denn jede Vorstellung von seiner Seite würde mit Grobheit abgewiesen werden.

Endlich ist es dem Kaufmann mit Hülfe des sich ihm immer freundlicher erweisenden Calefactors gelungen, das erste Stück Barchent zu Stande zu bringen.

Der Calefactor Fabian kommt um neun Uhr in die Weberei, und liefert die unter seiner Aufsicht gefertigten Stücke ab. Ihm folgen die unter seiner Aufsicht stehenden Weber-Züchtlinge.

Der Kaufmann Leberecht befindet sich darunter.

Der Arbeitsinspector aber ist bei bei der Musterung der eingelieferten Arbeit, ein strenger Mann. Er steht im Solde des Arbeitsunternehmers. Zwar gilt der Inspector für einen redlichen Mann und gewissenhaften Beamten; aber kann er dafür, wenn ihm alljährlich eine Erkenntlichkeit von zwei bis dreihundert Thalern vom Unternehmer zugeschoben werden? Kann er dafür, wenn er in den Taschen von Rock und Mantel, die er beim Nachhausegehen mit seinem Arbeitsrock vertauscht, allerhand Gegenstände findet, die seiner Frau zu Hause angenehm sein werden; kann er dafür, wenn ihn der Director für seine barbarische Strenge, wodurch er für die drei Silbergroschen welche jeder Sträfling dem Unternehmer kostet, die meiste und beste Arbeit zu erzwingen weiß, der Regierung zu einer Gratification von hundert Thalern empfiehlt?

Man will doch einmal leben, und Kleider und Hüte, Umschlagetücher und Mantillen von Frau und Töchtern, die es lieben, weit über ihren Stand hinaus zu glänzen, kosten heilloses Geld. Warum also nicht streng sein? Es sind ja nur Zuchthäusler, die täglich auf die Prügelmaschine geliefert werden, weil sie nicht Kraft und Geschick haben, um bei schmaler Kost das Unmögliche zu leisten.

Kaum sind die Zeuge auf der Tafel ausgelegt, so

fallen Alle, der Arbeitsinspector, der Zuchthausschreiber, Comptoir=Calefactor und der Beauftragte des Unterneh=mers, darüber her.

Plötzlich erschallt die näselnde Stimme des Arbeits=inspectors:

„Wer ist der verfluchte Kerl, der das Stück ge=macht hat?"

Leberecht wird genannt, der unglückliche Kaufmann.

„Wo ist der Schweinepelz?" ruft der Inspector.

Der Mann in Züchtlingskleidung, aber in würdi=ger Haltung, tritt vor. Kaum hat der Inspector ihn gesehen, als er ihn auch schon erkennt und anschreit:

„Aha! der ist es, nun ja, solche Patrone wollen immer den Herrn spielen und denken, Alles, was sie machen, ist klug! Der Hochmuthsteufel soll Ihnen aber schon ausgetrieben werden."

Im ruhigen Tone erwidert der Angeschriene:

„Herr Inspector, ... Hochmuth war mir nie eigen, am allerwenigsten hier; ..... ist meine Arbeit nicht ganz so vorzüglich ausgefallen, wie Sie es wün=schen ..... so bitte ich Sie recht herzlich, zu bedenken, wie es in der mir gegebenen kurzen Lehrzeit mir un=möglich gewesen ist, auch bei dem besten Willen die er=forderliche Gewerksfähigkeit zu erlangen."

„Was? hat er nicht Zeit genug gehabt, Musje Katzendreck! Seh' mal Einer an, der macht sich ordent=

lich wichtig! Nehm' Er sich in Acht, daß ich Ihm nicht mit meinem Braunen aufs Leder komme!"

Dem gebildeten Mann blieb nichts Andres übrig, als solcher Roheit gegenüber zu schweigen und zurückzutreten.

Für die rohen Zeugen dieser Scene war übrigens der Auftritt nicht wenig belustigend. Man denke sich den Arbeitsinspector, einen alten hinfälligen Mann, der kaum noch die Kraft hat, den Weg von seiner Wohnung bis zum Zuchthause ohne Führung zurückzulegen, jetzt seinen Rohrstock, worauf er den gekrümmten Körper gestützt hatte, erheben und schreiend vor Wuth diesen Stock gegen die gesunde kräftige Mannesgestalt schwingen, freilich in der Sclavenjacke der Züchtlinge, die ihn mit einem Druck seiner Hand hätte zermalmen können, und nun so ruhig und gehalten ihm gegenüber stand. Der Contrast würde lächerlich gewesen sein, wäre nicht diese Mißhandlung eines gebildeten Menschen durch rohen Beamtendespotismus eine so tiefbetrübende Erscheinung gewesen.

„Na, sieht der Herr wohl," sprach der Calefactor im höhnisch spottenden Tone, der jedoch freundlich und zutraulich sein sollte, als er diesen völlig niedergetretenen Züchtling an seinen Webestuhl wieder zurückgebracht hatte, „daß man den Calefactor zum Freunde haben muß,

wenn man hier nicht ganz zu Grunde gerichtet werden will?"

Der Gedanke, diese entsetzliche Verbrechernatur zum Freunde zu haben, hatte etwas Schaudererregendes für den redlichen Mann aus den Kreisen der gebildeten Gesellschaft. Ein Schüttelfrost überlief seine Nerven, aber er fühlte, daß der Bösewicht Recht hatte und sein Lebensmuth war schon zu sehr gebrochen, um solchen Annäherungen noch länger Widerstreben entgegensetzen zu können.

Er antwortete daher: „Ich werde Ihre Bemühungen für Erleichterung meiner Lage mit reellem Dank erkennen, wenn ich loskomme."

„Na, darauf verlasse sich der Deibel! Undank is der Welt Lohn, eine alte Regel das! Aber wozu warten? Die Sache läßt sick gleich machen. Schreiben Sie an Ihre Frau, dat Sie Ihnen Geld und was zu schnabeliren durch den Ueberbringer dieses schicken soll und Sie können gewiß sein, daß Alles richtig in Ihre Hände kommt."

Diese Aussicht durchzuckte einen Augenblick wie ein Strahl von Glückseligkeitsgefühl den niedergeschlagenen Mann. Aber wer die Tücken des Schicksals empfunden hat, wird leicht mißtrauisch gegen alle Menschen. Mit zweifelnden Augen sah er ihn an.

„Aber, Sie sind ja selbst Gefangener. Wie könnten Sie es möglich machen.....?“

„Na, wenn et nicht mehr Spitzbuben gäbe, die frei rummerloofen, als die im Zuchthause sitzen, so wäre et freilich 'ne pure Unmöglichkeit.“

So wußte denn der Calefactor dem Züchtlinge Papier und Bleifeder zu verschaffen und dieser schrieb, im unbewachten Augenblick, an einem gewissen heimlichen Orte an seine Frau.

Nach drei Tagen steckte ihm der Calefactor ein zusammengelegtes Papier zu, worüber etwas Schußgarn gewickelt war. Er las es an demselben Orte seiner Correspondenz und zitterte vor Freuden und weinte vor Wehmuth. Seine immer noch heißgeliebte Frau betheuerte ihm ihre Unschuld. O das war ihm mehr als Geldeswerth, aber es lagen auch noch drei Thalerscheine bei, und seine Frau schrieb ihm, daß sie zehn Thaler sende. Das war freilich mehr als ungleich getheilt; aber Herr Leberecht erkannte darin ein Bestechungsmittel zur Verbesserung seiner Lage. Um den Calefactor bei guter Laune zu erhalten, ließ er sich nichts davon merken, daß er den Betrug entdeckt hatte und der regierende Gauner klagte darüber, daß der Aufseher, den er habe bestechen müssen, ein wahrhaft unersättlicher und unverschämter Mensch sei. Uebrigens würde er, der Kaufmann, unter seiner Schlafmatratze noch einige Lebensmittel finden;

er wünsche dazu guten Appetit und stehe gern zu fernern Diensten bereit.

So ging die Sache eine Zeit lang gut. Der Kaufmann empfing von Zeit zu Zeit Zusendungen von seiner Frau und von seinen Freunden, mit denen er durch Hülfe des Calefacters eine lebhafte Correspondenz unterhielt. Dabei wurde seine Behandlung von Tage zu Tage besser. Er fügte sich mit Ergebung in sein Geschick und träumte von glücklichern Zeiten.

Aber der Kaufmann erkannte auch bald, wie ungeheuer er vom Calefactor betrogen wurde. Eine mäßige Entschädigung für seine gefahrvolle Mitwirkung hätte er sich wohl gefallen lassen, aber neun Zehntel von dem, was ihm gesendet wurde, blieb in den Händen des schlauen Betrügers. Dabei mußte seine Familie zu Grunde gehen.

Einst erfuhr er von seinen Schlafgenossen einen andern Weg, auf welchem er sich gegen billigere Provision eine Correspondenz mit seiner Familie sichern konnte. Er schlug diesen Weg ein und verweigerte dem Calefactor jede weitere Mittheilung.

Dieser bemerkte bald, daß der Gefangene auf andere Weise sich seine Bedürfnisse zu verschaffen suchen müsse. Er wurde wüthend darüber. Und nun begann gegen den armen Kaufmann ein System von Lügen, Chikanen,

Mißhandlungen aller Art bis zur Prügelmaschine, worauf er eines Tages in Folge einer falschen Anklage festgeschnallt wurde, daß es unserem Gefühl widerstrebt, die Scenen einer solchen verworfenen Nichtswürdigkeit im Einzelnen auszumalen.

Auf diesem Wege kam es endlich so weit, daß der unglückliche Kaufmann, blaß und abgemagert, jenen stieren gedankenlosen Blick angenommen hatte; in jenes dumpfe Schweigen und in die abgestumpfte Gefühllosigkeit gegen Schimpfreden, Stöße, Schläge und andere Mißhandlung versunken war, welches dem seelenkundigen Arzt angehenden Wahnsinn verräth.

So geschah es eines Tages, daß er in das Büreau der Anstalt geführt wurde, ohne daß man ihm sagte, weshalb. In seinem gedankenlosen Wahn glaubte er nichts weiter, als daß er wieder auf die Prügelmaschine geschnallt werden sollte oder gar, daß man ihn dem Henker überliefern wolle. Das galt ihm gleich, in der Gefühllosigkeit, worin er sich befand, hatte das Leben für ihn keinen Werth und für die Leiden und Freuden war sein gedrückter Geist schon ganz unempfänglich geworden. Dem Calefactor war es gelungen, den Weg zu entdecken, worauf der Kaufmann mit seiner Familie correspondirte; er machte davon dem Inspector und dieser dem Director Anzeige. Ein Aufseher wurde weggejagt, der Kaufmann körperlich gezüchtigt,

jede Verbindung desselben mit der Außenwelt wurde durch verdoppelt strenge Aufsicht abgeschnitten. Dazu benutzte der Calefactor jeden lichten Augenblick in dem Gemüthszustande des Kaufmanns, um die einzige Leidenschaft, der er noch fähig war, die Eifersucht gegen eine immer noch geliebte Frau durch ein heilloses Gewebe von Lügen und Verläumdungen zu nähren.

Wahrlich es giebt keine tiefer nagende Seelenqual, als stets genährte Eifersucht, wenn man sich in der Lage befindet, das geliebte Wesen weder beobachten, noch bewachen zu können; wenn man kein Mittel hat, die Wahrheit oder Unwahrheit zu unterscheiden und mit der Leichtgläubigkeit der Eifersucht stets geneigt ist, das Entsetzlichste für wahr zu halten.

Als er von solchen Gedanken beherrscht in das Büreauzimmer trat, sah er eine elegant gekleidete Person in Hut und Sammtmantille vor sich stehen, die bei seinem Eintritt die Arme ausgebreitet hatte, aber bei seinem Anblick scheu zurücktrat. Es war seine immer noch geliebte Frau, noch prangend in jugendlicher Schönheit. War sie es, oder war sie es nicht, war es ein geliebtes lebendes Wesen oder ein Phantom seiner verwilderten Phantasie. Er rieb sich die Stirn und erkannte endlich seine Frau; diese aber war von seinem Anblicke noch mehr entsetzt, als er selbst.

War das der schöne, kräftige, elegant gekleidete

Mann von feinster Tournüre, mit dem schönen schwarzen Bart, dem kurzgeschnittenen glänzenden Hauptthaar, dem freundlichen Blick und der würdevollen Haltung? Unmöglich, ein abgemagerter Züchtling in grauer Jacke, kurzen Lederhosen und kahl geschornem Kopf, die magere Gestalt gebeugt wie ein Greis, die Blicke scheu und und unstet, das war er nicht, und doch —

In diesem Entsetzen der Frau und dem Schwanken und der Zurückhaltung, die daraus folgte, erkannte der Unglückliche in seinem Wahn das böse Gewissen der gebrochenen Treue. Diese bildschöne Frau, einst sein geliebtes Eigenthum, in den Armen eines Andern; es war nicht zu ertragen, es war um wahnsinnig zu werden, und er wurde es.

Denn als endlich seine Frau, indem sie ihn erkannte, mit ängstlicher Scheu sagte: „Lieber Mann, freue Dich, es ist meiner Verwendung bei einer hohen Person gelungen, den sehnlichsten Wunsch meines Herzens, Deine Begnadigung auszuwirken, hier die Cabinetsordre;“ da endlich brach sein längst schon vorhanden gewesener stiller Wahnsinn in offene Tollsucht aus, er sprang auf seine Frau zu, umkrallte ihren Hals mit übermenschlicher Kraft und schrie mit der heisern Stimme eines krächzenden Raben: „Stirb, Meineidige! Du hast mit jener hohen Person gebuhlt, sonst wäre meine Begnadigung unmöglich gewesen.“

Nur vereinten Kräften konnte es gelingen, der Frau das Leben zu retten. Er wurde überwältigt und gebunden.

Und man schickte den unglücklichen Familienvater, der nun in den Kreis der Seinigen hätte zurückkehren können, auf die Irrenstation in der Charité nach Berlin zurück. Dort liegt er auf einer Matratze, den Schaum vor dem Munde, die Augen wild rollend, die Arme durch die Zwangsjacke gefesselt, eine Menschenruine, das Werk der Verkehrtheiten einer büreaukratischen Straf- und Besserungsanstalt.

. . . .

Auch die beiden andern mit ihm eingebrachten Züchtlinge, der Bauer und sein Sohn, welche wegen verweigerter Abgaben und Dominicalleistungen auf den Gütern des Grafen Banco zur Zuchthausstrafe verurtheilt waren, erlagen ihrem Geschicke.

Der alte Bauer mit seinen breiten, schwieligen Händen und steifen Beinen war völlig unbrauchbar zur Weberei, und trotz aller Mühe und der ärgsten Mißhandlungen und Strafen konnte er es doch nicht dahin bringen, nur ein brauchbares Stück Gewebe zu Stande zu bringen. Vergebens bestürmten der Arbeitsinspector und selbst der Unternehmer der Weberei den Director, ihnen dieses völlig unbrauchbare Subject abzunehmen und es zum Holzhacken zu verwenden, wodurch es nütz-

licher für die Anstalt verwendet werden konnte. Der Director blieb dabei: „Der Kerl soll und muß weben. Ich habe es einmal gesagt und Consequenz soll und muß unter allen Umständen beobachtet werden.“

An dieser Consequenz ging aber der brave Landmann und sonst so fleißige Familienvater zu Grunde. Aus Gram und ungewohnt der sitzenden Lebensweise wurde der alte Mann krank. Nachdem er mit dem Kopf und den Beinen nach unten auf die Prügelmaschine geschnallt war, weil der Director befohlen hatte, den Kerl so lange zu prügeln, bis er weben könne, bekam er, während ihm fünfzehn Hiebe aufgezählt wurden, den Blutsturz. Da endlich wurde er als brustkrank auf die Krankenstation gebracht. Die Diät ist dort so knapp zugemessen, als wolle man Alles durch die Hungercur heilen. Nirgends wurde die Bereicherung durch Mitgenuß an der Speisekammer unverschämter getrieben als auf dieser Station. Während der Inspector und die Küchenbeamten den Thalerwein und die Bouillon tranken und in ihre Familien das Fleisch verschleppten, erhielt der wieder genesende Kranke eine wasserdünne Fleischbrühe, die durch Eintauchen eines Talglichtes gefettet war, einen sauern Landwein und die Knochen vom Fleisch. War endlich der Bauer als nothdürftig genesen von dieser Station entlassen, so sollte er wieder weben. Das Leiden ging von vorn an, da gab es keine Scho=

nung, kein Mitleiden; endlich entschloß sich der Arzt, eine Bescheinigung zu geben, daß der Mann an der ausgebildeten Lungenschwindsucht leide und daher für die Weberei nicht mehr tauglich sei. Und so wurde er denn endlich ausgeschrieben und da der Mann ganz hinfällig war, an leichtere Arbeit gebracht. Diese bestand im Spinnen von Kuhhaaren. Aber der feine Kalkstaub und die von zwanzig Rädern in die Luft gestäubten Haare wirkten auf den Lungenkranken noch viel gefährlicher. Er wanderte von den Kuhhaaren in die Krankenstation, von dieser zu den Kuhhaaren und dann wieder zurück, und so waren kaum einige Monate vergangen, da lag er starr und steif in der Todtenkammer, und der gesund in die Anstalt getretene Mann wurde in einen alten Kasten gepackt und im Sande verscharrt, ohne daß man es der Mühe werth hielt, einen Sandhügel auf das Grab des gestorbenen Züchtlings zu häufen.

. . . .

Sein Sohn, ein kräftiger neunzehnjähriger Bursche, einst der Stolz der Schönen seines Dorfes und der Gegenstand ihrer Bewerbung zum Tanz, hatte ebenso viel plumpes Ungeschick für die Arbeiten der Weberei bewiesen; aber er sollte und mußte weben und erhielt täglich Prügel und Püffe, weil er es nicht begriff. Was ihn selbst betraf, so ertrug er es mit stoischem Gleich-

muth. Prügel, dachte er, gehören einmal zum menschlichen Leben, besonders hier im Zuchthause, wo sie auch unverschuldet ausgetheilt werden. Ein miserabler Kerl, dachte er, der nicht alle Tage seine Tracht Prügel vertragen kann! Aber mein alter Vater, Himmel tausend Donnerwetter. Dessen Mißhandlungen machten ihn endlich wild, nachdem er oft genug gedroht und raisonnirt hatte, sprang er wüthend auf und ergriff den Calefactor bei der Kehle. In einem Augenblicke lagen Beide an der Erde. Die nervigen Fäuste des Bauerburschen waren nahe daran, dem ausgemergelten Zuchthaus-Calefactor den Garaus zu machen. Er schlug ihn dabei blutrünstig im Gesicht. Alle Aufseher stürzten hinzu, aber der wüthende Bauerbursche war ein Löwe an Kraft. Alles schlug drauf. Erst als man ihn halb todt geschlagen und durch einen Schlag mit einem Webebaum betäubt hatte, gelang es ihnen, den Rebellen gegen Ordnung und Disciplin mit Stricken zu binden. So wurde er bei den Beinen aus dem Arbeitssaal in die Straffection geschleift, während sein Kopf am Boden aufschlug. Dann wurde der Halbtodte auf die Prügelmaschine geschnallt; darauf in Eisen geschmiedet. Die glühende Niete verbrannte ihm die Knöchel; die Hammerschläge dröhnten ihm durch alles Mark in den Gebeinen. Auch die Hände wurden gefesselt. So kam er in das

einsame Cachot, um den Sünder seinem Nachdenken und seinem Gewissen zu überlassen.

Aber das Nachdenken brachte ihn zu der Ueberzeugung, daß er nun doch unrettbar verloren sei.

Am andern Morgen fand ihn der Aufseher mit seinem Halstuch am Thürpfosten erhenkt.

Seine Leiche wurde bald darauf durch ihre muskulöse Beschaffenheit eine Hauptzierde des anatomischen Theaters.

. . . .

Und das war gut: ein Wahnsinniger und zwei Todte schon ganz anständige Opfer einer papierenen Büreaukratie.

Die Acten waren dabei in der allerschönsten Ordnung. Die Berichte sahen sehr unschuldig aus. Den Commissarius hätte ich sehen mögen, der die geringste Unrechtfertigkeit zwischen den Zeilen hätte herauslesen können.

Nur Edmund hatte die großen Mängel dieser Anstalt erkannt. Aus reiner Menschenliebe hatte er es für seine Pflicht gehalten, dem Minister darüber einen getreuen Bericht zu erstatten.

Die Folge war, daß der Director veranlaßt wurde, um seine Pensionirung einzukommen, damit nicht, wie ihm unter den Fuß gegeben wurde, eine Untersuchung gegen ihn veranlaßt werden müsse. So erhielt der Mann,

der sich so schwer an der Menschheit vergangen hatte, noch im rüstigen Mannesalter eine anständige lebenslängliche Pension; wieder eine Belastung der Staatskasse, die auf keinem andern Grunde beruhte, als auf dem Princip: Beamte unter keinen Umständen zu compromittiren.

3.

Ueber Edmund Redlich schwebte schon seit seiner Broschüre über die schlesischen Angelegenheiten das Schwert des Damokles am dünnen Haar.

Diese Denunciation gab vollends den Ausschlag. Vor den Ministerialbehörden galt er für einen unruhigen Kopf. Sie ließen ihn fallen und die Gerichte thaten ihre Schuldigkeit, indem sie ihn wegen „frechen und unehrerbietigen Tadels," wenn er auch in der Sache selbst so unrecht nicht habe, zu sechs Monat Festungshaft verurtheilten.

Er wurde auf die Citadelle der Festung M*** abgeführt. Dort traf er einige Offiziere, die wegen vom Regierungssystem abweichender politischer Meinung, oder auch wegen Umgangs mit einem mißliebigen Offizier condemnirt worden waren; dann auch einige mißliebige Literaten, unter andern den Doctor Ajax, die sämmtlich wegen Preßvergehen verurtheilt waren. Aber diese Leute führten dort ein ganz angenehmes Leben. Sie durften

sich literarisch beschäftigen, Spielpartien unter sich halten, das Theater besuchen, selbst zum Theil als Dramaturgen dort mitwirken.

Doch es wird Zeit sein, daß wir nach Berlin zurückkehren; denn es nahen die verhängnißvollen Märztage heran.

Achtes Buch.

Eine aristokratische Heirath. Erneuerung des Verhältnisses mit der Bürgermamsell. Mysterien eines galanten Souper mit Ball. Türkische Justiz.

„Il vous semble, que seigneurie vaut autant à dire comme puissance de mal faire sans punition.

Alain Chartier."

1.

In Berlin treffen wir Graf Banco, zurückgekehrt von seiner Reise nach Schlesien, wo es ihm gelungen war, eine bedeutende Geldsumme für seine verschwenderischen Neigungen aufzutreiben.

Jetzt dachte er im Ernst daran, seine zerrütteten Vermögensumstände zu bessern und pour reparer la fortune die reiche Partie mit der Tochter des Generals von Sanscoeur zum Abschluß zu bringen.

Seine kleinen Abenteuer auf der Redoute, selbst die dem Landschaftsrath gezeigte Reitpeitsche und die darauf gefolgte Festungshaft waren theils vergessen, theils nicht von der Art, um die Ehre eines Cavaliers zu beeinträchtigen. Der General wurde bald durch seine Gemahlin bewogen, seine Zustimmung zu der Heirath zu geben, geschehe es auch nur um seine Tochter von dem Eclat eines Verhältnisses mit dem gereitpeitschten Cavalier, Landschaftsrath Hochherz zu befreien. Der Hochzeitstag wurde angesetzt; indeß bei den delicaten Verhältnissen, die hier vorlagen, sollte die Vermählung in aller Stille celebrirt werden, und alsdann sollte das junge Paar am Lendemain für einige Zeit auf Reisen gehen.

Alwine war dabei gar nicht gefragt. Von Jugend auf gewöhnt, in solchen Dingen einen passiven Gehorsam zu leisten, ließ sie sich als Braut schmücken, empfing, ohne nur mit einem Zucken ihm ein reizendes Lächeln zu gewähren, seinen Handkuß und ließ sich von ihren Freundinnen zum Altar führen. Sie war ernst und todtenbleich, als der Trauungsact geschah. Aber ihre Charakterstärke hielt sie aufrecht; sie bekämpfte eine Ohnmacht, die sie anwandeln wollte. Auf die betreffende Frage des Geistlichen hatte nur der Graf mit einem lauten und barschen Ja geantwortet; Gräfin Alwine dagegen hatte nur die Lippen bewegt. Niemand

konnte sagen, ob sie „Ja" oder „Nein" geantwortet hatte. Der Geistliche und die Zeugen der Trauung nahmen das Erstere an. Schweigend empfing Alwine die Glückwünsche der Gesellschaft. Beim Thee und bei der Abendtafel benahm sie sich ziemlich unbefangen, als sei gar nichts Besonderes vorgefallen.

Nach der Trauung nahm der alte General den Grafen Banco mit in sein Cabinet und übergab ihm die Mitgift seiner Tochter, die vorläufig in fünfzig tausend Thalern bestand.

„Auch gut," sprach der Graf vor sich hin, und schob die au porteur lautenden Papiere mit dem Anschein von Gleichgültigkeit in sein Portefeuille, dann fuhr er fort zu murmeln: „Diese Bagatelle ist schon der Mühe werth, um einmal ein Paar goldene Ringelchen zu wechseln. Bon!"

Ein Notar hatte die Urkunde aufgenommen; der Graf genehmigt, daß das Heirathsgut seiner jungen Gemahlin auf den bereits über den Werth verschuldeten Gütern des Grafen hypothekarisch sicher gestellt werde, und der alte General glaubt Alles in die beste Ordnung gebracht zu haben; aber dem war nicht so.

Als Abends nach der Tafel der Graf Banco sich in das bräutliche Schlafgemach zurückgezogen hatte, weigerte sich Alwine ganz entschieden, sich dahin führen zu lassen.

„Ich bin," sprach sie kalt, „ein Opfer der Convenienz geworden. Man hat mich verheirathet, ohne mich zu fragen. Nun aber bin ich nach der Sitte der großen Welt frei geworden. Möge sich mein Gemahl amüsiren, wie er will, mich darf er nicht berühren. Ich werde nie sein Schlafgemach theilen, auch nie mit ihm auf Reisen gehen."

Mit diesen Worten zog sie sich in ihr Cabinet zurück, gefolgt von ihren Kammerfrauen. Dort wurden die Thüren verriegelt. Sie ließ sich entkleiden und legte sich mit derselben kalten Seelenruhe zu Bett.

Das war eine Brautnacht aus den Mysterien der großen Welt.

2.

Graf Banco war nicht der Mann, sich durch solche kleine Calamitäten im Ehestandsleben niederschlagen zu lassen. Hatte er doch den Hauptzweck seiner Vermählung erreicht, das Geld war sein; das Andere kümmerte ihn wenig. Er lebte nach wie vor in einem Taumel von Vergnügungen, dachte aber jetzt ernstlich daran, nun endlich seine kleine Poussage mit der niedlichen Bürgermamsell zum Ziele zu bringen.

Da bekanntlich das Verhältniß schon abgebrochen war, so beauftragte er seinen Kammerdiener, um die

Sache wieder einzufädeln. Wir wissen schon, daß dieses Factotum des Grafen ein gewandter Briefschreiber war. Es gelang ihm daher, das liebende junge Mädchen durch die zärtlichsten, schwärmerischen Liebesbriefe, die mit dem Namen Liebreich unterzeichnet waren, zu überzeugen, daß, wie sehr auch der Schein gegen ihn sei, er doch in Wahrheit den ehrlichen Namen Liebreich führe, und daß nunmehr die Hindernisse, die ihrer Verbindung entgegenstanden, gehoben seien. Das liebende Mädchen ließ sich abermals bethören und ertheilte dem reuigen Sünder die Erlaubniß, sich persönlich zu rechtfertigen. So kam denn das alte Verhältniß wieder in den Gang; aber jeder Versuch, das Mädchen zu verführen, scheiterte an ihrem sittlichen Werth, an ihrem Zartgefühl und festen Charakter.

Das war, um gleich desperat zu werden. Zehnmal war er im Begriff, das ganze Verhältniß, welches so wenig Aussicht auf Erfolg zeigte, abzubrechen; aber dazu war er zu eigensinnig und zu verliebt. Er, dem noch nie ein weibliches Wesen widerstanden hatte, sollte sich jetzt von einer kleinen Grisette abführen lassen? Das wäre für seine Cavalierehre verletzend gewesen. Und hatte diese vertrocknete Menschenseele auch nicht Herz genug, um wirklich zu lieben, so mußte doch eine unbefriedigte Lüsternheit, die er Liebe nannte, mit dem Widerstande sich steigern.

Rathlos wie er war, besprach er den Fall mit seinen Freunden.

Diese riethen ihm, nach mancherlei Hin- und Herreden, ein feines Souper und Ball mit Grisetten zu geben, und seine Charmante dabei einzuführen; das Beispiel der andern leichten Mädchen, Champagner, Punsch und Tanz, würde dann verführend auf das unschuldige Mädchen einwirken und dann nach Mitternacht bedürfe es nur eines frischgewagten Sturmangriffs, und die kleine Festung würde Chamade schlagen.

„Das ist nichts damit,“ entgegnete der Graf, „die Frechheit der Phrynen würde meine kleine Bürgermamsell bald scheu machen. Zudem haben wir lange genug unsere Orgien mit der Prostitution getrieben, bezahlte Gunst hebt alle Illusionen auf und ermüdet am Ende selbst den Löwen einer genialen Liederlichkeit. Ich schlage vor, daß wir das Ding einmal umkehren, und uns mit galanten Weibern und Mädchen der sogenannten honetten Bourgeoisie amüsiren. Da giebt es denn doch noch kleine Passionen, die eine gewisse Gewandtheit in der Bewerbung voraussetzen. So etwas ist pikant, macht Illusionen und giebt wenigstens die Ueberzeugung, daß man den Sieg nur seiner eigenen Liebenswürdigkeit zu danken habe.“

„Ah, charmant, auf Ehre, ich verstehe,“ sprach

ein anderer der jungen Cavaliere; „Jeder von uns hat gewiß eine kleine Poussage mit einer Beamtentochter, Bürgermamsell oder galanten jungen Frau ....."

„Ich zum wenigsten!" rief ein Anderer.

„Ich auch!" „Ich auch!"

„Gut, so geben wir diesen honetten Schönen Souper und Ball, und damit Alles einen anständigen Anstrich erhält, werden die Mütter mit eingeladen. Galante Töchter haben in der Regel galante Mama's, die sich eine Ehre daraus machen, wenn ihren schönen Töchtern von adligen jungen Herren der Hof gemacht wird."

„Ah, herrlich, magnifique! Das wird der Sache noch den Hautgout geben, diese Alten blind zu machen."

„Für die weitere Einrichtung werde ich sorgen," sprach Graf Banco, „und ich garantire für das Gelingen aller Wünsche. Nur das Eine muß ich noch bevorworten; wir nehmen Alle bürgerliche Namen an. Ihr Andern knüpft das Euern Amanten ein; denn ich habe mich bei der meinigen unter dem Namen eines Kaufmanns Liebreich eingeführt und die Kleine ist ein wahrer Teufel von Keuschheit, sie würde mir sogleich davon laufen, nennte mich Einer von Euch: lieber Graf."

„Nun diese Rücksicht ist schlagend," sprach ein blasser Junker von der schlanken Taille eines Spargel-

stengels. „Aber wenn wir uns denn einmal zu unserm Amüsement encanailliren wollen, so müssen wir wenigstens uns selbst die Illusion machen, als ob wir uns in guter Gesellschaft befänden. Wir nennen also alle die Bürgermamsells: gnädiges Fräulein und lachen sie hinterher aus über ihre Eitelkeit."

„Ja, ja, fämos das, meine galante junge Kaufmannsfrau habe ich immer schon gnädige Frau genannt und ich glaube dadurch allein den schönsten Sieg errungen zu haben."

„Allerdings, allerdings, denn Shakespeare sagt: Eitelkeit, dein Name ist Weib."

„Er würde richtiger gesprochen haben," redete ein älterer Baron den jungen Mann mit wunderbar eingeschnürter Taille an, „wenn er gesprochen hätte: Eitelkeit, dein Name ist Junker."

. . . .

Es war dem Grafen Banco gelungen, Emma und ihre Mutter zu bewegen, an dieser Abendpartie Theil zu nehmen, die er ihr als ein höchst anständiges Vergnügen in einer geschlossenen Gesellschaft geschildert hatte. Emma fragte, wie das gewöhnlich geschieht, nach den Damen, die Theil nehmen würden und er nannte ihr einige Beamtentöchter, die junge Frau eines Kaufmanns, die Tochter eines Conditors und andere anständige Bürgertöchter, die Emma zwar nicht kannte; aber es

waren Namen und Standesverhältnisse, die eben nicht geeignet waren, Besorgnisse einzuflößen. Besonders verscheuchte die Gegenwart der Mutter jedes Bedenken.

Der Kaufmann Liebreich holte seine Braut und deren Mutter gegen acht Uhr im Wagen ab. Emma hatte sich einfach weiß gekleidet und eine Rose im Haar, so wie eine zweite vor der Brust. Diese schlanke und doch volle Gestalt mit der Blüthe der Gesundheit und Unschuld auf den Wangen und den dunkeln, lebhaften Augen, war entzückend schön. Graf Banco verschlang sie mit den Blicken und von dem Rechte des Bräutigams Gebrauch machend, küßte er sie auf das Zärtlichste. Wie aber seine Flammenküsse immer glühender wurden, da entzog sie sich seiner Umarmung mit jungfräulicher Scheu.

Im Saal, wohin er sie und ihre Mutter führte, war schon eine ausgesuchte, wenn auch nicht sehr zahlreiche Gesellschaft versammelt. Herr Liebreich, wie der Graf hier mit auffallender Betonung genannt wurde, stellte seine Braut den übrigen Damen einzeln vor und nannte diese mit Namen und Titel ihrer Väter und Gatten.

Es herrschte hier bei ungezwungener Heiterkeit ein so anständiger Ton, daß es eine falsche Prüderie gewesen wäre, wenn Emma dabei etwas Anstößiges hätte finden wollen.

Man setzte sich zur Tafel, bei jeder Dame ein Herr; da, als der Wein anfing seine Wirkung zu thun, der süße Ungarwein und später der Champagner manchem Dämchen in das Köpfchen stieg, wurde das Lachen immer lauter, der Ton immer freier, ja nach strengen Anstandsbegriffen fast zu frei.

Indeß die ganze Gesellschaft schien sehr intim mit einander bekannt zu sein, also wahrscheinlich waren die Herren Bräutigame, Cousins oder Brüder, wer durfte Arges dabei denken?

Ihre Mutter fand gar nichts Bedenkliches dabei. „Es sind junge Leute,“ sagte sie, „die sind einmal von Natur verliebt und vergnügt. Zu meiner Zeit, na, da ging es bei solchen Fêten noch viel schlimmer her, da wurden alle Küsse in der bunten Reihe weiter gegeben und aus einer solchen Hochzeit entstanden zehn andere.“

Auffallend war nur das, daß bei dem ganzen Souper keine Bedienung zugelassen wurde. Das Local schien eigens für solche Zwecke eingerichtet zu sein. Im Büffet befand sich eine sogenannte Drehlade, wie in Klöstern, Gefängnissen und Findelhäusern. Dort hinein wurden von außen die Speisen geschoben, und durch Umdrehen in das Zimmer gebracht, so daß Niemand von der Bedienung irgend ein Mitglied der Gesellschaft sehen konnte. Die Cavaliere und Damen übernahmen wie zum Scherz abwechselnd die Bedienung der Tafel.

Auf ähnliche Weise kam zum Dessert eine Bowle brennender Punsch und eine zweite mit Ananascardinal herangezaubert.

Diese Getränke regten die Trinklust aufs Neue an, und schon gewährte hier und da ein glühendes Mädchen einen flammenden Kuß. „Alles Verlobte und Verliebte.“ lachte Herr Liebreich und begnügte sich seiner schönen Braut die Hand zu küssen. Diese bescheidene Zurückhaltung rechnete ihm Emma hoch an und pries ihr Loos selig, einen so anständigen Gatten zu erhalten.

Vergebens aber drang Herr Liebreich in seine Braut, mehr und mehr zu trinken. In dieser Hinsicht war Emma sehr zurückhaltend. Während Andere schon ziemlich angetrunken, kaum noch wußten, was sie schwatzten und thaten, blieb ihr Bewußtsein völlig klar.

Nun dann, dachte Graf Banco, möge der Taumel des Tanzes vollenden, was Wein und Punsch nicht vermögen.

Er gab ein Zeichen durch Klingeln an sein Glas, und plötzlich ertönte aus einem Nebensaale eine entzückende Polka.

Wie ein elektrisches Fluidum, so durchzuckte die Musik alle Nerven. Paar um Paar sprangen auf und eilten in den erleuchteten Nebensaal.

Während die Mütter durch das Zureden der Einen der ältern Frauen, die wahrscheinlich in das Geheimniß

eingeweiht war, an der Tafel im Speisesaal zurückgehalten wurden; tollte die junge Welt im rasenden Tanz der Polka bis zum Schwindel im Kreise umher.

Der Saal hatte eine eigenthümliche Einrichtung. Das Orchester war durch einen grünen, dichten Vorhang so abgeschlossen, daß die Musikanten die Tänzer nicht sehen konnten. Rings um die Wände lief ein mit ponceaurothem Zeuge überzogener Divan, der auf türkische Manier aus aufeinander gelegten Matratzen bestand. Beide Säle waren mit Gasflammen auf das Glänzendste erleuchtet und alle diese Flammen wurden durch eine Röhre gespeiset, die in der Ecke der Wand in die Höhe stieg; dort aber befand sich ein Hahn, durch welchen das ganze Lichtmeer ausgelöscht werden konnte.

Diesen Hahn nun mußte Jemand geschlossen haben, denn plötzlich herrschte eine tiefe Urfinsterniß in beiden Sälen.

Ein Schrei des Entsetzens, dann lautes Lachen, und dann leises Kichern ließ sich vernehmen, nur eine Stimme schrie entrüstet: „Unverschämter, Sie sind entlarvt, lassen Sie mich hinaus, nie ein Wort wieder zwischen uns Beiden.“

Es war Emma, sie rang mit ihrem Bräutigam, der sie mit den zärtlichsten Worten beschwor.... Endlich hatte sie die Thür erreicht; aber sie war verschlossen.

Das Geschrei „Mutter! Mutter!" konnte ihr nicht Hülfe bringen, denn auch die Verbindungsthür zwischen beiden Sälen hatten die Bösewichter vorsichtig verschlossen. Neuer Kampf, neue Beschwörungen, neue Verwünschungen von ihrer Seite. Während Emma so ungeberdig widerstrebte, schienen Andere sich besser in ihr Loos gefunden zu haben. Es wurde ringsum immer stiller im Saal.

Endlich hatte Emma ein Fenster erreicht, sie zerschlug eine der großen Spiegelscheiben und schrie hinaus: „Feuer! Diebe!"

„Still, still, um Gottes willen, Sie machen uns Alle unglücklich!"

„Feuer! Diebe! Feuer! Diebe!" schallte mit der Zeterstimme der Angst des Mädchens Hülferuf auf die Straße.

Nun wurde versucht, von außen die Thür aufzumachen; aber sie war verschlossen.

Endlich wich sie den Kolbenstößen der Soldaten. Aber es war Alles dunkel, das Feuer also schon gelöscht. Der Raum vor und in der Thür war mit Menschen gefüllt. Man schrie nach Licht, Kellner mit Armleuchtern und brennenden Wachskerzen erschienen. Welche Scenen? überall Schrecken und Verwirrung, zerrüttete Toiletten, die Damen, damit man sie nicht erkenne, mit den Gesichtern nach der Wand gekehrt. Nur Eine stürzte sich

auf die Eindringenden, während ein Mann sie festzuhalten suchte. Diese Eine war Emma.

Sie wendete sich an einen Mann von großer imposanter Gestalt, dessen ganzes Aeußere den Mann von gediegener Bildung und achtbarer Gesinnung verrieth.

„O mein Herr!" rief sie ihm zu, „beschützen Sie eine Unglückliche gegen rohe Gewalt!"

„Sie, Graf Banco!?" sprach der Unbekannte, indem er mit Würde vortrat, „treffe ich Sie schon wieder auf der Bahn der nichtswürdigsten Verruchtheit? Augenblicklich lassen Sie dieses junge Mädchen los, es steht unter meinem Schutze."

„Herr Landschaftsrath von Hochherz," entgegnete der Graf mit Stolz, „erinnern Sie sich an meine Reitpeitsche und wagen Sie es nicht, sich in meine Privatangelegenheiten zu mischen. Diese junge Dame ist meine Braut, ich bin," sprach er leiser, „hier im Incognito eines Kaufmanns Liebreich."

„Sagen Sie lieber, ein Schurke unter der Maske eines redlichen Mannes. Mein Fräulein, bestimmen Sie selbst, verlangen Sie meinen Schutz gegen diesen verheiratheten Schurken, der sich in Ihr Vertrauen hineingelogen hat, um Sie um Ihre Ehre zu betrügen?"

„Ich bitte und beschwöre Sie darum. Mit diesem Herrn habe ich keine Gemeinschaft mehr. Er ist entlarvt durch seine eigene Frechheit."

„Nun dann“ sprach der Graf mit Hohnlachen, „kann ich Ihnen sagen, schöne Bürgermamsell, daß ich mir mit Ihnen nur einen gnädigen Scherz erlaubt. So wissen Sie denn, daß ich Sie nur ein wenig aufgezogen habe. Hole Sie der Teufel mit Ihrer verdammten Sittsamkeit. Adieu pour jamais!“

„Kommen Sie, Fräulein, fort aus dieser Hölle blasirter Ausschweifung.“

„Meine Mutter!“

„Haben Sie noch eine Frau Mutter hier? wo ist sie?“

„Im Nebensaale.“

Dieser wurde indeß geöffnet und der Baron führte der würdigen Matrone ihre Tochter zu. Dann nannte er sich selbst. Schon sein Rang und Name, so wie sein gesetztes würdiges Benehmen flößte Vertrauen ein. Der Zufall hatte ihn in die Stadt zurückgeführt, wo er in demselben Hotel, wo diese Scenen vorgefallen waren, sein Absteigequartier genommen hatte. Er erbot sich, die Damen in seinem Wagen nach Hause zu begleiten. Das wurde dankbar angenommen.

3.

Sie fuhren in dem eleganten Wagen des Landschaftsrathes. Mit dem offenen Vertrauen, welches die

eigenthümliche Situation herbeiführte, erzählten ihm Emma und ihre Mutter die Geschichte des schändlichen Betruges dieses nunmehr entlarvten Grafen.

„Danken Sie Gott,“ sprach der Landschaftsrath, „daß es so gekommen ist. Weihen Sie diesem Bösewicht keine Thräne. Er ist deren nicht werth. Auch mich hat er um eine geliebte Braut betrogen und dazu hat er mich des Phantoms beraubt, was in der vornehmen Welt für Ehre gilt. Eines solchen Phantoms von Scheinehre kann ich indeß wohl entbehren, denn ich bin mir bewußt, daß ich vor dem Richterstuhl der Verständigen für einen ehrenwerthen Mann gelte, wenn ich auch die Thorheit eines Duells zurückgewiesen habe.“

Darauf erkundigte sich der Landschaftsrath nach den persönlichen Verhältnissen der Familie. Als er vernahm, daß der Vater im Staatsdienst, nach dem neuern Ersparungssystem, mit Aufbietung aller Kräfte keine dreihundert Thaler jährlich verdiene, daß die Tochter mit Hausschneiderei noch eine kleine Zubuße erwerbe und der Sohn, Edmund, weil er in der schlesischen Angelegenheit die Wahrheit gesagt, zu Festungsstrafe verurtheilt sei, erklärte er: „Einer so würdigen Familie muß geholfen werden. Ich werde Sie besuchen, und hoffe Wege zu finden, um Ihre Lage zu verbessern.

4.

Bald darauf sollte Graf Banco noch einen Lohn empfangen für seine nichtswürdigen Gesinnungen, einen Denkzettel, der ihn für immer aus den Salons der haute-volée verbannte.

In einem Kaffeehause, dessen geheimes Spielzimmer auch von dem türkischen Gesandten besucht wurde, hatte dieser alles baare Geld, das er bei sich führte, verloren. Er wollte aufhören zu spielen; doch Graf Banco, der im Pharao die Bank hielt, bot ihm Credit an, welches auch der Türke mit unverwüstlichem Phlegma annahm, worauf er sich den kleinen rothen Kopf seiner langen Pfeife aufs Neue stopfen ließ.

Der Türke verlor eine Summe von etwa hundert Ducaten. Dann erhob er sich und sagte in französischer Sprache, die dem türkischen Diplomaten sehr geläufig war, mit seiner unerschütterlichen Ruhe: „Maschallah Giaur, ich bezahle nicht, denn Du hast mich betrogen. Ich sah es recht gut, wie Du mit bezeichneten Karten spieltest und wie ein Italiener die Volte zu schlagen verstehst. Ich dachte, es ist sein Geld, das er von mir gewinnt, und so laß dem Spitzbuben das Vergnügen, sich selbst zu betrügen. Ich bezahle nicht."

Unter den Mitspielenden entstand eine lebhafte Bewegung. Einige nahmen Partei für den Grafen, Andere für den Türken. Ja es fielen sogar Aeußerungen,

daß man sich von ihm der Betrügerei im falschen Spiel wohl versehen könne.

Der Graf forderte augenblicklich seinen Beleidiger; dieser aber sagte, er müsse erst die beschimpfende Anschuldigung des türkischen Ambassadeurs von sich abwaschen, sonst könne man ihn nicht für satisfactionsfähig halten.

Am andern Morgen schickte er dem Ambassadeur durch einen Secundanten eine schriftliche Herausforderung. Der Türke schrieb darunter ganz lakonisch ein „Non!"

Nun begab sich Graf Banco, mit einem Zeugen in dieser Ehrensache, selbst zu ihm. Der Türke empfing ihn gravitätisch mit dem rothen Feß und blauer Troddel auf dem Kopf, indem er trotz der europäischen Kleidung mit gekreuzten Beinen auf einem Divan saß. Vier Diener, worunter zwei schwarze Eunuchen waren, umstanden ihn. Der Eine hielt den silbernen Spucknapf, der Andere hatte die Tabakspfeife zu besorgen, der Dritte präsentirte den Kaffee und der Vierte trug ein Bambusrohr, wahrscheinlich um auf den ersten Wink des Herrn bereit zu sein, die übrigen Sclaven zu züchtigen.

Der Graf, dessen Stolz es schon verletzte, daß der Türke bei seinem Eintreten nicht aufstand, fragte ihn barsch: „Also, Monseigneur, Sie wollen sich nicht schießen?"

„Maschallah! Ich bin nicht Narr genug, auf mich selbst zu schießen.“

„Excellenz!“ rief Graf Banco lebhaft, „kennen die europäischen Sitten zu gut, um nicht absichtlich meine Frage gemißdeutet zu haben. Ich frage also jetzt bestimmter,“ wobei er ihm ein Paar Pistolen präsentirte, „wollen Sie sich mit mir duelliren, das heißt, auf mich schießen und ich schieße auf Sie?“

„Das Erstere wohl, das Letztere nicht,“ entgegnete der Türke mit unerschütterlichem Gleichmuth.

„Dann frage ich weiter: Wollen Sie mir die Spielschuld zurückzahlen? Es ist eine Ehrenschuld.“

„Eine Schandschuld ist es, denn Hazardspiel ist keine Ehrensache, sondern eine Schande für anständige Männer. Haben Sie mich zu dieser Sünde verleitet, so mögen Sie auch die Folgen davon tragen. Ich zahle nicht.“

„Wollen Sie,“ fragte nun der Graf Banco zitternd vor Wuth, „Ihre Anschuldigung, daß ich falsch gespielt habe, augenblicklich zurücknehmen?“

„Maschallah!“ sprach der Türke, „ich nehme nichts zurück, ich würde eine solche Beschuldigung nicht gewagt haben, wenn sie nicht vollkommen wahr gewesen wäre.“

„Nun dann,“ rief der Graf, indem er seine Reitpeitsche drohend emporhielt, „empfangen Excellenz die

Reitpeitsche, es ist die letzte Genugthuung, die ich meiner Ehre schuldig bin."

Der Türke aber klatschte in die Hände und wie Raubthiere fielen die vier Diener über den Grafen her, warfen ihn zu Boden und der sich eiligst zurückziehende Secundant, ein Lieutenant, Baron von Fingerdünn, war eben noch Zeuge, wie der edle Graf, von einem schwarzen Verschnittenen, während die Andern ihn festhielten und behende die Stiefel und Strümpfe auszogen, die furchtbarste Tracht Prügel auf die Fußsohlen erhielt, die jemals eine Bastonade im ächt türkischen Geschmack gewährt hat.

Der Türke rauchte dabei ruhig seine Pfeife, und während zwei Sclaven die an ein starkes Bambusrohr gebundenen Füße des Grafen hoch hielten, ein Dritter ihn bei den Schultern desselben auf den mit persischen Teppichen belegten Boden niederdrückte und der Vierte taktmäßig draufschlug, zählte der Türke: eins, zwei, drei bis funfzig. Dann klatschte er in die Hände und der vor Schmerz nur noch stöhnende Graf wurde losgebunden.

„Siehst Du, Giaur, Du Sohn eines Hundes, so wird türkische Justiz gehandhabt in dem Hotel eines türkischen Gesandten. Nach dem Gesandtschaftsrecht bin ich Souverain in meinem Hause und Niemandem verant-

wortlich, als meinem Herrn dem Großsultan. Nun geh' nach Konstantinopel und beschwere Dich; Du hast die Frechheit gehabt, mein Hausrecht zu verletzen, das erfordert Strafe, Du hast sie empfangen. Nun sei zufrieden."

Der Graf vermochte nicht auf die geschwollenen Füße zu treten, noch weniger aber seine eleganten Stiefelchen anzuziehen. Man zog ihm deshalb seine Strümpfe an, gab ihm ein Paar in Gold gestickte rothe Sammetpantoffeln und trug ihn hinunter in seinen Wagen.

Die Sache wurde bekannt, so wie denn auch mehrere seiner schlechten Streiche jetzt im höhern Publikum zur Sprache kamen. Von jetzt an waren ihm alle Thüren der feinen Welt verschlossen. Die Ehescheidungsklage wurde gegen ihn angestellt, fand jedoch vielfache Hindernisse in der pietistischen Richtung, die damals die Ehescheidungen erschwerte.

Indeß tauchten die Märztage herauf, eine neue Zeit war aufgegangen, überall gab es Revolutionen und erkämpfte Freiheit. Graf Banco, der gefallene Aristokrat, wollte wieder groß und bedeutend werden um jeden Preis.

Er wurde Revolutionair und Demokrat.

Das Wie wird offenbar, wenn wir ihm in die Geschichte der Märztage bis heute folgen.

Neuntes Buch.

Erste Bewegungen in Berlin. Volksversammlung im Thiergarten. Beginn des Straßenkampfs. Adressen. Am 13. März. Emma in Gefahr. Revolutionaire Umtriebe; der 14. und der 15. März. Graf Banco. Edmund. Volkskampf. Familienscene.

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten."
Schiller.

1.

„Die Republik in Frankreich war ausgerufen; damit der Anblick Europas völlig verwandelt, die Zuversicht auf die Erhaltung des dreiunddreißigjährigen Weltfriedens völlig erschüttert."

Das war der Anfang einer Adresse, welche, mit zahllosen Unterschriften bedeckt, die Bürgerschaft am achten März der Stadtverordnetenversammlung in Berlin übergab.

Weiter hieß es darin:

6*

„Das preußische Volk hat in diesem Augenblick, wo vielleicht sein Wohl und Wehe für Jahrhunderte auf dem Spiele steht, keine Organe, denen es seine Wünsche und Befürchtungen ruhig anvertrauen und sicher sein kann, daß sie am Throne wiederhallen werden. Soll es sie nun schweigend im Herzen tragen, soll also die Regierung über die wahren Gesinnungen des Volks im Dunkeln bleiben, die Nation in einen Krieg verwickelt werden, der ihr fremd ist? Wenn das geschähe, gäbe sich die Nation selbst auf, ein zweites Jena würde sie richten, das muß verhütet werden, so lange noch ein Funken Wahrheitsliebe in unseren Herzen ist. Daher muß die Stimme der Wahrheit im Vaterlande und vor dem Könige laut und deutlich sich vernehmen lassen, und sie wird gehört werden. Niemand aber steht der Krone näher, als die Vertreter der Residenz; Niemand kann sich mit vollerem Rechte in einem solchen Augenblicke zum Organ des ganzen Landes machen, als die Vertreter der Hauptstadt, in der sich alle Interessen, Gedanken und Empfindungen des Volks wie um einen gemeinsamen Mittelpunkt vereinigen. Darum werden die Stadtverordneten gebeten, schnell und ohne Rückhalt das zu thun, was dringend geboten ist. Jede Zögerung bringt Gefahr, wenn sich nicht ungesäumt die friedliebenden Bürger um ihre Fürsten schaaren und sie beschwören, auf die Stimme ihrer Völker zu hören. Außerordent-

liche Umstände erfordern außerordentliche Maßregeln. Es wolle also die Stadtverordnetenversammlung in Berlin sofort eine Adresse an den König beschließen und ihn bitten, ungesäumt die Stände des Reichs um sich zu versammeln, damit Er unverfälscht die Stimme des Volks in der gegenwärtigen gefahrvollen Stunde vernehme. Es werden zugleich in einer solchen Adresse diejenigen Fragen und Wünsche anzudeuten sein, welche gegenwärtig die Nation bewegen, die also eine Läuterung und Prüfung durch die gesetzmäßigen Vertreter des Landes erheischen, und die ihre endliche völlige Lösung gefunden haben müssen, bevor sich das Volk mit muthiger Begeisterung in Kampf und Tod stürzen kann. Diese Wünsche des Volks dürften in folgenden Worten zusammen zu fassen sein: Kein Krieg mit Frankreich, als wenn es deutschen Boden antastet. Gesetzliche Freiheit im Innern, damit wir die Franzosen stolz zurückweisen können, wenn sie uns diese Freiheit bringen wollen. Wir finden diese Freiheit in der völligen rückhaltlosen Erfüllung der, der deutschen Nation und dem preußischen Volke vor, in und nach den glorreichen Kämpfen von 1813 bis 1815 gegebenen Versprechungen, also: 1) Preßfreiheit, damit stets die Wünsche und Bedürfnisse des Volks unverhüllt und unverfälscht gesagt werden dürfen und können. 2) Vermehrung der Vertreter der Land- und Stadtgemeinden,

Aufhebung der Wahlbeschränkungen, mit einem Worte: wahrhafte Repräsentation des Volks und Periodicität der Reichsstände mit beschließender Stimme. 3) Endlich, damit wir nicht blos als Preußen muthig und vereint jedem Feinde, er komme von Westen oder Osten entgegentreten können, sondern auch als Deutsche in jedem Sturm fest und unerschütterlich bestehen mögen: Innige Verbrüderung der gesammten deutschen Nation; zu diesem Ende: Vertretung derselben durch Ausschüsse sämmtlicher deutschen Ständeversammlungen beim Bundestage."

Das war das erste politische Wort des Volks, beschlossen in den Volksversammlungen unter den Zelten im Berliner Thiergarten.

Uebrigens herrschte bei aller innern Aufregung eine düstere Stille in Berlin. Die Pariser Nachrichten hatten einen furchtbaren Rückschlag auf die Börse geübt, so daß mancher reiche Börsenspeculant sich dadurch plötzlich an den Bettelstab versetzt sah.

Berlin trug besonders in den untern Volksschichten eine unheimliche Physiognomie, die man noch nicht recht zu deuten wußte. Diese unheimliche Stimmung zog immer erhitzender durch die Stadt. Man fühlte sich unbehaglich in seiner eigenen Haut; jeder Tag konnte den Ausbruch von Unruhen bringen, deren Ende dann nicht abzusehen sein würde.

Man hatte von der Thronrede des Königs an die entlassene Ständeversammlung mehr erwartet. Diese nicht erfüllte Hoffnung steigerte noch den allgemein schon fühlbaren Unmuth.

Die Regierung schien gegen einen möglichen Volksausbruch gerüstet zu sein. Man erfuhr, daß in der Nacht vom sechsten bis zum siebenten März alles Militair in den Kasernen consignirt war, dunkle Gerüchte bez:ichneten den Abend als den Zeitpunkt beginnender Ruhestörungen, wozu die Fastnachtsschwärmereien allerdings Anlaß geben konnten. Aber es ist ruhig geblieben, auch wohl nie ein Fastnacht festloser begangen, die Vergnügungeu lagen ebenfalls danieder, wie die Geschäfte.

Unter dieser Stimmung wurden die Versammlungen unter den Zelten beschlossen und ausgeführt. Sie entstanden ursprünglich aus dem Plane einiger junger Männer, an die Krone eine Adresse gelangen zu lassen, in welcher die Bitte um Gewährung der damals überall in Deutschland ausgesprochenen Wünsche des Volks ausgesprochen werden sollten.

Wir werden den Ereignissen vom sechsten bis zum achtzehnten März Schritt für Schritt folgen, und werden darin wieder die alte Erfahrung bestätigt finden, daß es auch hier wieder die so beliebten halben Maßregeln der Regierung waren, welche aufreizten, ohne zu beschwichtigen,

und damit allmälig eine Erbitterung zwischen Volk und Militair herbeiführten, die erst Excesse, dann endlich den Ausbruch einer Revolution unvermeidlich machten.

Die Volksbewegung nahm seit dem sechsten die Richtung nach dem Thiergarten. Ohne eigentliche Führer, ohne Bestellung und Verabredung wogten jeden Abend viele Tausende hinaus zum Brandenburger Thore. Die Etablissements der öffentlichen Vergnügungen auf der rechten Seite des Thiergartens, die man mit dem Namen: Unter den Zelten bezeichnet, füllten sich mit Besuchern. In einzelnen Gruppen wurde verhandelt. Volksredner traten auf und sprachen zu Gunsten der Adressen an den König, um gewährt zu erhalten, was das mündig gewordene Volk bedürfe, um nach den Forderungen der Zeit eine verfassungsmäßige Freiheit und gesetzliche Ordnung zu erlangen. Mit jedem Tage erweiterten sich diese Ansprüche.

Unter andern trat ein Mann auf von großer imponirender Gestalt; sein volles Gesicht, das den angehenden Vierziger, aber in der Fülle der männlichen Kraft und Gesundheit verkündete, trug keinen großen Modebart, sondern nur einen militairischen Schnurrbart. Die ganze Haltung verrieth die Würde des durchgebildeten Mannes, der wußte, was er wollte und der in höherer Stellung gewohnt gewesen war, Achtung zu empfangen und Achtung zu gewähren.

Mit einem Wort, es war der uns schon bekannte Landschaftsrath von Hochherz.

Er buhlte nicht um Volksgunst; er war kein Wühler und Unruhstifter, aber volksfreundlich durch seine edlen, wohlwollenden Gesinnungen. War er auch ein aufgeklärter Patriot und hatte längst die Mängel des alten Regierungssystems in seiner amtlichen Stellung und als Gutsbesitzer zu erkennen Gelegenheit gehabt, so war auch sein Geist klar genug, um zu erkennen, daß endlich die Zeit gekommen sei, in welcher der Absolutismus der Krone nicht mehr haltbar sein würde, in welcher unabweislich die Mündigkeit des Volks anerkannt, das System der ängstlichen Ueberwachung und Bevormundung aufgegeben und dem Volke selbst sein natürlicher Antheil an der Gesetzgebung und Steuerverwilligung durch eine freiere Verfassung mit wahrer Volksvertretung zurückgegeben werden müsse.

Er kannte den König aus früheren Verhältnissen persönlich; er war aufmerksam, doch ohne Vorurtheile dessen Reden und Schritten gefolgt; er glaubte daher nicht zweifeln zu dürfen, daß der nur von einigen anerzogenen Vorurtheilen, von Rücksichten der Pietät und Politik gehemmte, von seinen Umgebungen getäuschte König längst erkannt habe, was die erwachte neue Zeit forderte. Er wußte, daß die halben Concessionen, welche der König im Conflict der erwachenden Geistesfreiheit

mit der Umnachtung solcher Hemmnisse den Forderungen der Zeit gewährt hatte, unmöglich nur seinem eigenen klaren Geiste genügen konnten; dabei sah er voraus, daß es jetzt zum furchtbaren Ausbruch kommen werde und müsse, und damit dieser nicht wie ein alle Dämme durchbrechender Strom verheerend alles Volks- und Staatsrecht zertrümmere, beschloß er sich an die Spitze der jetzt ohnehin unaufhaltsamen Bewegung zu stellen, überzeugt, daß der König jetzt nur der Ansprache eines kräftigen Volkswillens bedürfe, um für sich selbst den so nöthigen Stützpunkt für die Gewährungen einer freisinnigen Verfassung zu gewinnen.

Der wahre freisinnige Vaterlandsfreund ist kein alles Bestehende über den Haufen stürzende Wühler, ohne Besseres geben zu können; sondern ein ernster und besonnener Freund des Fortschritts, der nichts niederreißt, ohne Besseres dafür zu fordern und zu geben.

So schlug denn in diesem Geiste und Sinne der wahrhaft patriotische Landschaftsrath eine Adresse vor, welche allgemeinen Anklang fand, indem sie die Forderungen noch freisinniger stellte, als jede frühere.

Es hieß am Schluß:

„Das bestimmte, ins Bewußtsein des Volks übergegangene Bedürfniß nach größerer politischer Freiheit ist der sicherste Maßstab zur Beurtheilung der Reife einer Nation.

Dieses Bedürfniß ist vorhanden.

Wir drängen aber mit Besonnenheit alle Wünsche zurück, welche erst die weitere Entwickelung des geistigen und materiellen Fortschritts im Volke an den Tag bringen wird, und schließen uns den Wünschen der übrigen deutschen Völker an, welche bereits an die deutschen Fürsten gelangt und von Einzelnen gewährt sind. Diese Wünsche sind:

1) Unbedingte Preßfreiheit.

2) Vollständige Redefreiheit.

3) Sofortige und vollständige Amnestie aller wegen politischer und Preßvergehen Verurtheilten und Verfolgten.

4) Freies Versammlungs- und Vereinigungsrecht.

5) Gleiche politische Berechtigung Aller, ohne Rücksicht auf religiöses Bekenntniß und Besitz.

6) Geschworengerichte und Unabhängigkeit des Richterstandes.

Vergessen war hier, Aufhebung aller Patrimonialgerichte und bevorzugter Gerichtsstände.

7) Verminderung des stehenden Heeres und Volksbewaffnung.

8) Allgemeine deutsche Volksvertretung.

9) Schleunigste Einberufung des vereinigten Landtages.

Erst spätere Forderungen knüpften daran: Entlas-

sung der unbeliebten Minister und Ernennung eines volksfreundlichen Ministeriums und anderer Forderungen der Neuzeit. Die vorgeschlagene Adresse lautete weiter:

„Nur die Gewährung dieser Wünsche wird im Stande sein, die Eintracht zwischen König und Volk zu sichern, auf welcher allein die Kraft der Nation nach innen und außen beruhet.“

. . . .

An einer andern Stelle des Thiergartens, doch immer noch in der Gegend vor den Zelten, bewegte sich behende wie eine Schlange eine andere viel schlankere Gestalt, die statt des früher militairisch verschnittenen Bartes jetzt sein nicht unschönes Gesicht in ein volles schwarzbraunes Bartgebüsch, mehr als zur Hälfte versteckt hatte. Kaum war er wieder zu erkennen, hätten nicht die blassen, verlebten Züge und die unruhig und lüstern umherblickenden Augen bei einer feinen und eleganten Haltung den uns bereits bekannten Graf Banco verrathen.

Der Menschenhaufen, in dessen Mitte er sich bewegte, bestand meistens aus Arbeitern und deren Weibern und Kindern. Da sah man so recht den Troß des Berliner Pöbels, die arbeitsscheuen Eckensteher, die faulen Kanalarbeiter; glühend rothe Gesichter, die den süßlichen Dunst habitueller Branntweinsäufer um sich verbreiteten, und blasse halb verhungerte Weber, hagere

Kattundrucker, freche trotzige Gassenjungen und verschmitzte Taschendiebe, die der großen Classe der entlassenen Züchtlinge und Observaten angehörten. Zwischen durch ließ sich einmal eine Polizeinase sehen, oder wohl gar der Helm eines Gensdarmen, der sich aber schnell zurückzog, wenn der Pöbel ihn bemerkte und mit schrillendem Pfeifen oder Spottreden ihn begrüßte.

Unter diese Leute theilte Graf Banco, indem er rechts und links die Hand drückte, halbe Gulden, selbst Thaler aus. Er gab Denen am meisten, welche die trotzigste Physiognomie hatten und sprach dabei: „Hier, brave Arbeiter, trinkt auf das Wohl der Freiheit, die sie uns in Paris gemacht haben. Dort haben sie ihren König fortgejagt, Gott behüte uns, daß wir es auch so machen, aber der unsrige ist nicht fester gewachsen auf dem Throne als es Louis Philipp war, und wenn er uns die Freiheit nicht verwilligen will, und das Volk fühlt seine Kraft, wer weiß wohin das führt?“

„Lauter, lauter!“ rief man ihm von manchen Seiten zu, „reden, reden!“

Zwei stämmige Männer hoben ihn auf die Schultern, so daß er Alle überragte.

„Heda!“ rief er, „mein Herr Gensdarm, wollten Sie wohl die Gewogenheit haben, sich ein wenig zu verziehen, damit Sie nicht von den Schultern dieser braven Arbeiter auf den Schub gebracht werden. Ich

habe mit diesen meinen braven Brüdern ein menschenfreundliches Wort zu reden, nicht aber mit löblicher Polizei, deren Helme mir die Augen blenden."

Die Gensdarmen hatten sich entfernt und der Graf fuhr fort.

„Ja, lieben Leute, in Paris verstehen sie es besser wie hier. Da hat Louis Blanc die Organisation der Arbeit vorgeschlagen."

„Was ist das?"

„Seht, der Arbeiter hat ein Recht, vom Staate erhalten und wenn er invalide oder krank wird, vom Staate versorgt zu werden. Deshalb sollen in Paris auf Staatskosten große Arbeiterwerkstätten errichtet werden. Der Zweck derselben ist, den braven Arbeitern möglichst viel Lohn für möglichst wenig Arbeit zu gewähren."

„Bravo!"

„Wozu, meine Freunde, ist der Reiche da? Um den Armen zu ernähren. Gott hat die Güter der Erde so ungleich vertheilt, damit der Arme was zu fordern, der Reiche was zu geben hat. Wenn ich Euch jetzt beschenke, so ist das meine verfluchte Schuldigkeit; denn ich bin reich und Ihr seid arm. Aber ich gebe es freiwillig, nicht etwa aus gutem Herzen, denn das hole der Teufel, man kommt nicht mehr damit durch die Welt; sondern weil Ihr das Recht habt, mit Gewalt

zu nehmen, was ich Euch nicht freiwillig gebe; denn alles Geld und Gut gehört von Gott und Rechts wegen der ganzen menschlichen Gesellschaft; daher ist jeder Besitz des Einzelnen ein Diebstahl an der Gesammtheit.“

„Bravo, bravo!“

„Giebt Euch der Staat dieses Recht nicht, so forderts vom Staate. Hört er nicht auf Eure Bitten und Protestationen, so verweigert die Arbeit, bis Euch gewährt wird, was Ihr als ein ewiges Urrecht der Menschheit zu fordern habt, verminderte Arbeit und erhöhtes Lohn!“

„Aber dann lassen uns die Meester und Fabrikherren hungern.“

„Meine Freunde, dann hungert aus Patriotismus. Es ist schön und erhaben, für das Vaterland hungern, aber gemein und niedrig ist es, um den leidigen Magensack zu füllen, die ewigen Rechte der Menschheit preis zu geben.“

„Ne, nee, nich hungern, nich dursten.“

„Hunger und Durst treibt das Volk zur Verzweiflung. Volksverzweiflung macht Revolutionen; diese aber bringen Anarchie, die Anarchie aber giebt jedem Armen das Recht, in jedes beliebige Haus einzubrechen und sich vom Reichen zu holen, was der Arme bedarf, um künftig nur von Braten, Kuchen und Champagner

zu leben. Diesen Zustand möglichst verlängern, heißt die Permanenz der Anarchie decretiren.''

,,Bravo!''

,,Schließlich frage ich Euch noch, worin besteht der Unterschied einer Permanenz der Anarchie und einer anarchischen Republik?

,,Dat weeß der Deiwel!''

,,Auch ich kann es Euch sagen: Eine anarchische Republik bedarf auf jedem öffentlichen Platz der Aufstellung einer Guillotine; die permanente Anarchie aber kann diesen Luxusartikel entbehren, in diesem Zustande ist jedes Schlächterbeil eine vom souverainen Volk gehandhabte Guillotine.''

,,Donnerwetter!''

,,Ja meine Freunde, die Proletarier, wie Euch die Reichen nennen, haben zwei Feinde, die Aristokratie der Geburt und die des Geldes, welche nichts wollen als die Armen zu Sclaven machen und sich von dem Schweiß der Arbeiter mästen!''

,,Bravo!''

,,Daher nieder mit dem Adel und mit den Reichen, sobald es losgeht, große Gütergemeinschaft, Theilung alles Besitzes, keine andere Herrschaft als die des eigenen Willens. So nur kann es besser werden in der Welt.''

,,Bravo! Bravo!''

,,Ich selbst bin ein Reicher, bin ein Aristokrat, und

wenn ich selbst mich gedrungen fühle einzugestehen, daß das Unrecht auf unserer Seite ist, so muß Euch das als ein doppelt starkes Zeugniß für die Wahrheit meiner Worte gelten."

„Brav, sehr brav!"

„Ich spreche gegen meine eigenen Standesinteressen; aber aus meinem Herzen redet die Menschenliebe; darum, Freunde und Brüder, folget mir, wenn es erst drüber und drunter gehen wird, folget dem Grafen Banco, der seinen Grafentitel zu Boden wirft und mit Füßen tritt. Nennt mich künftig nicht anders als Freund Banco, Bruder Banco, Staatsbürger, und Ihr habt mir damit den schönsten Ehrentitel gegeben."

Ein stürmischer Beifall krönte diese Worte. Als die Ruhe so weit hergestellt war, daß der Graf sich wieder vernehmbar machen konnte, fuhr er fort:

„Als Euer Freund und Bruder darf ich fortan mit Euch nur eine Kasse haben. Ist Jemand von Euch in Noth, so komme er zu mir. Ich werde mit jedem Bedrängten theilen, bis ich selbst so arm bin, wie er ist. Hat Einer kein Hemd von Euch, ich gebe ihm das meinige und wäre es mein letztes."

„Du Alter!" sprach er einen zitternden Greis an, „Dein Sackpalletot hat Löcher, ist dünn und fadenscheinig, kann Dich nicht mehr wärmen. Es ist billig, daß

wir tauschen, der meinige ist noch neu, warm wattirt und mit Seide gefüttert; ich aber bin noch jung und habe heißeres Blut als Du, mir schadet die Kälte nicht, hier, da!"

Und damit tauschte er mit dem armen alten Mann seinen Palletot, dieser hüllte sich mit tausend Gotteslohn in den prächtigen, mit reichen Schnüren bedeckten Ueberzieher vom feinsten Buckskin und der Graf prangte in dem Rock des Bettlers.

Die Wirkung dieser auf Effect berechneten Scene war in der That elektrisch wirkend auf das Volksgefühl. Graf Banco war in diesem Augenblicke der Gott des Volks. Die zunächst Stehenden sanken auf ihre Knie, Andere küßten ihm Rock und Hände; stämmige Eckensteher drückten ihn an ihre breite Brust, Droschkenkutscher boten ihm die Benutzung ihrer Droschken umsonst an und ein Fischerweib mit dem zerzauseten Haar eines Medusenhaupts trank ihm aus ihrer Branntweinflasche zu und eine zweite präsentirte ihm aus ihrer Horndose eine schauderhafte Prise.

So war Graf Banco, der ausgestoßene Aristokrat, in Voraussicht der Dinge, die da kommen sollten, Demokrat geworden. Er hatte jetzt die Macht eines Volkstribun. Diese anzuwenden, blieb der weitern Entwickelung der vorhandenen Gährungsstoffe vorbehalten.

Jetzt sprach er mit weniger lauter Stimme zu sei-

nen nächsten Umgebungen und diese sagten es weiter, so daß es bald wie ein Lauffeuer den ganzen Pöbelhaufen ergriff:

„Seht Ihr da ringsum die blitzenden Helme der Gardedragoner, da die Bajonette der Gardeinfanterie und dort die schwarz=weißen Fähnchen der Gardelandwehr=Uhlanen; ist das Vertrauen, das Volk mit solchen Schergen der Gewalt zu umgeben? Die Soldaten sind unsere Brüder; wenn sie aber mehr auf das Commando ihrer Offiziere hören als auf die Stimme der Menschlichkeit, so sind sie unsere Feinde. Versuchen wir uns mit ihnen zu verbrüdern; wenn sie indeß Knechtssinn genug haben, die dargebotene Bruderhand nicht anzunehmen, so wäre ihnen besser, daß sie mit Hohngeschrei, Pfeifen und Steinwürfen zu allen Teufeln gejagt würden. Greifen sie an, so lauft davon und sammelt Euch hinter ihnen wieder. So nur kann das Volk die Soldaten im Dienst ermüden und endlich den Sieg davontragen.“

Diese Lehren verbreitete Graf Banco in den ihn näher umgebenden Gruppen. Dann ging er zu andern Volkshaufen und fing seine Rede wieder von vorn an.

Bald fand er Beistand. Verkommene Literaten, polnische und französische Emissaire sprachen in demsel=

ben Sinne. Von Seiten der Letztern wurde verschiedentlich Geld vertheilt.

. . . .

Das geschah am dreizehnten März. An diesem Tage hatte sich das Gerücht verbreitet, es sei höhern Orts beschlossen, die Volksversammlung vor den Zelten im Thiergarten nicht mehr ferner zu dulden. Eben dieses Gerücht aber hatte dazu beigetragen, die Volksmasse noch zu verdreifachen. Man wollte doch sehen, wie das Militair gegen ruhige Bürger verfahren würde; besonders in der Gegend des Schlosses war Alles voll auf- und niederwogender Menschenmassen. Viele wollten nur die zur Audienz bei dem Könige zugelassene Deputation vom Schlosse zurückkehren sehen, und viele Tausende zogen unter den Linden hinab, dem Brandenburger Thore zu. So vermehrte sich die Versammlung vor den Zelten, zum nicht geringen Schrecken der Polizei, in jeder Viertelstunde um Tausende.

Anfangs hatte die Versammlung gar keinen politischen Charakter gehabt. Man sang Lieder, trank Weißbier und brachte Vivats. Man hielt kurze Reden, verhöhnte die Polizei und verhaftete sogar einen Gensdarmen, den man der Thorwache übergab. Später erschien der Polizeipräsident von Minutoli zu Pferde und suchte begütigend auf die schon sich erhitzenden Gemüther einzuwirken. Da trat ein Arbeiter an ihn heran und klagte,

daß er sieben Kinder, aber seit mehreren Tagen keine Arbeit habe. Der Polizeipräsident versprach Allen, es solle thunlichst für sie gesorgt werden, nur möchten sie sich friedlich verhalten. Darauf brachte ihm die Menge ein donnerndes Hoch!

So zeigte der Volksauflauf noch keineswegs einen gefährlichen Charakter; doch gegen sechs Uhr hatten sich im Thiergarten allerdings imposante Menschenmassen angehäuft. Da dieses bedenklich gefunden wurde, so setzten sich zahlreiche Patrouillen in Bewegung, durchzogen den Thiergarten nach allen Richtungen hin und trieben so die allzudicht wogenden Volkshaufen langsam auseinander.

Nun erst, als diese Bewegungen bekaant wurden, strömte Alles nach dem Thiergarten hinaus und man rechnete die dort wogende Volksmenge auf 20- bis 30,000 Menschen.

Von da an erst nahm die Versammlung den geschilderten mehr politischen Charakter an. Die bedeutende Truppenmasse, die sich vor dem Thore gegen sieben Uhr entwickelte, erbitterte die Menge und weckte erst die Lust am Verbotenen.

So zog sich denn die vom Militair aus dem Thiergarten vertriebene Menge unter Schreien, Pfeifen und Singen langsam durch das Brandenburger Thor, die

Linden hinab und sammelte sich wieder in der Umgegend des Schlosses.

Dort, auf der Schloßfreiheit stieß die ungeheuere fortgeschobene und gedrängte Menschenmenge plötzlich auf eine dort aufgestellte Abtheilung Garde-Dragoner.

Die Neugierigen und Tumultuirenden konnten nun nicht weiter vordringen. Große Massen derselben sammelten sich daher unter den Fenstern der königlichen Wohnung und schrien: „Freiheit, Preßfreiheit!“

Graf Banco, immer einer der Wüthendsten unter den Tumultuirenden.

Andre verhöhnten das Militair und warfen sogar mit Steinen in die dicht aufmarschirten Colonnen.

So hatte der Auflauf völlig den Charakter eines Straßentumultes angenommen, der sich um das Schloß concentrirte und von da an bis zum Brandenburger Thore hinauszog.

Wer jemals in einer großen Stadt einen solchen Straßenauflauf gesehen hat, wird wissen, welch eine schauerige ungeheuere Menschenwüste sich dort bildet. Wie Milliarden Sandkörner der heiße Samum in der Wüste Sahara zu glühenden Bergen, die ganze Karavanen begraben, zusammenweht, so wachsen hier Tausende und aber Tausende von Menschen wie aus dem Boden hervor. Einer kennt den Andern nicht; was aber im gewöhnlichen Leben gefühl- und gedankenlos aneinander

vorüberwogt, das hat jetzt eine, wenn auch noch dunkle Sympathie ergriffen. Eine Seele, ein Gedanken scheint das ganze zehntausendgliedrige Volksungeheuer zu bewegen und wohin dieses sich stürzt, da ist kein Widerstand mehr möglich.

Noch war man in dem Grade über Ziel und Zweck der Bewegung nicht so einig, daß es nicht den aus allen Seitenstraßen heranrückenden starken Militairpatrouillen gelungen wäre, die Menge auseinander zu treiben.

Diese Menge aber bestand allerdings zum großen Theile aus Gesellen, jungen Burschen und Arbeitern. Die Mehrzahl aber waren Neugierige, die höchstens am Scandal ihre Lust hatten.

Die Hausthüren in der Straße der Bewegung waren allerdings geschlossen, die Fenster der hohen Häuser mit Köpfen von Neugierigen besetzt. An diesem Abend kam es noch nicht zu weitern Excessen. Um zehn Uhr wurde es ruhiger auf den Straßen, um elf Uhr war Alles still.

Das war indeß nur ein Wetterleuchten vor dem Gewitter gewesen, ein Vorspiel, dem die tragischeu Scenen des ernsteren Drama bald nachfolgen sollten.

2.

Es bedarf wohl keiner Andeutung, daß die Männer

im Rath des Königs sich in ihrer eigenen Haut unheimlich fühlten.

Rochow, der Erfinder des beschränkten Unterthanenverstandes, war todt; Eichhorn, der Papst des Glaubenszwanges, war gehaßt; Thiele, der Großvater der Pietistisften, war nichts weniger als geachtet; der Justizminister Mühler mit seiner Erfindung der Entscheidung von Rechtsfragen durch Ministerialrescripte, der Versetzung und Entsetzung mißliebiger Richter, war unbeliebt; Savigny, als Fabius cunctator der Gesetzrevision; Bodelschwing mit seinem langarmigen papiernen Regiment; Rother, ein persönlich trefflicher Mann, mit seinen Uebergriffen in die Privatindustrie, waren verhaßt, kurz unter Allen wankte der Boden, wenn das Volk tobte.

Man wagte nicht einzuschreiten und wagte nicht nachzugeben, erbitterte also durch die beliebten halben Maßregeln mehr als man versöhnte, verlor täglich mehr Terrain und sah das Ungeheuer der Revolution, grade unter den Augen seiner zaghaften Wächter, riesengroß wachsen.

In dieser Zeit war es, als zwei junge Mädchen bei dem Justizminister eine Privataudienz nachsuchten.

Beide waren hübsch und anständig genug, um bei dem ernstesten Staatsmann auf eine freundliche Aufnahme rechnen zu dürfen. Sie waren Beide von bescheidenem Benehmen, aber entschlossenem Charakter.

Die Eine zeichnete sich ein auf das Anmeldeblatt als Bertha Leblos, Tochter des Geheimraths a. D. und die Andere nannte sich Emma Redlich.

Die Erstere hatte sich beeilt, die Bekanntschaft der Schwester ihres Geliebten zu machen. Beide waren bald die innigsten Freundinnen geworden und Beide hatten jetzt einen Zweck: um die Begnadigung Edmund's zu bitten.

Der Minister nahm ihre Bitten gnädig auf und versprach, da der junge Mann nichts als die Wahrheit in seiner Broschüre gesagt und der König selbst wünsche, die Presse recht bald von ihren Fesseln zu befreien, so würde er sich gern für dessen Begnadigung verwenden und Se. Majestät würde mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, dem unruhigen Volke den Beweis in die Hand zu geben, daß die Befürchtungen, welche demokratische und revolutionaire Wühler rege gemacht hätten, völlig ohne Grund seien.

Am dritten Tage nach dieser Unterredung kehrte Edmund schon auf der Eisenbahn von der Festung nach Berlin zurück.

Doctor Ajax hatte schon vor ihm seine Begnadigung empfangen, so wie denn überhaupt jetzt Milde gegen politische Gefangene, um die Volksgunst zu gewinnen, zu den Maximen der Regierung in der jetzigen bewegten Zeit gehörte. So kam auch Doctor Ajax nach Berlin

zurück, zu einer Zeit als schon die Spannung zwischen Volk und Soldaten einen hohen Grad gegenseitiger Erbitterung angenommen hatte.

Die Familie Redlich wohnte nicht mehr in der früheren Hofwohnung auf der Brüderstraße, sondern hatte im Vorderhause desselben Hauses im dritten Stock eine angenehmere und anständigere Wohnung bezogen.

Das war so gekommen: der Landschaftsrath von Hochherz hatte sich seit jenem verhängnißvollen Abend der Familie des von ihm geretteten Mädchens mit warmer Menschenliebe angenommen. Von den Verhältnissen dieser Familie war er bereits unterrichtet. Bei einem Besuche, den er dieser Familie machte, schlug er dem alten Geheimen Canzlisten vor, aus dem undankbaren Staatsdienste auszuscheiden und bei ihm eine Stelle als Rendant der etwa 4000 Thaler jährlich betragenden Zinsen und Eisenbahn=Dividenden, auch Miethzinse von drei Häusern, die ihm eigenthümlich gehörten, zu übernehmen. Er versprach ihm dafür einen fixen Gehalt von 800 Thalern jährlich, freie Wohnung und einige Naturalien von seinem nahe belegenen Gute.

Wer war glücklicher als die Familie Redlich! Zufällig war das Haus auf der Brüderstraße, worin diese Familie so lange gewohnt hatte, Eigenthum des Landschaftsraths und die Dienstwohnung, die ihr überlassen war, lag in demselben Hause, aber nach der Straße

hinaus, im dritten Stock. Dieser Umstand aber sollte, wie wir später hören werden, verhängnißvoll für die Familie werden.

Um noch Einiges einzukaufen, was zu der neuen Einrichtung der Familie gehörte, war Emma Nachmittags ausgegangen. Sie hatte ihre Freundin Bertha Leblos besucht und beide Mädchen freuten sich der baldigen Rückkehr ihres Bruders. Von ihm waren Beide des unerschöpflichen Lobes so voll, daß darüber Stunde auf Stunde verging. Schon dämmerte der Abend, als Emma mit Schrecken an den Heimweg dachte.

Gewohnt allein zu gehen, lehnte sie jede ihr angebotene Begleitung durch den Bedienten des Geheimraths ab. Aber wie erschrak sie, als sie auf dem Schloßplatz sich plötzlich von einer ungeheuern Menschenmasse umdrängt sah, die von starken Militairpatrouillen umgeben, ihrer Wuth durch Schreien, Pfeifen, Toben und Steinwürfe Luft machte.

Dem Ersticken nahe, befand sie sich im furchtbarsten Gedränge der rohesten Volkshaufen und wo sie darüber hinaussehen konnte, sah sie geschwungene Pallasche der Garde-Dragoner, Helme und Bayonette der Infanterie und die bewimpelten Lanzen der Uhlanen. Der gemeine Soldat, gereizt durch mehrtägige Strapazen des Hin- und Hermarschirens, durch Verhöhnung und Steinwürfe des Volks, war damals schon in eine Wuth

gebracht, die an keine Schonung mehr denken ließ; einzelne Haufen der Soldaten sprengten ohne Ordre in die dichtesten Volkshaufen und richteten dort schwere Verwundungen an. Dragoner zerschlugen in Wuth mit ihren Pallaschen die Fenster der untern Etagen, selbst die kostbaren Spiegelscheiben der eleganten Läden. So getrieben von den nachdrängenden Soldaten schob sich die ganze wogende Menschenmenge in die Brüderstraße hinein. Da andere Menschenhaufen von der entgegengesetzten Seite andrängten, so würde das zartgebaute junge Mädchen von ihren starkknochigen Umgebungen bald zu Tode gedrückt und unter die Füße gestampft worden sein, hätte sich nicht ein Mann von großer und starker Figur und imposanter Haltung ihrer angenommen. Mit freudigem Schreck erkannte Emma den Landschaftsrath, der sie selbst erst später erkannte, nachdem das Rettungswerk fast vollendet war.

Dieser ergriff sogleich die zweckmäßigsten Maßregeln. An vier stämmige Maschinenarbeiter aus der Borsig'schen großen Eisengießerei und Maschinenbau-Anstalt, die sich ebenso sehr durch ihre Rechtlichkeit, wie durch ihre Körperkraft auszeichnen, gab er Jedem einen Thaler mit der Aufforderung, das junge Mädchen glücklich aus dem Gedränge zu bringen. Die Männer sagten, daß sie für einen solchen Dienst der allgemeinen Christenpflicht keine Belohnung annehmen würden. Sie wiesen das Geld

zurück und nahmen es erst an, als der Freiherr von Hochherz ihnen sagte: „So gebt es euern hülflosen Kameraden, die keine Arbeit haben.“

„Das soll geschehen!“ rief der Eine und verflucht sei der Groschen, den wir davon vertrinken.“

„Nun aber frisch zum Werk!“

Nunmehr benutzten diese Männer ihre Arme und bildeten so, nachdem sie noch einige Kameraden zu Hülfe gerufen hatten, ein Carré um das junge Mädchen aus einer lebenden Menschenmauer, welche die tobenden Volksmassen nicht zu durchdringen vermochten. Jetzt bot ihr der Landschaftsrath, um sie besser schützen zu können, seinen Arm und nun erst erkannte er nicht ohne angenehme Ueberraschung, mitten im furchtbarsten Gedränge seinen früheren Schützling: Emma Redlich.

Langsam rückte man vor im Gedränge bis auf die Brüderstraße, wo Emma wohnte. Die ganze Masse war von dem nachdrängenden Militair in diese ziemlich enge, nach dem Schloßplatz ausmündende Straße zusammengedrängt. Plötzlich wogte ihnen von oben her eine so compacte Menschenmasse entgegen, die wie aus einem Körper bestehend, weder aufzuhalten, noch zu durchbrechen war. Dabei von der Schloßseite herein nicht minder stürmischer Andrang. Von dieser Seite das Geschrei: „Die Soldaten haben die ganze Straße abgesperrt!“ von der entgegengesetzten Seite her ein mark-

erschütterndes Wuth= und Nothgeschrei, worin man nur die einzelnen Ausrufe hörte: „Die Cavallerie rückt im Trabe vor und haut ein! Wir sind in einem Sack gefangen und sollen alle massacrirt werden.“

Schon war die Dunkelheit hereingebrochen über diese Schrecknisse, nur war es noch ein Glück, daß die Gaslampen schon vor der Dämmerung angezündet waren und so hatte man noch das Schrecknіß, die in der Luft blitzenden Schwerter der Garde=Dragoner zu sehen und die Helme der hoch zu Roß sitzenden Reiter, deren große und starke Pferde allein schon hingereicht haben würden, die wehrlose Menge unter die Hufe derselben nieder zu stampfen.

Dicht an die rechte Häuserreihe gedrängt, rief Hochherz: „Laßt uns versuchen uns in irgend ein Haus hineinzuretten.“

Aber die Bewohner hatten die Hausthüren von innen verschlossen und zugeriegelt. Vergebens war alles Klopfen. Wer wollte sein Haus und alle Bewohner der Gefahr aussetzen, von einer tobenden Menschenfluth überwältigt zu werden, die dann vielleicht in ihrer Wuth sich aller Meubeln als Wurfgeschütz aus den Fenstern bedienten und dadurch die Bayonette der Soldaten herausforderten, sich in die Häuser zu drängen und dort Alles, was lebend war, nieder zu stoßen, oder mit dem Kolben zu erschlagen?

So war denn die zusammengedrängte Menge, der jede Möglichkeit zur Flucht versperrt war, schutzlos den Hieben der Dragoner preisgegeben, welche denn auch von ihren Waffen und den Vortheilen ihrer Position so rücksichtslos Gebrauch machten, daß es schon an diesem Tage Todte und Schwerverwundete, beklagenswerthe Opfer einer fehlerhaften Disposition gab; denn es läßt sich nicht denken, daß irgend ein Commandeur den ebenso unsinnigen als grausamen Befehl gegeben haben könnte, wonach Menschenmassen, in einer gesperrten Straße zusammengedrängt und ohne Möglichkeit der Flucht, niedergemetzelt werden sollten.

Die Bewohner der Häuser wehten mit weißen Tüchern aus den Fenstern und schrien den einhauenden Dragonern zu, doch nicht so unsinnig zu sein, da die Straße nach der Schloßseite zu gesperrt sei; aber das Alles half nichts, entweder überhörte man im Kampfgetümmel diesen Zuruf oder die aufs Aeußerste erbitterten Soldaten waren taub und blind gegen jede Stimme der Menschlichkeit.

Schon waren die Dragoner unsern Flüchtlingen ganz nahe gekommen, nur noch durch eine Mauer von aufeinander gepreßten, Hülfe schreienden Menschenleibern von ihnen getrennt, und diese würde sie gegen die blanken Klingen auf die Dauer nicht geschützt haben. Da

rief der Landschaftsrath aus: „Endlich, da ist mein Haus! wir sind gerettet!“

Aber das Haus war verschlossen, doch der edle Hochherz hatte den sogenannten Drückerschlüssel bei sich. Er versuchte damit zu öffnen; aber das ganze große Schloß war verschlossen, vielleicht waren noch die starken eisernen Riegel von innen vorgeschoben gewesen. Alles Rufen und Klopfen war vergebens, die ängstlichen Bewohner öffneten nicht.

Eine schreckliche Lage, Emma befand sich unter den Fenstern ihres Vaters, der vielleicht oben auf sie herabsah, indem er mit Aengstlichkeit die Rückkehr seiner geliebten Tochter erwartete, aber keine Möglichkeit wäre gewesen, sie von oben herab im Dunkel des Volksgetümmels zu erkennen und keine Möglichkeit war es, sich ihm nach oben hin verständlich zu machen.

So schien nichts sie retten zu können, den schrecklichsten Tod erwartend, hatte sie keinen Raum mehr auf Erden als an der Brust ihres Freundes, der sie mit seinen Armen umschloß, und ihr noch in der Vertiefung der Hausthür auf der Höhe der Trittstufen ein Plätzchen verschafft hatte, wo er sie mit seinem Leibe wenigstens gegen die Pallaschhiebe der schon ganz nahe herangerückten Dragoner schützen konnte. Da, neben der Hausthür, erblickte Hochherz ein Fenster im hochgelegenen Parterre. „Uebernehmen zwei“ rief er, „den Schutz

dieses jungen Mädchens und Einer steige auf meine Schulter, schlage die Scheibe ein und steige in das Fenster hinein, um dann von innen die Hausthür zu öffnen. Sagt nur, ich sei da, der Landschaftsrath Hochherz!"

Mit großer Gewandtheit vollzog einer der Arbeiter diesen Versuch zur Rettung, aber, o Himmel! die Aengstlichkeit der Bewohner hatte von innen die Laden geschlossen. Vergebens war die Fensterscheibe eingebrochen; es war keine Möglichkeit, einzusteigen.

Da bemerkte Hochherz in der Nähe eine der Leitern, welche ein Lampenanzünder im Gedränge hatte stehen lassen. Auf sein Verlangen wurde sie ihm zugereicht; er nahm sie auf seine Schultern und rief: „Nur geschwind hinauf zum zweiten Stock, das ist meine Wohnung."

So hielt er die Leiter auf seinen Schultern und ein schlanker junger Mann in schwarzer leinener Blouse stieg hinauf, das Fenster war bald eingeschlagen und der Mann war im Innern. Keine Minute verging, so war die Hausthür von innen geöffnet. Emma war gerettet, der Landschaftsrath mit ihr und die braven Retter, sowie viele bedrängte Menschen stürzten mit in die geöffnete Hausthür hinein und füllten bald die Flur, den Hof, die Treppen und die untern Gemächer.

Später erst öffneten mehrere Hausbesitzer ihre Thü-

ren und nur so war es möglich gewesen, es zu verhindern, daß nicht Hunderte und Tausende hier gespießt, zerhauen oder unter die Hufe der Rosse niedergetreten wurden.

Endlich wurde ein Fluchtweg geöffnet und gegen Mitternacht erst wurde es stiller auf den Straßen; aber das war keine Ruhe des Friedens, das war eine Ruhe des Grolls, eine Stille, die sich für neue Bewegungen vorbereitete.

3.

Nie hat Berlin so viel Fremde beherbergt, von denen die Polizei wenig oder nichts wußte.

Hier und dort, besonders in den halb unterirdischen Trinkstuben begegnete man fremden Physiognomien, unter denen sich leicht die Nationalitäten von Polen und Franzosen erkennen ließen. Unter den Letztern sah man heimlich zurückgekehrte deutsche politische Flüchtlinge und Republikaner von allen Schattirungen.

Noch hüteten sie sich, ihr Abzeichen, die rothe Feder am Hut, zu tragen; aber vielfach sah man schon die aufgeschlagenen grauen oder schwarzen Calabreserhüte und besonders vollbärtige Gesichter, fliegendes Hauptthaar, weite auffallend carrirte Schnürenhosen und offenstehende Sammetröcke, mit offener Brust und ohne Halstuch.

Die eigentlichen französischen Agenten, welche den Seckel der französischen Republikaner führten, waren

feine Leute, die irgend ein ostensibles Handelsgeschäft zu betreiben vorgaben und in den ersten Hotels logirten.

Mit diesen verkehrte besonders Graf Banco. Er war der Vertraute der Pläne einer französisch-polnischen Propaganda und verwendete in ihrem Interesse die Geldsummen, welche er aus den Händen jener revolutionairen Emissaire empfing.

Ihm hatten sich angeschlossen der von der Festung eben zurückgekehrte Doctor Ajax, der, was wir vergessen hatten zu erwähnen, ein cassirter Lieutenant von ehedem war; ferner eine uns schon bekannt gewordene emancipirte junge Dame, die heimlich nach Berlin zurückgekehrte Madame Waston, die meistens in Studentenkleidung ging und jene politischen Flüchtlinge, die den Troß dieser republikanischen Propaganda bildeten.

Graf Banco führte diese Letztern in die Werkstätten und Arbeitsplätze der Arbeiter, wo sie Geld und Branntwein austheilten und die deutsch reden konnten, ihnen communistische und socialistische Unmöglichkeiten in den Kopf setzten. Der Graf half als Dolmetscher Denen, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren, um französischen Unsinn und polnischen unklaren Freiheitsschwindel in deutsche revolutionaire Schlagwörter zu übersetzen.

Madame Waston dagegen erhitzte durch Reden voll Freiheitsschwindel die Köpfe der Studenten in den Bier-

stuben und Ajax wirkte in den Volksversammlungen vor den Zelten, die täglich zahlreicher wurden, denn unglaublich ist die Masse der Neugierigen in Berlin, die aus keinem andern Zweck in den Thiergarten hinauswanderten, als um zu sehen, was los sein würde, wo so imposante Militairmassen sich entfalteten.

Ein neugieriger Berliner ist furchtbar in seinem Muth und großartig in der Ausdauer. Nichts kann ihn schrecken, kein Kugelpfeifen, kein Kanonendonner, keine Bajonette und blinkenden Helme. Unermüdet steht er drei, vier Stunden lang, läßt sich hin- und herschieben im Gedränge, flieht nur, um sich wieder zu sammeln und sammelt sich nur, um zu sehen, was denn eigentlich los ist und das kann ihm Niemand sagen, denn Alle, Hunderte und Tausende, werden von derselben Neugier gebannt, ohne zu wissen, weshalb sie eigentlich dort stehen.

Nichts hilft das „Zaruck! Zaruck!" der Gensdarmen, nichts die höfliche Ermahnung des Polizeicommissairs: „Meine Herren gehen Sie auseinander!" Nur der Einzelne, der sich ganz allein sieht, hört auf solche polizeiliche Ermahnung und geht, so gut er kann, auseinander.

Frauenzimmer, selbst anständig gekleidete Damen theilen denselben Heroismus einer ausdauernden Neugier mit den Männern und Gassenbuben, die sich doch we-

nigstens noch einige Unterhaltung mit Schreien, Pfeifen und Steinwürfen verschaffen.

Neugier macht in Berlin die Aufläufe, das Einschreiten der Polizei oder bewaffneten Macht dagegen reizt zum Widerstand und dieser führt zur Revolte, diese zur Revolution.

So auch jetzt in den Märztagen in Berlin.

Obwohl der König mit Deputationen bestürmt, sich nicht blos in huldreichen, Hoffnung gebenden Worten aussprach, sondern auch am 14. das Patent der Einberufung der vereinigten Landstände zum 27. März erließ, das Gouvernement, das Polizeipräsidium und der Magistrat es an beruhigenden, ermahnenden und drohenden Placaten nicht fehlen ließ, selbst die Hofzeitung (Staatsanzeiger) einen todtgebornen Artikel über die Politik des deutschen Bundes brachte, so war doch bei so vielen aufregenden Elementen der 15. März wieder ein Tag des Schreckens für Berlin.

Schon von früh Morgens an strömten zahlreiche Menschenhaufen nach dem Schloßplatz und der Brüderstraße, um dort auf dem Straßenpflaster die blutigen Spuren des schrecklichen Sieges der Militairgewalt über eine neugierige unbewaffnete Menschenmenge zu sehen.

Von Seiten der besonnenen Bewohner geschah Alles, um wo möglich die Erneuerung solcher Excesse zu verhindern.

Auch der Landschaftsrath war zu der Ueberzeugung gekommen, daß sich jetzt schon auf friedlichem Wege die Wünsche des Volkes erreichen lassen würden. Er hatte sich einer der Deputationen angeschlossen, die dem Könige geeignete Vorstellungen gemacht hatten, in dem Sinne, daß die Krone lieber in Güte gewähren wolle, was, wenn einmal im Volke der Geist einer neuen Zeit erwacht sei, sich nicht länger zurückweisen lassen würde. Er war Zeuge davon gewesen, wie tief sich der König ergriffen fühlte, wie er durchdrungen war von der Liebe zum Volke, wie sein unter fremden Einflüssen umnachtet gewesener Geist nach und nach die Forderungen einer neuen erwachenden Zeit erkannte und wie er nur noch unter den früher erwähnten hemmenden Einflüssen zögerte, Alles zu gewähren, was man wünschte. Herr von Hochherz suchte daher die Beweise zu sammeln über die Excesse der Soldaten. Er begab sich am folgenden Tage, dem 15., an der Spitze der Bürger, welche die Brüderstraße bewohnten, zu dem daselbst wohnenden Justizrath Bergling. Dieser vernahm an vierzig Zeugen zu Protokoll, welches dieselben auch unterschrieben, und so wurden die entsetzlichsten Ausschreitungen der Soldaten hinreichend bewiesen festgestellt.

Mit dieser Schrift begab sich eine Deputation in die Stadtverordnetenversammlung und führte dort die Beschwerde der Bürger. Die Versammlung beschloß

auch, sogleich eine Deputation an den Gouverneur, den Oberbürgermeister und den Minister des Innern abzusenden, um die Staatsregierung zu ersuchen: 1) das Einschreiten des Militairs möglichst ganz zu verbieten, oder 2) wenn dieses nicht thunlich sein sollte, dem Militair doch wenigstens die möglichste Schonung zur Pflicht zu machen.

Die Militairbehörden erklärten darauf, daß sie die Schuldigen zur Untersuchung ziehen und nachdrücklich bestrafen lassen würden.

Schon waren wieder Tausende auf dem Schloßplatze versammelt, welche die Rückkehr der Deputation erwarteten, aber wenig befriedigt waren von dem Bescheid, den diese brachte. Denn nur zu oft schon waren solche Verheißungen, die Excesse der Soldaten zu bestrafen, unerfüllt geblieben.

Nachmittags und gegen Abend, wo beruhigende Placate noch auf die Volksstimmung einwirken konnten, blieb Alles, mit Ausnahme einiger Insulten höherer Offiziere, ziemlich ruhig.

Ja noch mehr; man hatte erkannt, daß, um den Rückzug des Militairs verlangen zu können, die Bürgerschaft selbst es übernehmen mußte, die Besitzlosen und Pöbelhaufen zur Ruhe und Ordnung zu bringen. Und so hatte sich denn für diesen Zweck eine unbewaffnete Schutzmannschaft gebildet, welche sich durch weiße Arm-

binden mit der Inschrift: „Schutzverein" erkenntlich machte.

Allein es zeigte sich bald, daß diese aus den achtbarsten Bewohnern Berlins zusammengeschaarten Männer, sich, da sie unbewaffnet waren, unter der rohen wildbewegten Menge wenig Ansehen zu verschaffen wußten.

Und so kam es denn wieder zu furchtbaren Excessen, die noch schlimmer waren, als die des vergangenen Abends; denn zum ersten Mal machten am 15. Abends die Soldaten von ihren Schußwaffen einen schrecklichen Gebrauch.

Die Commandantur hatte auf Vorstellung des Magistrats verheißen, daß, wenn die Schutzmannschaft der Bürger selbst für die Ruhe der Stadt Sorge tragen könnte und wollte, dann das Militair nicht einschreiten solle. Diese Zusicherung war Nachmittags und gegen Abend durch Anschlag und Vorlesung von Placaten verkündet worden und das blieb nicht ohne günstige Wirkung. Dennoch sah man, wie die Durchgänge durch das Schloß von starken Militairdetachements besetzt und gesperrt blieben. Man erfuhr bald, daß bedeutende Militairabtheilungen die innern Schloßhöfe füllten.

Nur Vertrauen erweckt Vertrauen, aber Mißtrauen erweckt Mißtrauen und Erbitterung. Das Volk sammelte sich vor den Portalen, und die Haufen wurden von Minute zu Minute größer und drohender. Schon machte sich

die Menge durch spöttische Hurrahs, Pfeifen und Hohngeschrei Luft.

Da rückten die erwähnten Schutzmänner mit ihren weiß und schwarzen Binden heran, und suchten die tobende Menge in Güte zum Auseinandergehen zu bewegen.

Einer der Thätigsten dieses Schutzvereins war der Landschaftsrath, Freiherr von Hochherz; dessen imponirende Persönlichkeit und eindringende Rede noch am meisten Erfolge zu gewinnen schien. Da fühlte er plötzlich, wie ihm die Binde vom Arm losgerissen wurde; ein Mann mit einem großen vollen Barte hielt sie hoch und rief spottend im Volksdialekt: „Seh da, Schutzmännecken, nu hab' ick Dir entwaffnet, nu bist du mein Gefangener und kannst hier mit den schönsten Backpfeifen tractirt werden, wenn Du Dir nicht augenblicklich verziehst.“ „Sie, Graf Banco?“ rief der Landschaftsrath mit Entrüstung, „ha, bei Gott, ich erstaune gar nicht, Sie hier als Führer dieses Pöbels zu finden; denn längst schon haben Sie sich gemein genug gemacht, um des Adels- und Offizierranges unwürdig geworden zu sein.“

„Schlagt ihn todt!“ rief Banco, „er ist ein Aristokrat, ein Volksfeind, der Euch Pöbel genannt hat.“

Und damit hob er seine Hand und versuchte seinem höher und stärker gewachsenen Gegner einen Faustschlag

ins Gesicht zu geben. Dieser aber packte die Faust seines Feindes im Augenblick des Zuschlagens, griff ihn mit der andern Hand in den vollen dichten Bart und riß ihn dabei mit einem Ruck zu Boden. Dann trat er mit dem Fuß ihm auf den Nacken und fragte mit imponirender Haltung die ihn drohend umgebende Menge: „Wer von Euch hat Lust, diesem Schurken unter meinen Füßen Gesellschaft zu leisten. Ich heiße Hochherz und habe es bewiesen, daß ich es gut mit dem Volke meine, denn ich habe daran gearbeitet, zu verhindern, daß nicht wieder wie gestern Abend Bewaffnete auf Euch einstürmen, dieser aber da unten ist der bekannte erzliederliche Graf Banco, der sich selbst und Euch belogen hat, indem er mich Euern Feind nennt. Auf denn, meine Freunde und Brüder, laßt uns Frieden machen; dieser getretene Wurm da unten ist nicht werth, daß ein rechtlicher Mann nur die Faust gegen ihn hebe, laßt ihn laufen, seine eigene Schlechtigkeit hat ihn gerichtet.“

Diese energischen Worte und die rasche kräftige Handlung des Landschaftsraths hatte auf die Menge imponirt. Mehrere kannten ihn als Volksfreund und Wohlthäter der Armen und nahmen seine Partei im Volke; aber während er sich abwendete, sprang Graf Banco von der Erde auf und mit zerzausetem Bart und schmuziger, zerrissener Kleidung haranguirte er die Menge. Unter so vielen hunderten erhitzten Gemüthern aus der

untersten Volksclasse wurde es ihm leicht, sich wieder Anhang zu verschaffen; schon hörte man aufs Neue von herandrängenden Männern aus dem Pöbel das Mordgeschrei: „Nieder mit dem Aristokraten, Tod dem vornehmen Royalisten!“ und kräftige Fäuste sah man gegen ihn geschwungen sich erheben; da sollte ein Umstand ihn retten, der tausend Andere zum Verderben gereichte.

Plötzlich brachen aus den verschiedenen Schloßportalen imposante Massen von Infanterie und unter dem Trommelschlag des Generalmarsches hervor, und entwickelten sich nach allen Seiten hin in Schlachtordnung. Mit gefälltem Bajonnet drangen sie dann vor und säuberten im Schritt vorgehend, den ganzen Schloßplatz von der schreienden und tobenden Volksmenge.

Diese aber zog sich in die angrenzenden Straßen zurück. Graf Banco schrie: „Barricaden bauen!“

Es wurden einige schwache Versuche dazu gemacht, indem man die Brückenbohlen vor den Häusern aufriß und damit die Straßen zu sperren suchte. Aber die unbewaffnete Menge konnte sie nicht vertheidigen, und die ihr auf dem Fuße folgenden Militairabtheilungen verhinderten die Vollendung der Barricaden.

„Die Brücken aufziehen!“ schrie Graf Banco weiter, indem er unter den Fliehenden einer der Ersten war; aber am Tage hatte schon die Behörde, solche Excesse

voraussehend, durch Sachverständige die Züge der Spree-brücken so befestigen lassen, daß der Versuch von Seiten der tobenden Menge, sie aufzuziehen, mißlingen mußte.

Nur die Junkernbrücke aufzuziehen, war gelungen. Das Volk stand haufenweise dahinter und höhnte die Soldaten durch Pfeifen und Schimpfen. Da machte das Militair von seiner Schußwaffe Gebrauch. Schüsse krachten und jenseits der Brücke fielen mehrere Menschen. Das Wuth- und Nothgeschrei der Wehrlosen war markerschütternd, aber mit schrillendem Pfeifen, meistens von Gassenbuben und sogenannten Bummlern, untermischt. Selbst Steinwürfe auf das Militair fielen aus dem dichten Volkshaufen. Von beiden Seiten war die Wuth aufs Höchste gereizt.

In andern Stadttheilen, wohin der Landschaftsrath jetzt eilte, um wo möglich überall Augenzeuge der Ereignisse zu sein, hatte der Aufstand einen noch ernstern Charakter angenommen. Die Erbitterung der aufs Höchste gereizten Soldaten machte sich an mehrern Stellen durch schärfe Bajonnetangriffe und selbst durch Schüsse ohne Commando Luft. So wurde in der Spreegasse ein fliehender Mann ganz aus der Nähe von hinten erschossen, indem die Kugel in den Rücken eindrang und vorn wieder herausging.

Die militairische Verfolgung einzelner fliehender Volkshaufen erstreckte sich dann weiter bis tief in die

Stadttheile, zwischen den Spreearm, welcher der Werder und Köln genannt wird, hinein.

Auf dem Gensdarmmarkt erblickte Hochherz mehrere Cavallerieregimenter, welche nach verschiedenen Richtungen aus ihre Schwadronen entsandten, um den Platz und die Straßen von den dort auf- und niederwogenden, pfeifenden und schreienden Menschenhaufen zu säubern.

Dieser Anmarsch der Cavalleriedetachements geschah oft so unerwartet und schnell, daß mehrere Menschen niedergeritten wurden.

Dieses Geschick traf auch unter Andern einen schlanken hochgewachsenen jungen Mann in schwarzem Sackpalletot, der erst einen schwachen Bart hatte und eine Brille und eine sogenannte kleine Studentenmütze trug. Seine Aufmerksamkeit war nach einer andern Gegend hingerichtet und so überhörte er bei dem ungeheuren Geräusch einer tobenden Volksmenge das rasche Heranrücken einer Cavalleriepatrouille, bis ihn der Anstoß eines Pferdes zu Boden warf. Zum Glück war es das Pferd des auf dem rechten Flügel der Colonne reitenden Dragoners; dennoch würde der junge Mensch unter den Eisenhufen der nachrückenden Reiterei zerstampft worden sein, wäre nicht ein großer starker Mann herbeigesprungen und hätte mit der einen Hand das Pferd des Reiters, welches den jungen Mann niedergeworfen hatte, am Zügel zurückgerissen und mit der andern Hand den Nie-

dergeworfenen emporgehoben, und mit einem Sprunge zur Seite geschafft und damit gerettet.

Aber der junge Mensch war bereits so beschädigt, daß er auf den einen Fuß nicht treten konnte. Sein Retter war daher genöthigt, ihm zur Stütze zu dienen. An das Fahren in einer Droschke war nicht zu denken, da diese Berliner Straßen-Equipagen, die den Dieb mit seinem Raube wie den Banquier mit seinen auf der Börse erschwindelten hundert Tausenden; das prostituirte Frauenzimmer, wie die fromme Tante, die zur Betstunde fährt, den Eckensteher, dem es zu beschwerlich wird ein ihm zum Tragen übergebenes Packet auf seinen eigenen Schultern und Füßen zu transportiren; wie den Baron der zur Oper fährt, aufnehmen, es heute nicht wagten, sich in den Gegenden des Aufruhrs sehen zu lassen, aus gerechter Besorgniß, einer Barricade als „breiteste Grundlage" dienen zu müssen.

„Aber wohin nun?" fragte der große starke Mann, als er den jungen Menschen aus dem dichtesten Gedränge mehr getragen als geführt hatte.

Dieser gab seine Wohnung an: „Brüderstraße 34 drei Treppen hoch."

„Sehr gut, das paßt ja, da wohne ich auch, es ist mein Haus."

„Mein gütiger Retter, Sie sind doch nicht?"

„Ja, mein Name ist Hochherz?"

„O mein Gott, Herr Landschaftsrath! welch ein glücklicher Zufall? wie viel Dank ist Ihnen meine Familie schuldig, meine Schwester und nun gar ich ....?“

„Kein Wort davon! sonst lasse ich Sie hier liegen. Sie sind also Edmund Redlich? der Bruder, von dem Fräulein Emma mit so vieler Liebe sprach. Nun, es freut mich. Aber der Fuß ist doch nicht gebrochen?

„Ich denke ja nicht, ich kann schon etwas auftreten.“

„Nun dann war es nur eine starke Contusion; so kommen Sie, stützen Sie sich nur ganz fest auf meinen Arm. Wir müssen sehen, daß wir durch die Roßstraße von obenher in die Brüderstraße dringen, denn der Schloßplatz wird noch gesperrt sein.“

So gingen sie weiter; auf nicht unbeträchtlichen Umwegen; das geschah nicht ohne Gefahr und Beschwerde.

In mehreren Gegenden hörten sie schießen. Selbst die tiefen Töne der Artillerie ließen sich vernehmen. Offenbar hatte sich durch das Zurückdrängen und Verfolgen der Volkshaufen von Seiten des Militairs der Tumult viel weiter ausgedehnt, als am vorigen Abend, namentlich war die volkreiche Königsstadt jetzt der Schauplatz eines noch so ungleichen Kampfes unbewaffneter, aber wüthender Volkshaufen gegen das so trefflich disciplinirte Heer, daß der Soldat schwur: „Und wenn der

Vater oder der Bruder ihm gegenüberstehe, so würde er auf das Commandowort: Feuer! ihn niederschießen."

Auf dem Döhnhofsplatz wurde von Arbeiterhaufen die Renz'sche Kunstreiterbude niedergerissen, um das Material zu Barricaden zu verwenden. Solche Schutzwälle im Volkskriege erhoben sich in der Friedrichsstadt, namentlich eine sehr bedeutende in der Leipzigerstraße; die Steinwürfe gegen das Militair vermehrten sich; aber schon sah man aus den obern Fenstern und von den Dächern herab Steine und Glasflaschen auf die Soldatenpatrouillen werfen. Nach und nach hatten sich mehrere Tumultuanten bewaffnet. Die keine Kugeln hatten, schossen mit Glas und Steinchen, wodurch einige Soldaten getödtet, andere fast unheilbar verwundet wurden. Selbst Aexte wurden hineingeschleudert in die Militaircolonnen und richteten dort Verwundungen an.

Aber der Widerstand im Volke war noch keineswegs organisirt. Die Barricaden waren meistens unvertheidigt und die wenigen Vertheidiger derselben zogen sich zurück oder fielen unter den Trümmern ihrer aus mancherlei Geräth in der Eile zusammengestellten Wälle, wenn die Infanterie mit Gewehrsalven darauf feuerte. In der Sporergasse lagen wieder zwei Männer, die auf der Flucht erschossen waren. Mehrere Cavalleriepferde sollen bei dem Versuche, die Barricaden zu überspringen, den Hals gebrochen haben.

Es war ein schrecklicher Tumult. Jedes Herz erbebte; hinter jedem Fenster verschwanden die Lichter; alle Hausthüren blieben verschlossen. Der Ruf: „Thüren auf!“ heulte mit den fliehenden Volkshaufen durch die Straßen, die Gaslaternen wurden zerschlagen; hier und da klirrte ein Steinwurf in eins der dunkeln Fenster. Das Volk jubelte! da und dort blitzte ein Schuß in der dunklen Höhe einer nicht erleuchteten Oberetage und unten verschwand einer der Helme mit den glänzenden Spitzen nach dem andern, unter dem entsetzlichen Bravoruf einer tobenden Menge.

Inmitten dieser chaotischen Bewegung, die den jungen Edmund so aufregte, daß er trotz seiner Schmerzen und Lähmung bald hier einen Waffenladen stürmen, bald da einen Barricadenbau leiten wollte, blieb der Landschaftsrath von Hochherz besonnen und kaltblütig, wie ein commandirender General. Mit großer Ruhe wußte er den exaltirten jungen Menschen zur Besonnenheit zurückzuführen und immer mit Umsicht den richtigen Ausweg aus den größten Gefahren und Verirrungen zu finden.

„Wozu ereifern Sie sich, junger Mann?“ sprach er, „was denken Sie denn eigentlich zu erreichen durch den heutigen Widerstand der untersten Volkshaufen gegen das Militair? Sind Sie sich irgend eines politischen

Zwecks dieser ganzen Volksbewegung bewußt, nun dann treten Sie an die Spitze der Bewegung, wenn Sie Beistand finden und, nach Vernichtung der Garde treten Sie hin vor den König und sprechen Sie: Das Volk hat seine Freiheit erkämpft; nun ist es an Ew. Majestät, entweder die Verheißungen von 1815 zu verwirklichen oder von dem Throne Ihrer Väter herabzusteigen. Ich frage Sie, würden Sie dafür in den aufgeregten Massen nur den geringsten Anklang finden? ich sage nein.“

„Aber das Militair, Söhne und Brüder des Volks, gegen welches es wüthet, überschreitet alle Grenzen der Mäßigung und Menschlichkeit. Es ist Vater- und Brudermord, den sie üben; diese blindgehorsamen Sclavenseelen, sie gehören nicht mehr zu einem freien Volke. Diese Verbrecher in der Pickelhaube sind vogelfrei und wer sie tödtet, sollte vom Staate eine Prämie erhalten. Hier ist Rache eine Ehrenpflicht. Erst nach Vernichtung dieser Schergen des Absolutismus wird es für das Volk eine Möglichkeit der Freiheit geben.“

„Lieber junger Mann,“ sprach der Landschaftsrath mit freundlicher Ruhe, die inmitten des ungeheuern Getümmels rings umher um so mehr Eindruck machte; „es ist schön, ein warmes Herz zu haben, möge es schwärmen in Liebe oder glühen im Haß; aber die Leidenschaften, zu welchen ein solches Gefühlsleben führt, auf die großen Fragen der Menschheit oder des Staats

zu übertragen, wohin soll das führen? zu einem einseitigen und darum verkehrten Urtheil. Mit dem Herzen aber soll der Kopf niemals durchgehen; sonst wird Einseitiges und darum Verkehrtes geschaffen. Der Staat aber kann nie gedeihen, wo Leidenschaften das Urtheil in die Irre führen. Darum lassen Sie uns auch in dieser großen Angelegenheit eines furchtbar sich entzündenden Volkskampfes gegen die bewaffnete Macht des Staats die Stimme der ruhigen Ueberlegung und der gesunden Vernunft hören. Dieser unglückselige Zusammenstoß zwischen Volk und Soldatenkaste ist, wenn wir auf den tiefern Grund zurückgehen, eine der traurigen, aber unausbleiblichen Folgen unseres alten und veralteten Polizeistaats im unvermeidlichen Conflict mit dem erwachenden Freiheitsgefühl einer neuen Zeit. Ist das Volk sich auch dessen noch nicht deutlich bewußt, so liegt doch schon das daraus erwachte Selbstbewußtsein im Instinkt der gegen alle Bevormundung sich auflehnenden und sich mündig fühlenden Massen. Sehen Sie, mein lieber junger Freund, diese Verhältnisse richtig und vorurtheilsfrei an, so werden Sie die Soldaten nicht schelten, auch wenn sie ihnen nicht einmal das natürliche Menschenrecht zugestehen wollen, durch Hohn, Spott, Pfeifen und Steinwürfe auch ihrerseits in Wuth gesetzt zu sein. Das war ja eben früher eine Lebensbedingung des natur-

widrigen Systems eines Polizeistaates, wie bis jetzt noch unser preußischer ist, daß unsere bedeutende Militairmacht, wenn auch aus dem Volke hervorgegangen, doch am Zügel der Disciplin zur willenlosen Maschine in der Hand ihrer Befehlshaber gemacht ist, während auf der andern Seite der Soldatenstand in möglichster Abgeschlossenheit vom Bürgerstande erhalten wurde. Wir dürfen nur einen Blick auf diese langen Linien der glänzenden Paraden unseres Gardecorps werfen, wie das eine Form, ein Tritt und ein Schritt ist, und die Idee, das sind Tausende von hölzernen Soldaten, die wie aus einem Guß hervorgegangen, bis auf das leiseste Zucken der Augenlider wie an einem Drahte gezogen werden, liegt nahe und drängt sich dem Beobachter unwillkürlich auf. Früher nannte man diese mit gewissenhafter Pedanterie bis auf den letzten Knopf getriebene Gleichförmigkeit, Gamaschendienst, heute ist es eine propere Parade. Die Sache bleibt sich gleich und die Folgen davon haben wir hier vor Augen. Von oben her ist am Draht gezogen und diese geschniegelten netten Soldatenpuppen schießen auf die Menschenmenge oder spießen sie auf ihre Bayonette, weil das Commandowort wie ein Drahtzug sie dazu nöthigt. — Halt, hier müssen wir erst wieder eine Barricade übersteigen."

Nachdem dieses geschehen war, fuhr der Landschaftsrath fort:

„Eben deshalb aber kann nicht eher Ruhe und Frieden in die Stadt zurückkehren, als bis die Regierung dem besonneneren Theile des Bürgerstandes ganz und völlig vertraut, der Schutzmannschaft Waffen giebt, damit sie kräftig gegen den tumultuirenden Pöbel einschreiten könne; dann aber müßte vor allen Dingen das Militair in die Kasernen zurückgezogen oder noch besser ganz aus der Stadt verlegt werden. Halbes Vertrauen aber erweckt nur Mißtrauen und halbe Maßregeln bringen stets entgegengesetzte Erfolge, als man damit beabsichtigt hatte. Und wenn sich unsere Regierung durch die Geschichte dieser beiden letzten Abende nicht belehren läßt, daß hier dem Bürger selbst die Bewahrung der Sicherheit des Königs und der Stadt anvertraut werden muß, so wird vielleicht schon der nächste Abend beweisen, daß aus dem gedankenlosen Straßentumult eine tiefgreifende, in ihren Folgen nicht mehr aufzuhaltende Revolution entstanden sein wird.“

Mit diesem wahren Worte auf der Zunge schloß endlich der Landschaftsrath sein schönes Haus auf der Brüderstraße auf. Und da durch den anstrengenden Gang der unter den Huftritten gequetschte Fuß des jungen Mannes so heftig geschwollen war, daß derselbe mit aller Anstrengung nicht die elegant gewundene Treppe mit dem zierlich gedrechselten Geländer hinaufsteigen konnte, so nahm ihn der Landschaftsrath wie ein großes Kind auf

den Arm und trug ihn ohne sichtbare Anstrengung hinauf. Aber vor dem Gitter setzte er ihn nieder, damit die Seinigen nicht einen allzugroßen Schrecken haben sollten und zog die Klingel.

Schon durch das Gitter hatte Emma ihn erkannt.

4.

„Vater, Mutter, unser Edmund ist wieder da!" das war der Ausruf der Freude, womit das junge Mädchen die Gitterthür öffnete. Und Edmund stürzte ihr im buchstäblichsten Sinne erst in die Arme; dann, als sie ihn nicht halten konnte, zu Füßen, und Vater und Mutter umschlangen ihn mit Ausrufungen und Thränen der Liebe.

Es war das erste Mal, daß sie ihn wiedersahen, denn als Edmund unter die Hufe der Dragoner gerathen, war er soeben auf der Eisenbahn von der Festungshaft zurückgekehrt.

Hochherz hätte sich gern aus Zartgefühl dieser Familienscene, welche überall das Allerheiligste der Herzen aufschloß, entzogen, wenn er nicht sogleich gefühlt hätte, wie nothwendig er hier in diesem Augenblicke noch war.

Er unterstützte daher den niedergesunkenen Sohn, der heftige Schmerzen hatte und trug ihn mehr, als er ihn führen konnte, in das Familienzimmer, indem er

seine Angehörigen zu beruhigen suchte, daß ihm nichts fehle, als eine leichte Verstauchung des Fußes, die durch einige kalte Wasserumschläge bald beseitigt sein würde.

Der Landschaftsrath begnügte sich damit nicht, sondern legte den jungen Menschen auf das Sopha, schnitt ihm den Stiefel von seinem geschwollnen Fuße und machte ihm Umschläge von kaltem Wasser auf die allerdings bedeutenden Contusionen.

Dann ging er hinunter in seine Wohnung, um einen seiner Diener nach einem in der Nähe wohnenden Wundarzte zu schicken und zugleich in der Apotheke Kampher- und Seifenspiritus zu holen.

Edmund hatte es indeß nicht länger über sich vermocht, sein lebhaftes Dankgefühl zu unterdrücken. Er erzählte das Ereigniß, wie es wirklich gewesen war, beschwor aber Vater, Mutter und Schwester, nicht zu verrathen, daß er ihnen dieses mitgetheilt habe; denn sein Retter habe ihm eine solche Verschwiegenheit anempfohlen und zur Pflicht gemacht, um, wie er sagte, seine Angehörigen nicht zu ängstigen.

Als aber Hochherz wieder in die Familie trat, fand er Aller Augen voll Thränen und strahlend in Dankgefühl und Liebe auf ihn gerichtet. Am meisten bewegt war Emma; sie ergriff seine Hand, drückte sie zwischen den ihrigen und dann, ehe er es hindern konnte, an ihre Lippen.

Sie hatte in der tiefsten Bewegung ihres Gemüths keine Worte als: „Edler Mann! o Sie edler Mann!"

Und er erkannte an den nun unaufhaltsam überströmenden Reden ihrer Mutter, daß er verrathen war.

Mit einer leichten Wendung suchte er den Ausdruck der Dankbarkeit von sich zu weisen, aber Emma's Handdruck, ihr Handkuß und die Seele voll Innigkeit und Dankgefühl in ihrem Auge, hatte ihn überwältigt. Das war dem Manne, der schon manche theuer erkaufte Erfahrung in seinem bewegten Leben gemacht hatte, dennoch ein ihm ganz fremd vorkommendes Gefühl. Er hätte über sich selbst lächeln mögen, wenn er sich dachte: ein solches Mädchen konntest Du lieben und, wäre es nicht überhaupt Thorheit, Dich jetzt noch in den vierziger Jahren und noch dazu in so bewegter Zeit zu vermählen, als Gattin Dir wünschen?

Der Landschaftsrath kämpfte diese Empfindung nieder. Er blieb bis nach Mitternacht bei der Familie und erwies sich ihr als wahrer Freund, doch mehr nicht.

Erst nachdem der Chirurg die Beschädigung für unbedeutend erklärt hatte, zog er sich zurück, indem er der Familie, besonders aber Emma, deren Hand er noch eine Zeitlang in der seinigen hielt, freundlich eine Gute Nacht wünschte.

Zehntes Buch.

Metternich's Entlassung. Schutzcommission. Neuer Straßenkampf am 15. März. Bei Geheimrath Leblos. Im Local der Lesehalle.

„Weh! wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft;
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift.“
Schiller.

1.

Noch am gestrigen Abend war durch den Staatsanzeiger die Nachricht in Berlin verbreitet: Fürst Metternich sei verjagt, die Censur sei in Oesterreich aufgehoben, in diesem Oesterreich, das sich seit dreißig Jahren gegen jeden freisinnigen Fortschritt beharrlich abgeschlossen hatte.

Damit war das Metternichsche System gestürzt, dieses geistesmörderische System des sogenannten Conservatismus der europäischen Cabinette, das auch Preußen, trotz alles Lichtes, das von Zeit zu Zeit in den Geist

unseres Königs gedrungen war, in sein Schlepptau genommen hatte.

Jetzt erst war Preußens Cabinet von der jeden Fortschritt hemmenden fremden Politik frei geworden, jetzt erst war die Möglichkeit für das Volk gegeben, auch für sich selbst seine Freiheit zu erkämpfen.

Ein erbärmlich abgefaßter todtgeborener Artikel des preußischen Staatsanzeigers brachte diese Mittheilung. Auf die bewegte Straßenemeute hatte derselbe begreiflich noch keinen Einfluß haben können. Die Pöbelhaufen, welche gegen das Militair kämpften, hatten weder politisches Bewußtsein, noch politische Bildung genug, um auf Metternich's Vertreibung das ganze volle Gewicht dieses folgenreichen Ereignisses legen zu können.

Dagegen war die ganze gebildete Bevölkerung Berlins davon auf das Tiefste ergriffen.

Auch unsere Minister müssen dem erwachenden Geiste einer neuen Zeit weichen, hieß es schon in dem Local der Zeitungshalle am vorigen Abend. Noch lebhafter und allseitiger aber wurde am 16. März früh dieses große politische Ereigniß in den bedeutendern Conditoreien und Frühstückslocalen besprochen.

Unsern Landschaftsrath sahen wir an diesem Morgen in mehreren solchen Gesellschaften. Man glossirte zunächst die an allen Ecken zu lesende Bekanntmachung des Magistrats vom heutigen Tage, welche die Unter-

drückung des Aufstandes vermittelst einer Vermehrung des Schutzvereins von angesehenen Bürgern und Bewohnern der Residenz auf friedlichem Wege bezweckte. Diese Mannschaft, womit gestern nur ein kleiner, nicht eben glücklich ausgefallener Versuch gemacht war, sollte im Laufe des Tages auf 8000 Mann gebracht werden; als Abzeichen sollten sie außer der weißen Armbinde noch den weißen Friedensstab der englischen Constabler tragen. Die Studenten würden dann, hieß es, ein eigenes Schutzcorps bilden und man dürfe dann sicher auf den moralischen Eindruck so vieler achtbarer Männer auf den Pöbel rechnen, um, wenn sich nur das Militair ruhig verhalten würde, auf Herstellung der Ruhe und Ordnung sicher bauen zu dürfen. Dann erst könne und werde der König, der bis jetzt nur in der Volksbewegung einen Pöbelaufstand gesehen habe, wieder Vertrauen fassen für den achtbaren Kern und gesunden Sinn der Bürgerschaft; er würde dann den durch Deputationen vorzubringenden Bitten gern mit Gewährung entgegenkommen und wir würden auf dem Wege der Reform sicherer erreichen, was bei der Stärke der Militairmacht der Krone durch eine Revolution, welche Tausende ins Unglück stürzen würde, nie zu erreichen sei.

Das war die Stimme der Besonnenen in der wohlhabenden Classe der Bewohner Berlins.

Der Landschaftsrath war nicht ganz dieser Meinung.

In den Kreisen, wo dieser Gegenstand besprochen wurde, trat er dagegen auf.

„Ich bin ganz der Meinung,“ sprach er, „daß es jetzt an der Zeit ist, daß der gesunde und achtbare Kern der Nation den Pöbelrotten des vorigen Abends das Heft einer Revolution aus der Hand nehme, um dann selbst als eine compacte Masse mit einer großen politischen Idee vor den Thron zu treten und in der Form von Petitionen den entschiedenen Willen des Volks auszusprechen. Allein mit weißen Binden und weißen Stäben wird hier nichts erreicht. Wir sind keine Engländer, denen die Achtung vor dem Gesetz und dessen Vollstreckern in Fleisch und Blut gedrungen ist, weil sie seit sechs Jahrhunderten politischer Freiheit diese Gesetze selbst mitgemacht haben. Es ist daher eine Lächerlichkeit, die Idee englischer Constabler auf deutsche und namentlich preußische Verhältnisse übertragen zu wollen. Schon der gestrige Abend hat gezeigt, daß die weiße Friedensbinde nichts ist, als ein Gegenstand von Spott und Hohn für Arbeiter, Eckensteher und Gassenbuben. Der heutige Abend wird den Beweis liefern, daß auch die weißen Stäbe zum Kinderspiel werden.“

„Ich schlage vor,“ bemerkte ein Berliner Witzmann mit großem Bart, ovaler Brille und tiefliegenden Augen, „daß die nun sich bildende Schutzmannschaft auf ihren

weißen Stäben reite; so hätten wir doch der Soldateska eine achtbare Bürgercavallerie entgegenzusetzen."

„Man will," bemerkte ein Anderer, ein blasses ver-gelbtes jugendliches Greisenantlitz, ein kleiner Mann mi einer ungeheuern Haarwolke, die bis auf die Schultern niederreichte und einem katzenartigen dünnen Bart am ma-gern Kinn, „die Mitglieder der Schutzcommission Schutz-commissarien nennen, das ist ein glücklicher Gedanke; denn bei dem Worte Commissarius geht dem Proleta-rier die Pfeife aus und der Gebildete denkt an den alten Polizeistaat, der uns bis hierher knechtete."

„Sie sehen, mein Herren," fuhr der Landschafts-rath fort, „wie schon jetzt dieses noch nicht einmal völ-lig ins Leben getretene Institut verspottet wird. Wie wird es erst werden, am Abend, wenn die Leidenschaften toben und die unbewaffneten Herren Schutzcommissarien sich selbst in den Schutz des Militairs begeben müssen. Darum, meine Herren, ist mein Rath, wir begeben uns **in corpore** zu der Stadtverordnetenversammlung, die jetzt ihre permanenten Sitzungen hält, und fordern 1) Bür-gerbewaffnung und 2) gänzliche Entfernung des Mili-tairs. Die Communalbehörde muß dem Könige diese Vorstellung machen; dann, wenn er genehmigt, wird der gesunde Kern der Bürgerschaft bewaffneter Repräsentant einer Volksmacht sein, welcher die Krone keine billige Forderung im Geist der Freiheit wird abschlagen kön-

nen. Ohne eine solche imposante Macht aber wird die aristokratische und pietistische Camarilla, deren egoistische Umtriebe und frömmelnde Nebel das geistige Auge des Königs umfloren, auch keinen Schritt weichen und nachgeben; ohne eine bewaffnete Volksmacht in anständiger Haltung wird man am Throne nur von Pöbelherrschaft träumen und dafür die Kartätschenkugel als **ultima ratio Regum** für heilsame abführende Pillen erklären."

Dieser Vorschlag fand den lebhaftesten Anklang unter allen Anwesenden. Sie beschlossen sogleich, sich als eine massenhafte Deputation nach dem Sitzungssaal der Stadtverordnetenversammlung zu begeben, und Herr von Hochherz wurde einstimmig zum Sprecher erwählt.

Die Versammlung dieser Väter der Stadt vernahm den Wunsch, hatte indeß schon nach einer ziemlich unbedeutenden Discussion beschlossen, vorerst an dem Institut der unbewaffneten Schutzcommission fest zu halten; doch wurde auf die dringende Vorstellung der Bürger endlich genehmigt, daß gegen Abend eine Bürgerversammlung im Rathhause gehalten werden solle, worin man die schon von verschiedenen Seiten eingegangenen Anträge auf Organisation einer bewaffneten Bürgerwehr in Berathung nehmen werde. Indeß habe diese Idee sich des Beifalls der höhern Behörden nicht zu erfreuen und würde daher schwerlich durchgehen.

Der Abend schien übrigens noch so ziemlich ruhig

verlaufen zu wollen. Die Stille auf den Straßen deutete man dahin, daß die durch Placate angekündigte Einrichtung der Schutzcommissionen und die verheißene Zurückziehung des Militairs Ruhe und Vertrauen wiederhergestellt habe. Zum Unglück aber wollte Jedermann sich mit eigenen Augen davon überzeugen und die Straßen, besonders in der Gegend des Schlosses, waren mit ungeheuern Massen von Neugierigen angefüllt, welche mit eigenen Augen die Ruhe und den Frieden sehen wollten und brachten damit wieder, ohne es zu wollen und zu wissen, die Unruhe und den Unfrieden in die immer mehr sich füllenden Straßen.

Unter diesen Neugierigen befand sich denn auch unser junger Freund Edmund. Sein Fuß war so weit hergestellt, daß er mit Hülfe eines Stockes gehen konnte. Nun hielt ihn nichts mehr im Hause. Er wollte selbst sehen, daß Soldaten nicht mehr zu sehen waren und die trügerische Stille auf den Straßen noch gegen sechs Uhr Abends bewog endlich seine ohnehin sehr nachgiebigen Eltern und seine liebevolle Schwester, seinem Weggehen kein Hinderniß mehr in den Weg zu legen.

Edmund sah sich die Neugierigen an, zu denen er freilich auch selbst gehörte. Er sah auf dem Schloßplatz zahlreiche Gruppen von Schutzcommissairen stehen. Auf ihren weißen Armbinden las er das Wort „Schutzcommissair,“ ihre weißen Stäbe sahen nicht grade aus

wie Zauberstäbe, womit ein Aufstand, wenn er ausbrechen sollte, beschworen werden konnte.

Die versöhnlichen Placate des Magistrats und des Polizeipräsidiums schienen einen günstigen Eindruck auf die wogende Menge gemacht zu haben. Gegen sechs Uhr füllten sich die nächsten Umgebungen des Schlosses mit einer zahlreichen Zuschauermasse. Das waren eigentlich nur ganz unschuldige Spaziergänger, ehrbare Bürgersleute und theilweise sehr anständig gekleidete Personen aus den höheren Ständen. Auch von Studenten sah man ein ganzes Corps als Schutzmannschaft auftreten. Diese sollten eigentlich erst um acht Uhr auf dem Schauplatz der Ereignisse erscheinen; aber Diensteifer brachte sie schon gegen sieben Uhr in Bewegung.

„Da kommen die Leichenbitter," riefen Berliner Witzbolde und unter lautem Lachen wurde dieser Spottname weiter getragen. Schon daraus ließ sich erkennen, wie wenig dieses Institut geeignet war, der Berliner Bevölkerung Achtung einzuflößen. Die Schloßportale waren wenig besetzt, nur im Innern der Höfe campirten Soldaten. Edmund konnte unangehalten mitten hindurchgehen; das galt ihm schon als ein gutes Zeichen der wiederhergestellten Ruhe. Als er aber an der Seite der Terrassen, welche der Volkswitz den „Hengstenberg" nennt, weil zwei kolossale Pferdegruppen in Bronce, ein Geschenk vom russischen Kaiser, die Posta-

mente auf beiden Seiten des Einganges zieren, wovon nach Maßgabe ihrer Stellung die eine Gruppe „der fortschreitende Rückschritt,“ die andere „der rückschreitende Fortschritt,“ genannt wird, in den Lustgarten, dem Museum gegenüber, hinaustrat, hörte er, wie ein höherer Offizier zu den Schildwache sagte: „Hinaus könnt Ihr Jeden lassen, aber Niemanden herein;“ da galt ihm das schon als ein böses Omen, daß man doch dem Frieden so recht nicht traue.

Kaum aber war Edmund auf die große Brücke gekommen und nahte sich dem Opernhause, so sah er bedeutende Militairmassen von Infanterie unter den Linden aufgestellt stehen.

So kam er vor das Opernhaus. Dort stand allerdings ein ziemlich bedeutender Menschenhaufen, der darüber entrüstet war, daß trotz der Schutzcommissionen und der gegebenen Verheißungen doch wieder Militair gegen das Volk anrücke. In der Avantgarde dieses aus anständigen Leuten bestehenden Volkshaufens befanden sich wieder Berliner Gassenbuben, welche mit ihrer lebhaften Beweglichkeit gegen eine gegenüber aufmarschirte Infanteriecolonne ein Tirailleurfeuer von Pfeifen, Spottreden und selbst Steinwürfen eröffneten. Ueberall war Tumult und Trommeln; man überhörte daher auch hier das ohne Zweifel gegebene gesetzliche

Zeichen zum Auseinandergehen. Und so war es denn völlig unerwartet, als plötzlich gegen den ruhig zusammenstehenden Menschenhaufen eine Gewehrsalve krachte. Dieser folgte schnell hintereinander eine zweite und eine dritte.

Dicht neben Edmund fielen einige Verwundete und Sterbende nieder. Er selbst hatte zwei Kugellöcher in seinen schwarzen Sackpalletot erhalten. Es entstand ein furchtbares Angst= und Nothgeschrei. Alles stob auseinander und blind rannte man da und dort einem Bajonettangriff von einer andern Seite entgegen. Dennoch nahm sich Edmund Zeit, einen Schwerverwundeten auf seine Schultern zu laden und aus dem Getümmel zu tragen, was ihm wegen seiner eigenen, noch nicht ganz geheilten Fußlähmung ziemlich beschwerlich wurde.

Edmund folgte langsam mit seiner Bürde der Masse, die mit furchtbarem Geschrei von den Plätzen vor dem Zeughause und dem Opernhause sich an der Schloßfreiheit hinunter nach der Schleußenbrücke stürzte. Hier stopfte sich die Menge, und Edmund fand ein Plätzchen in einer Ecke von der Brücke, um den Schwerverwundeten nieder zu setzen und ihn zu fragen, wohin er gebracht zu werden wünsche.

Er nannte ein Haus an der Ecke der Jägerstraße in welcher sich das Local der Berliner Zeitungshalle befand.

„Mein Gott!“ rief Edmund, „da wohnt ja der Geheimrath Lebles!“

„Ganz richtig,“ entgegnete der Verwundete, „ich bin der Student Lebles, sein Neffe und wohne in der Familie.“

„In dieser Familie,“ sprach Edmund mit Rührung, „habe auch ich einst glückliche Tage zugebracht. Ich heiße Edmund Redlich.“

„Ah, der Geliebte meiner Nichte Bertha.“

„Sie wissen um das Geheimniß?“

„Sie hat es mir vertraut, ich habe dagegen das meinige verpfändet.“

„Und verdammen gleich dem Vater diese unglückliche Liebe?“

„Ich segne sie, da schon Ihre heutige That mir dafür bürgt, daß meine Freundin eine glückliche Wahl getroffen hat.“

„Nun dann,“ rief Edmund lebhaft, „knüpfen mich die heiligsten Bande auch an Sie. Indeß lassen Sie uns Ihre Wunde untersuchen. Wo haben Sie den Schuß empfangen?“

„In der Brust,“ sprach der junge Mann, „die Wunde schmerzt sehr, und der Blutverlust.“

In dem Augenblicke gingen zwei Studenten an ihnen vorüber, die durch die weißen Armbinden als

Schutzcommissaire kenntlich waren. Edmund rief sie an und sogleich waren Beide bereit, ihm beizustehen. Zum Glück war der eine der Studenten ein Mediciner. Man brachte den Verwundeten in das Schilderhaus, wo die beiden Andern ihn in ihren Armen aufrecht hielten. Der Mediciner öffnete ihm die Kleidung auf der Brust und that bald den Ausspruch, daß keine Gefahr vorhanden sei als höchstens eine Verblutung, wenn der Blessirte nicht bald zur Ruhe komme. Die Kugel habe den **Thorax** (die Rippen, welche die Brusthöhle bilden), nicht durchdrungen, sondern das Muskelfleisch aufgerissen und sei in den Arm gedrungen, wo sie wahrscheinlich noch stecken werde. Die Blutung sei übrigens bis jetzt noch nicht gefährlich. So gut es sich thun ließ, legte er einen vorläufigen Verband an, um weitere Blutung zu verhindern.

Nun legten die beiden Studenten den Obertheil des Körpers des Verwundeten auf Tücher, von welchen Jeder von ihnen einen Zipfel hielt und Edmund trug die Beine. So ging der Zug gleich einem Leichenzug über die Brücke, die Oberwallstraße entlang und nach der Jägerstraße zu. Es war, als ob ein Leichenzug sich bewegte. Man machte ihnen überall Platz, so viel es das furchtbare Gedränge erlaubte.

Da wo die Oberwallstraße in die Jägerstraße ausmündet, stopfte sich die Menge. Von allen Seiten sah

man Helme und Bajonnette blitzen. Alles schrie durcheinander.

„Bauet doch Barricaden!“ rief eine volltönende Stimme. Es war ein Mann, der dicht neben Edmund und seinen Mithelfern gleichsam aus der Volksmenge herauftauchte, ein Mann von untersetzter Figur und breiter Brust, die ein ungewöhnlich großer röthlicher Bart bedeckte.

„Sie, Ajax?“ rief Edmund ihm zu, „machen Sie doch keine Tollheiten! Wie ist es möglich, hier Barricaden zu bauen? Kein Material zur Hand und von allen Seiten Soldaten.“

„Schadet nichts,“ entgegnete der Rothbärtige höhnend; „ist es gleich Tollheit, hat es doch Methode!“ Dann schrie er noch einigemal: „Barricaden bauen! Barricaden bauen!“ und setzte dadurch die Menge in neue Bewegung, welche Bohlen von den Rinnsteinen in den nächsten Gassen herbeischleppten und in die Mitte des Straßendammes hinwarfen. Andere rissen das Straßenpflaster auf; das genügte aber Alles noch nicht.

„Aber mein Himmel, Sie sehen ja, Ajax, daß Sie damit ganz nutzlos die Gefahr vermehren. Im nächsten Augenblick werden die Soldaten von allen Seiten Feuer geben in die dichtgedrängte Menge.“

„Und ein Dutzend dieser hasenherzigen Menschen wird fallen,“ sprach Ajax mit gedämpfter Stimme, indem er Edmund ganz nahe trat. „Einmal wird damit

ein sociales Problem gelöst, denn wir leiden an dem Unheil der Uebervölkerung und dieser einen tüchtigen Aderlaß beizubringen, kann dem Gemeinwohl nur förderlich sein; und dann wird durch einige Dutzend Menschenopfer erst die Volkswuth gegen das Militair aufs Höchste gesteigert werden, und dahin muß es erst kommen, eher wird eine tüchtige Revolution nicht möglich sein."

„Welche teuflische Grundsätze?"

„Wäre nicht ein Bischen Teufelei in uns, mein junger Freund," hohnlächelte der Placatenheld, „so würden wir mit den Paar flügellahmen Engeln im Herzen noch nicht weit kommen. Große Maßregeln aber erfordern große Opfer. Was sind zehn Tausend Menschenleben gegen den kleinsten Erfolg für die Freiheit des Volks?"

Da jetzt die Soldaten näher rückten, so zog es der bärtige Maulheld vor, sich in die nächste Seitenstraße zu drücken, anstatt um die Ehre zu buhlen, die er jedem Andern gönnte, nur nicht sich selbst, als Held der Barricaden erschossen zu werden.

Noch hielt sich das Militair hier mit anerkennungswerther Mäßigung. Obgleich mehrere Stimmen: „Waffen, Waffen!" riefen und Jemand aus einem Victualienkeller ein Beil holte, um den Laden gegenüber an der Ecke der Jägerstraße zu erbrechen, wo man Waffen zu finden hoffte, so enthielt sich doch das Militair

an dieser Stelle noch, von den Schußwaffen Gebrauch zu machen, hier wo eine einzige Spitzkugel durch zehn Menschenleiber gegangen sein würde.

Man sah es indeß der Hast und Planlosigkeit dieser Vertheidigungsversuche an, daß es der Bewegung an einem leitenden Mittelpunkt fehlte, daß Alles nur in der Eile und Angst des Augenblicks geschah, ohne mit irgend einem Widerstandsmittel nur fertig zu werden.

So war denn endlich das Haus erreicht, in dessen zweiter Etage sich das glänzende Local der Zeitungshalle befand.

2.

Durch Polizeibekanntmachungen war überall befohlen, die Hausthüre geschlossen zu halten. Das war auch hier geschehen. Doch auf Pochen der jungen Männer wurde von innen die Hausthür geöffnet. Es hatte der Eigenthümer der Berliner Zeitungshalle, Herr Julius, den Oberdiener des Locals, den gewesenen Unteroffizier Rothe, zur Unterstützung des Hauswirthes bei diesem menschenfreundlichen Geschäft an die Hausthür gestellt und der Einlaß erfolgte ohne Schwierigkeit.

Edmund zog an der ihm wohlbekannten Klingel im dritten Stock. Eine bekannte liebe Stimme fragte: „Wer da?“ und Edmund sah durch die Stäbe des

Gitters bei dem Schimmer des Lichts, das sie trug, das geliebte Mädchen.

„Fräulein Bertha, wir bringen Ihren Cousin, leicht verwundet,“ entgegnete Edmund mit Herzklopfen.

„O mein Gott!“ mit diesen Worten öffnete das junge Mädchen; aber es lag eine Welt voll Empfindung in diesem Ausruf. Was alle Uebrigen für eine Aeußerung von Schreck über die Verwundung des im Hause wohlgelittenen Vetters hielten, erkannte Edmund bald als den Ausdruck der freudigsten Ueberraschung wegen seiner unerwartet schnellen Befreiung aus der Festungshaft und Rückkehr nach Berlin. Die Glückseligkeit des Wiedersehens spiegelte sich im Glanz der braunen Augen des liebenden Mädchens und ein von den Uebrigen unbemerkt gebliebener Druck der Hand bestätigte diese Auslegung ihrer Blicke.

So hatte denn für den ersten Augenblick das Gefühl der Liebe, das in weiblicher Brust die ganze Seele beherrscht, jede andere Empfindung in den Hintergrund des Herzens zurückgedrängt, bis der volle Anblick der blassen leidenden Züge ihres verwundeten nahen Verwandten das Mitgefühl des jungen Mädchens weckte, und mit Thränen im Auge leuchtete sie ihm voran, als er von den Dreien in eine ganz am Ende des Corridors belegene einfenstrige Stube der räumlichen Wohnung getragen wurde. Das Fenster aber ging nach der Straße

hinaus, ein Umstand, der später, wie wir sehen werden, bedeutende Unannehmlichkeiten im Gefolge hatte.

Das Alles geschah so rasch und lautlos, daß die in einem der vordern Zimmer sitzenden beiden alten Herren nichts davon vernahmen.

Bertha mit ihrem Mädchen bereiteten dem Verwundeten ein bequemes Lager auf dem Sopha. Als die Studenten begannen, ihn auszukleiden, um seine Wunden besser verbinden zu können, entfernten sie sich und das Dienstmädchen wurde in den Keller geschickt, um noch ein Paar Flaschen Wein herauf zu holen. Diesen Augenblick benutzte Edmund, seine geliebte Bertha in der Küche zu überraschen. Eine Umarmung der zärtlichsten Liebe feierte jetzt den Moment des Wiedersehens, aber so rasch und flüchtig rauschte dieser entzückende Augenblick im schnellen Lauf der Ereignisse vorüber, daß davon nichts zurückblieb als eine beglückseligende Erinnerung und eine kurze Verständigung.

„Wenn morgen Alles ruhig ist," sprach Bertha, „so besuche ich Deine Schwester Nachmittags vier Uhr ..... denn hier ..... geht es nicht; der Vater ist unversöhnlicher gegen unsere Verbindung als jemals.

. . . .

Indeß saßen in einem der elegant meublirten, mehr nach vorn zu belegenen Zimmer zwei alte Herren und spielten Picket, wobei Jeder seine Pfeife rauchte, dann

wieder zu dem Glase griff, dessen grüne Farbe und ballonförmige Form verrieth, daß es ein guter alter Rheinwein war, dessen Blume das ganze Gemach mit einem kräftigen Duft erfüllte.

„Nun Freund Major," sprach der magere Geheimrath mit den blassen vielgefalteten Gesichtszügen zu dem feist und wohlhäbig dasitzenden, ausgedienten Militair, dem pensionirten Major von Prusky, „wie schmeckt das Weinchen?"

„Süperb!" mit diesen Worten sog er den letzten Tropfen aus dem grünen Glase, betrachtete die Etiquette auf der grünangelaufenen Flasche und sprach: „Schloß Johannisberger Eilfter, auf Ehre, diese Etiquette ist keine Lüge nicht, Herr Bruder!"

„Gewiß nicht!" entgegnete der Geheimrath und schenkte wieder ein, „das hat aber auch diplomatische Connexionen und Künste gekostet, dieses Prachtcabinetsweinchen, à Flasche einen vollwichtigen kremnitzer Ducaten, aus dem untersten Keller des Fürsten Staatskanzler zu haben."

„Apropos, dabei fällt mir ein, Herr Bruder Geheimrath, ich parire zehn Flaschen Champagner gegen eine Flasche dieses Cabinetsweins, daß die ganze Geschichte mit der Absetzung des Fürsten Metternich nichts ist, als eine recht derbe Zeitungsente, die einmal wieder dem deutschen Michel aufgebunden wird."

„Aber die preußische Staatszeitung, diese officielle Hofzeitung, die bringt wohl eher politische Gänse zu Markte als solche Zeitungsenten.“

„Bitte um Entschuldigung, wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der findet Bedenkliches in den Worten, und dabei nahm er das Blatt zur Hand und las:

„Der Fürst Metternich hat seine Entlassung gegeben und die Bildung eines neuen Cabinets soll dem Grafen Kolowrat und dem Grafen Montecuculi übertragen sein. Demnach ist Oesterreich auch in die Bahn der Reformbewegung eingetreten, der es sich so lange verschlossen hatte. Hoffen wir, daß dadurch sein Verhältniß zu Deutschland und vorzugsweise zu Preußen, welches diesen Weg längst betreten hat und auf ihm consequent fortzuschreiten gedenkt, ein innigeres werde; daß nunmehr beide deutsche Großmächte, im Verein mit ihren deutschen Bundesgenossen, mit um so glücklicherem Erfolge für die Umgestaltung Deutschlands zu einem kräftigen, von dem nationalen Bewußtsein getragenen Staate zu wirken befähigt sein mögen!“

„Nun Herr Bruder, riechst Du Lunte?“

„Noch nicht, Herr Bruder Geheimrath; Du wolltest sagen .....?“

„Ich wollte sagen: wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der wird hier aus der Klaue den Löwen erkennen.“

„Und das will sagen?"

„Nichts Geringeres, als daß unser König geneigt ist, dem leidigen verfluchten Zeitgeiste Concessionen zu machen."

„Das wäre der Teufel!"

„Wie ich Dir sage, Herr Bruder Major, unser König ist freisinniger wie alle seine Umgebungen. Schon lange hat er sich mit den modernen Ideen von Preßfreiheit, Nationalrepräsentation und Deutschlands Einheit getragen und deshalb kommt eigentlich der Pöbelaufstand ihm ganz gelegen. Gieb Acht, Herr Bruder, wir erleben es noch, daß der König diesen Straßenjungenspectakel für die Stimme einer neuen Zeit hält und Alles bewilligt, was Demagogen und radikale Wühler seit dreißig Jahren ausgeheckt haben."

„So schlag' Pulver und Blei darein! giebt der König nur einen Finger breit nach, so nehmen sie sich eine Hand breit und dann endet die Geschichte in Berlin wie in Paris mit Adieu Sanssouci, bon jour Frau Gevatterin Victoria!"

„So weit wird und kann es bei uns nicht kommen!" rief der Geheimrath mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, „unsere Garderegimenter sind tapfer und trefflich geschult; sie sind längst unter aristokratischen Offizieren dem Volke entfremdet, ihre Disciplin ist so trefflich, daß sie Vater und Mutter todtschießen und ihre Brüder

spießen, wenn es commandirt wird; dazu eine Camarilla, welche die Krone wie eine chinesische Mauer umgiebt, keine freisinnige Idee durchpassiren läßt, Alles verdächtigt, was nicht bis zum Schuhsohlenlecken servil ist und selbst die freigeistigste Absicht des Königs auf krummen Schlangenwegen zu vereiteln weiß; ferner ein Ministerium, das es bequemer findet nach dem Princip zu herrschen: car tel est notre plaisir, als einer Volkskammer gegenüber für jeden Schritt verantwortlich zu sein; Minister, die lieber ihr Amt als lebenslängliche Sinecure mit 12,000 Thalern Gehalt behalten wollen, statt stets Gefahr laufen, nach kurzem Kampfe die Excellenz auf die Nase fallen zu sehen; und endlich eine Beamtenhierarchie, die ihr Ansehen, ihre hohe Stellung und ihre Willkürherrschaft um keinen Preis aufgeben wird. So befestigt, wird der Thron auf diese sogenannten Volkspetitionen und Pöbelaufläufe mit Kartätschen antworten und wir werden hoffentlich bald sehen, daß sich die Straßen mit Blut und Leichen bedecken und die Garde triumphirend mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen darüber hinwegmarschirt zu einer großen Parade, bei welcher Blutflecken auf den Uniformen die Verdienstmedaille oder, wenn es Offiziere sind, den rothen Adlerorden einbringen werden."

„Amen! Amen! dazu gebe Gott seinen Segen," sprach der Major, faltete die Hände über den runden

Bauch und blickte seufzend zum Himmel empor. Dann aber vergaß er auch seinen irdischen Gott nicht, tauchte die rothe Nase in den grünen Ballon seines Glases und nachdem er den Götterduft des Johannisberger Nektars behaglich eingeschlürft hatte, sprach er andächtig: „Gott segne den Fürstkanzler Metternich und lasse die Fabel von seiner Entsagung eine Lüge oder wenigstens eine diplomatische Intrigue sein.“ .....

„Fürst Metternich hoch!“ rief der Geheimrath. Beide Männer stießen mit den frischgefüllten Gläsern an, aber sie vergaßen zu trinken. Stumm vor Schreck saßen sie einander starr und leblos gegenüber.

In der That entstand in diesem Augenblick unten vor dem Hause ein markdurchdringendes Geschrei und schrillendes Gepfeife.

„Was ist das?“ fragte der Geheimrath, der zuerst sich wieder erholte.

„Herr Gott steh uns in hohen Gnaden bei! das ist doch gerade so ein Mordspectakel, wie man es in Thiers' Geschichte der französischen Revolution gelesen hat, damals wie das Volk die Bastille stürmte.“

„Das habe ich auch schon gedacht, wenn nur nicht der Pöbel dieses Haus stürmt, unten wegen der Lesehalle, die durch hundert Zeitungen gottlose Neuerungen verbreitet. Herr Bruder Major, wie wäre es, wenn Du Dich einmal bemühtest aus dem Fenster zu sehen?“

„Ich? Wie soll ich zu der Ehre kommen, in solchen Dingen gebührt dem Hausherrn der Vorrang.“

„Das sind Ausreden der Furcht, Herr Bruder Major, und ich muß gestehen, daß ich mich wundere, wenn so ein alter Militair“ .....

„Doch nicht für furchtsam gehalten wird? Donner und Doria! Herr Bruder Geheimrath, solche Insulten muß ich mir verbitten. O, Herr Bruder, ich habe im dreißigjährigen Garnisondienst bewiesen, daß es mir nicht an Courage fehlt, gerade vor die Mündung einer Kanone hin zu treten .....“

„Wenn sie — nicht geladen ist .....“

„Ob geladen oder ungeladen, das bleibt sich gleich, auf Ehre und Cavalierparole. Aber das bleibt sich nicht gleich, ob der Major a. D. von Prusky einen Steinwurf vor den Kopf empfängt oder nicht.“

Der Spectakel wurde immer ärger. Endlich entschlossen sich die beiden Helden, dem Bedienten zu klingeln.

Das geschah. Johann trat ein.

„Jean,“ sprach der Geheimrath, „hast Du Muth, Muth, sage ich, in der jetzigen schrecklichen Zeit?“

„Allemal Courage, Herr Geheimrath, das heißt, wenn ich erst ein Paar Gläschen Couragewasser getrunken habe.“

Damit blickte er liebäugelnd nach der grün bemooseten Flasche.

„Dieses nicht,“ entgegnete der Geheimrath, „das hieße denn doch wahrlich Perlen vor die Säue geworfen, aber reich mir 'mal da aus dem Wandschrank die Flasche guten alten Jamaika Rum her.“

Das geschah, und der Geheimrath schenkte ihm dreimal das Rheinweinglas voll, was der Bediente allemal in einem Zuge austrank.

„Nun bist Du fertig?“

„Wie ein Löwe, Herr Geheimrath, höllische Courage, auf Ehre!“

„So steck einmal Deinen Kopf dort im dunklen Schlafzimmer zum Fenster hinaus, und melde, was Du auf der Straße siehst, hüte aber Deinen Schafskopf vor Steinwürfen.“

„Herr Geheimrath, was unten los ist, das weeß ick allene wohl, sie wollen das Haus stürmen, und wie sie sagen, das ganze Nest voll Aristokraten ausnehmen?“

„Jetzt, Herr Bruder Geheimrath, sitzt uns das Messer an der Kehle!“

„Ruhig, alter Kriegsheld, nicht zittern vor Furcht, ich habe schon meinen Defensionsplan gemacht. Johann, liebster Johann, ich gebe Dir einen Ducaten, wenn Du mit Lebensgefahr hinüber nach dem Bankgebäude gehst, ein schönes Compliment vom Geheimrath Leblos an den commandirenden Hauptmann machst und

ihn in meinem Namen um Besetzung dieses vom Pöbel bedrohten Hauses bittest."

„Das heißt zu deutsch eine Sauvegarde, vergiß es ja nicht, Johann, eine Sauvegarde, auch ich lasse darum bitten, ich, der Major von Prusky. Oben im dritten Stock."

„Werde schon machen, indeß wissen der Herr Geheimrath schon....."

„Was soll ich wissen?"

„Nun, das Unglück, das schreckliche Unglück...."

„Welches Unglück? Ich zittere....."

„Na, erschrecken sich der Herr Geheimrath man nicht. Es betrifft ja Ihre Familie....."

„Was denn?"

„Einen Todten?" fragte der Major dazwischen.

„Nun, wenigstens als einen Cadaver haben sie ihn ins Haus gebracht."

„Wen?"

„Des Herrn Geheimrath Herrn Neffen, den Herrn Studiosus....."

„Das wäre ja schrecklich, der einzige Sohn meines Bruders....."

„Ja, wie einen tollen Hund haben ihn die Herren Soldaten todtgeschossen, aber er hat sich schon wieder etwas erholt. Der Herr Studiosus liegen hinten auf

ihrer Stube und zwei Magaziner sind dabei beschäftigt, ihm die Kugeln aus der Brust zu schneiden."

„Warum sagt Er das nicht gleich, macht mir einen so vergebenen Schreck....."

„Na jubiliren der Herr Geheimrath nicht allzufrüh. Der hinkende Bote kommt hinten nach."

„Doch nicht meine Tochter."

„Ja doch, wenn dem Fröhlen Bertha heute Abend nicht eine Bombe im Herzen geplatzt ist ....."

„Was soll das?"

„Nun, der weggejagte und der gefestungte Liebste sitzt ja alleweile wieder bei ihr."

„Der Edmund Redlich!"

„Na, wer sonst denn, begnadigt, von der Festung zurück, den Herrn Neveu aus dem dicksten Kugelregen vor dem Opernhause hierher getragen, sponsiren jetzt mit Fräulein Bertha, als gäbe es keinen ungnädigen Papa mehr auf der Welt."

„Da soll doch gleich ein heiliges Kreuzdonnerwetter."

Mit diesen Worten sprang er auf, bat den Major flüchtig um Entschuldigung und eilte durch die lange Zimmerreihe nach der Wohnstube seines Neffen. Dort traf er allerdings den jungen Redlich und seine Tochter, fast auf einem Stuhle sitzend. Die beiden Studenten hatten sich schon entfernt und vorerst in die Lesezimmer der Julius'schen Zeitungshalle im zweiten Stock zurück-

gezogen. Der verwundete Fritz lag blaß und fast regungslos, mit einer leichten Decke zugedeckt auf dem Sopha.

„Herr Redlich," sprach der Geheimrath mit verbissenem Ingrimm zu dem jungen Menschen, der schnell aufstand, „ich bin Ihnen allerdings für die Rettung meines Neffen Dank schuldig; aber das giebt Ihnen noch nicht die Befugniß, mein Hausrecht zu mißachten; wenn es also gefällig wäre ....." damit öffnete er die Stubenthür und machte eine hinausweisende Bewegung.

„Ich gehe, Herr Geheimrath," sprach Edmund mit Würde, „weil ich Ihre Tochter liebe und ich deshalb mich den Wünschen ihres Vaters nicht entgegensetzen werde."

„Und ich, Vater, werde ihn begleiten. Keine Tyrannenmacht der Erde wird unsere Herzen trennen, die sich einander verlobt haben."

So begleitete ihn Bertha unaufgehalten bis in das zweite Stock. Dort in dem erleuchteten Corridor gewährte sie ihm den Abschiedskuß und sagte: „Dein bleibe ich auf ewig, was auch der Hochmuth meines Vaters dagegen einwenden möge. Ich fühle wie im prophetischen Geiste das Erwachen einer neuen Zeit. Dann wird aufgeblasener Hochmuth gedemüthigt werden und bescheidenes Verdienst wird zur Anerkennung kom-

men. Hoffe mit mir auf diese schöne Zeit und hilf sie fördern, so viel in den Kräften des Einzelnen liegt. Bedenke, Millionen Einzelne bilden ein Volk und des Volkes Einheit macht seinen Willen unwiderstehlich.“

Edmund war stolz auf den Geist und den Patriotismus dieses herrlichen Mädchens und mit dem Hochgefühl, das Schönste und Erhabenste, was Gottes Schöpfung jemals in einer weiblichen Brust hervorgebracht hatte, sein nennen zu dürfen, schloß er das liebliche Mädchen noch einmal in seinen Arm und begab sich alsdann in das Local der Zeitungshalle, wo er für das Beginnen eines politischen Wirkens hinreichend Stoff zu finden hoffte.

3.

Edmund hatte diesen Feenpalast aller Zeitungen der Welt noch nie betreten. Ihn überraschte zunächst der Glanz einer massenhaften Erleuchtung, deren Lichtstrahlen sich verdoppelten in der überall verschwenderisch angebrachten reichsten Vergoldung. In der langen Zimmerreihe erhoben sich bald dort auf runden Tischen, bald da vom Boden aus riesige Candelaber von reichem vergoldeten Schnitzwerk, deren Arme Gaslichtflammen trugen, welche in matt geschliffenen Ballons ein ebenso mildes als helles Licht auf die ringsumher gestellten kleinen runden Lesetische warfen. Die Wände,

mit in Goldleisten gefaßten Velourtapeten bedeckt, waren mit deckenhohen Wandspiegeln in breiten vergoldeten Barockrahmen geschmückt. Marmortische auf vergoldeten Gestellen und Tische von feinpolirtem Polysanderholz wetteiferten mit Polsterstühlen, Fauteuils und Rococco-sopha's von rothem Sammt mit vergoldeten Gestellen. Die Bibliothek in Mahagonischränken enthält weit über hundert Zeitungen aus allen Theilen der Welt. Es fehlen weder portugiesische Hofzeitungen, noch Blätter aus Bombay in Ostindien oder aus Constantinopel.. Man sieht dort riesengroße amerikanische Zeitungen neben den freisinnigen Times und den eigens für geknutete Seelen zurecht gestutzten Petersburger Zeitungen.

Ein Portier, ein Kassirer und eine Unzahl von galonnirten Livreedienern, bedienen die in den Lesezimmern schweigend dasitzenden Lesegäste mit der täglich erscheinenden geistigen und geistlosen Nahrung der Presse und jene Gäste, die mit den riesengroßen Zeitungsblättern in der Hand, mumienartig regungslos dasitzen, gehören sicherlich meistens den höchsten Ständen an. Hier ist das Gremium der Diplomatie, wo die Legationssecretaire aller fremden Gesandtschaften die officiellen Zeitungsorgane ihrer fernen Heimath in deren Landessprache vertreten sehen.

Aus dem Lesezimmer für Herren tritt man in das wo möglich noch elegantere Damenzimmer, wo man

einige Berliner Blaustrümpfe, deren Toilette in der Regel frischer ist als ihre Gesichtszüge, in französische, englische oder italienische Zeitungen so sehr vertieft sieht, daß sogar das den Frauen einmal zur Natur gewordene Mühlrad der Conversation völlig in Stillstand gerathen ist.

Dann folgen die Conditorei, das Restaurations-, Rauch- und Conversationszimmer.

Dieses letztere war an diesem Abend mit Personen aus den höheren Ständen ganz besonders gefüllt. Hier schienen alle die zehntausend Neuigkeiten aus allen Theilen der Welt, welche in den hunderten von Zeitungen schweigend mitgetheilt wurden, Leben und Bewegung empfangen zu haben.

Hier traf Edmund die beiden Studenten, welche den jungen Leblos mit herbeigetragen hatten. Sie saßen in einem der weichgepolsterten Ecksophas am Fenster, und tranken ein Glas Punsch. Auf ihre Einladung schloß er sich ihrer Gesellschaft an.

„Nun, was sagen Sie von diesem Locale und der ganzen Einrichtung?" fragte ihn der Eine von Beiden, ein großer, starker schwarzbärtiger junger Mann, ein Jurist, der sich Ottokar nannte.

„Ich erstaune," entgegnete Edmund, „über dieses Mißverhältniß von Zweck und Mittel. Wozu, um geistige Nahrung zu geben, diese wahrhaft unsinnige Verschwendung? Wozu die durch weiten Transport kostbar

werdenden exotischen Zeitungen, von denen im ganzen Jahre kaum ein Blatt gelesen wird; wozu diese marktschreierische Ostentation, wo es nur darauf ankömmt, ein allerdings tief gefühltes geistiges Bedürfniß zu befriedigen? Ich gestehe offen, daß es mir unmöglich scheint, daß ein so unsinnig begonnenes Unternehmen sich halten könne."

„So lange," entgegnete Ottokar, „der Unternehmer die Subvention vom Staate genießt....."

„Was ist es damit?"

„Nun, die Sache ist längst schon kein Geheimniß mehr. Es ist bekannt, daß der Doctor Julius ein Schriftsteller, dem man mehr ein sogenanntes Feuilletontalent, als gründliche wissenschaftliche Bildung beimessen darf, früher Redacteur der bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Allgemeinen Zeitung war. Es gelang ihm, in den Ministerien selbst, besonders subalterne, auch wohl manchen höher gestellten Beamten durch Bestechungen zu gewinnen, der Redaction die wichtigsten Staatsgeheimnisse mitzutheilen; und so vermochte Herr Julius, durch Mittheilung derselben sein im oppositionellen Geiste gehaltenes Blatt zum gelesensten Tageblatt in der preußischen Monarchie zu machen. Täglich sah sich das damalige Ministerium durch diese Zeitung auf das Aergste blosgestellt. Da konnte denn, nach den damaligen Principien, ein Verbot dieser Zeitung für Preußen

nicht ausbliben und Brockhaus verlor damit über drei Viertel seiner Abonnenten und die ganze Existenz des Blattes war in Frage gestellt. Unter diesen Umständen mußte Doctor Julius aus dieser Stellung, die ihm jährlich 1500 Thaler einbrachte, ausscheiden. Und er begriff nun, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, in welcher sich durch Radikalismus Geld verdienen lasse. Als kluger und speculativer Kopf streckte er sich nach der Decke. Während später diese Leipziger Allgemeine unter Bülau's Leitung das zahmste Schaflamm auf der Welt geworden war und deren Einführung in Preußen wieder erlaubt wurde, wo indeß das zahm gewordene Blatt keine Abonnenten mehr fand, wechselte Doctor Julius chamäleonartig die Farbe, schrieb Zeitungsartikel im absolutistischen, aristokratischen und conservativen Sinne, erhob Fürst Metternich und den König von Preußen zu Göttern und schrieb eine „wahre Geschichte der Jesuiten", die eigentlich nichts war, als eine mit gewandter Feder geschriebene Apologie dieses verrufenen geistesmörderischen Ordens, welche ihm ohne Zweifel gut bezahlt worden ist."

„Ich erinnere mich," bemerkte Edmund, „in den Grenzboten Bruchstücke davon gelesen zu haben."

„Noch mehr; wie damals die königliche Seehandlung und namentlich der Minister Rother von Seiten der gewerblichen Partei, wegen Beeinträchtigung der

Privatindustrie durch die industriellen Unternehmungen der Seehandlung so heftig angegriffen wurde, schrieb Herr Julius eine Broschüre, worin er mit großer Gewandtheit das Verfahren des Ministers rechtfertigte. Diese Schrift machte ihn zwar unpopulair, allein er wurde getröstet, wie man sagt, durch ein **don gratuit** von 1000 Thalern."

„Der Mann ist speculativ!"

„Nicht zufrieden mit diesen Erfolgen, baute er auf die damit gewonnenen Connexionen weiter. Er entwarf den Plan zu einer Zeitung, in welcher unter der Maske des Liberalismus und der Opposition alle Regierungsmaßregeln gelobt und empfohlen werden sollten. Durch solche jesuitische Umtriebe gelang es ihm, durch Verwendung von Seiten des Ministers Rother, die damals schwer zu erlangende Concession zu einer neuen politischen Zeitung zu erlangen, das war die Zeitungshalle, ein neues Abendblatt. Begreiflich aber konnte das unter dem Scheine der Vermittelung von Extremen auftretende Programm desselben, in welchem man die Achselträgerei zwischen den Zeilen las, nicht viel Vertrauen einflößen und die Folge davon war eine sehr geringe Abonnentenzahl. Dabei konnte das Unternehmen allerdings nicht bestehen. Der Doctor Julius wendete sich daher aufs Neue an die Regierung um eine Unterstützung seines Unternehmens. Man überzeugte sich nun wohl höhern

Orts, daß ein solches vermittelndes Blatt in der bewegten Zeit eine höhere Nothwendigkeit sei; man wußte aber auch, mit welchem Mißtrauen im Publikum jeder Schein von amtlicher Einmischung in die Zeitungspresse aufgenommen wurde, und so trug man denn Bedenken, dem Zeitungsunternehmer gradezu eine Subvention zu gewähren und ging daher auf den gleichzeitig eingereichten Plan eines großartigen Zeitungslese-Instituts um so lieber ein, als man sich damit das Ansehen geben konnte, ein wissenschaftlich und gemeinnütziges Unternehmen zu fördern. So erhielt Doctor Julius durch den Minister Rother eine Beihülfe von 10,000 Thalern, und begründete damit sowohl seine neue Zeitung, als auch dieses glänzende Institut, dessen prachtvolle Einrichtung jedoch noch unbezahlt geblieben ist."

„Das nenne ich großartig schwindeln!"

„Das ist der richtige Ausdruck; der Doctor Julius ist nichts als ein literarischer Schwindler und der Untergang dieses glänzenden Instituts kann nicht mehr fern sein.*) Die Zeitung aber wird sicher ihre Farbe wechseln und ultraliberal werden, sobald entweder die Subvention von oben aufhört oder eine andere Zeit Erleichterung der Presse gewähren wird.**)

---

*) Im Januar 1849 ist es bereits wegen Insolvenz des flüchtig gewordenen Eigenthümers geschlossen. D. V.

**) Das ist nach der Märzrevolution bereits geschehen.

Jetzt erblickte Edmund unter den übrigen Gästen den Landschaftsrath von Hochherz. Er stand sogleich auf, um diesem würdigen Gönner seiner Familie sein Compliment zu machen.

Herr von Hochherz befand sich grade mit einigen angesehenen Personen in einem politischen Gespräch, als er Edmund erblickte, der sich in geringer Entfernung so aufgestellt hatte, daß ihn der Landschaftsrath bemerken mußte. Dieser reichte ihm sogleich freundlich die Hand und sagte: „Ah sieh da, lieber Edmund, schon wieder so weit hergestellt? gratulire! Aber Sie hätten zu Hause bleiben sollen. Ich fürchte, wir sind hier aus dem Regen in die Traufe gekommen. Hören Sie unten den Tumult. Ich sage Ihnen, meine Herren," so wendete er sich zu den Uebrigen, „wenn das Militair nicht bald zurückgezogen wird, so erleben wir noch ein gräßliches Blutbad und sollte am Ende auch die Soldateska Sieger bleiben, so wird das für die Regierung eine schmähliche Niederlage werden. Man wird dann nachgeben wollen, erst wenn es zu spät ist, und wenn man jetzt schon mit geringen Concessionen Frieden stiften könnte,

---

Von der Preßfreiheit machte die Zeitungshalle den ungemessensten Gebrauch, steigerte die Preßfreiheit zur Preßfrechheit, verdrehte die Thatsachen und beschmuzte Alles mit ochlokratischem und communistischem Geifer. So ging denn auch dieses Blatt im Belagerungszustande zu Grunde.

so wird alsdann die Krone selbst in Frage gestellt werden.“

„Welch ein gräßlicher Tumult, dieses Geschrei der Todesangst, dieser Ruf nach Waffen und Barricaden.“

Alles eilte an die Fenster des glänzend erleuchteten Locals, die weit aufgerissen wurden.

„Meine Herren,“ sprach Herr Julius, „indem er nicht ohne Aufregung aus dem untern Raume des Hauses in das obere Local trat, „ich muß Sie sehr dringend ersuchen, sich von den Fenstern zurückzuziehen. Der helle Lichtschein möchte leicht dazu beitragen, die Volksmasse unten noch mehr anzuziehen, oder gar sie zu veranlassen, das Haus zu stürmen.“

Obgleich die Stimmung im Leselocale sehr aufgeregt war und sich hocharistokratische Personen dabei befanden, die sich sonst so leicht nichts sagen lassen, so wurde doch dieser höflich vorgebrachte Wunsch für vernünftig erkannt. Man zog sich von den Fenstern zurück, schloß diese und ließ sogar die Rouleaux herunter, während die Bedienung die Gasflammen niedriger schraubte, um Alles zu vermeiden, was nach außen hin Aufmerksamkeit erregen konnte.

Diese Maßregeln, und die darauf folgende allgemeine Stille, hatten etwas Schauriges, um so mehr da man über alle die tumultuirenden Vorgänge unten auf

der Straße, deren Geräusch man hörte, in völliger Ungewißheit war.

„Wir wollen doch sehen, wie es unten steht," sprach der Landschaftsrath, der keine Furcht kannte, zu Edmund, ergriff seine Hand und ging mit ihm hinunter in die Hausflur.

In diesem Augenblicke wurde die Hausthür von innen geöffnet, um einige Gäste herein zu lassen, welche durch Klopfen Einlaß begehrt hatten. Diesen nach aber drängten sich einige Schützen ins Haus, welche ihre Hirschfänger auf die Büchsen gesteckt hatten.

Herr Julius, der wieder herabgekommen war, und der Oberdiener des Locals erklärten ihnen, daß die Hereingelassenen in das Haus gehörten und man soeben das Haus wieder schließen wolle, man müsse daher die Herren Gardeschützen bitten sich zurückzuziehen, um den Hausfrieden nicht zu stören.

„Sacre nom de Dieu!" rief ein wahrscheinlich halb betrunkener Neufchateller-Schütze; „ich stoße Dich Canaille durch und durch!"

Mit diesen Worten rannte er wüthend auf den Doctor Julius zu, den er mit gefälltem Hirschfänger sicher durchbohrt haben würde, wäre nicht der Landschaftsrath noch im rechten Augenblicke vorgesprungen und hätte mit einem heftigen Griff nach der Büchse des Schützen dem Stoße eine andere Richtung gegeben. Dieser rannte

damit so heftig gegen die Wand, daß die Klinge des Hirschfängers wie Glas zersprang. In demselben Augenblicke rannte ein zweiter Schütze von hinten gegen den Landschaftsrath, ohne daß dieser es bemerkte und würde ihn durchbohrt haben, wäre nicht Edmund auf dieselbe Weise sein Retter geworden.

„Herr Lieutenant, solchen meuchelmörderischen Unfug können Sie dulden?“ rief der Landschaftsrath in höchster Entrüstung dem mit ins Haus getretenen Offizier zu und fuhr fort: „ist das das Ehrgefühl der Garde, worauf die Herren sich so viel einbilden? O Schande über Euch, wenn es keine wahren Ehrenmänner mehr in Eurem Corps giebt.“

Der Lieutenant erkannte ihn; aber er wußte auch, daß dieser Edelmann das Duell mit dem Grafen Banco ausgeschlagen hatte, daher vor den Augen eines Gardeoffiziers, trotz seines guten alten Adels nur für einen Geächteten galt. Er würdigte ihn keiner Antwort und sprach kurz und gebieterisch zu den beiden Schützen, die den Angriff gemacht hatten: „Ihr wartet so lange, bis ich commandire.“

Jetzt fragte der Doctor Julius: „Mein Herr Lieutenant, ich als Inhaber des Etablissements der Zeitungshalle werde doch fragen dürfen, was Sie berechtigt, in ein friedliches Haus einzudringen und die Personen, die

an der Straßen=Emeute keinen Theil genommen haben, zu beunruhigen."

„Ihnen, mein Herr, will ich antworten," entgegnete mit aufgeworfenen Lippen der aristokratische Offizier. „Es ist hier aus dem Hause ein Stein auf meine Leute geworfen worden."

Von allen Seiten, namentlich auch vom Hauswirth wurde dieser Umstand verneint; der Offizier aber hörte nicht darauf, sondern sprach lakonisch: „Das Haus muß geräumt werden."

Um diesen unsinnigen Befehl zu vollziehen, commandirte der Lieutenant einen Hornisten, dreimal zu blasen. Das geschah in der offenen Hausthür so schnell hintereinander, daß Niemand dieses Signal bei dem allgemeinen Tumult vernahm, oder auch nur zu deuten wußte.

Die Aengstlichen eilten hin und her, stürzten die Treppen hinauf und in die Säle hinein, wo sie Schreck und Unruhe verbreiteten.

Plötzlich kam ein Bursche von der Aufwartung in das Büreau hereingestürzt und schrie: „Sie laden schon, sie werden sogleich schießen."

Das war wirklich der Fall. Sechs Mann, die sich auf die Hausflur postirt hatten, mußten auf Befehl des Lieutenants laden.

Der Architekt Franke, und noch zwei Herren, die in

das Haus gehen wollten, um das Lesezimmer zu besuchen, fragten den Offizier eines dem Hause gegenüber aufgestellten Commandos: „Können wir wohl mit Sicherheit in das Local der Zeitungshalle gehen?“

„Nein, thun Sie das nicht!“ entgegnete der Offizier, „ich werde sogleich in die Fenster schießen lassen.“

Einige Schutzbeamte mit ihren weißen Binden und weißen Stäben standen in der Nähe und einer von ihnen rief: „Ja, ja, das revolutionaire Wespennest muß ausgenommen werden.“

Indeß war der Hauptmann der vor dem Hause aufgestellten Schützencompagnie in die Hausflur getreten.

Der Eigenthümer der Zeitungshalle beschwerte sich bei ihm über die Maßregeln, welche sein Lieutenant genommen habe und der Landschaftsrath fügte hinzu: „Mein Herr Hauptmann, Sie werden selbst einsehen, daß das Hornsignal auch für den Kundigen völlig unverständlich gewesen ist. Denn bei einem Auflauf auf offener Straße mußte man doch voraussetzen, es bedeute, daß die Leute dort sich zerstreuen sollten, unmöglich aber kann man annehmen, es bedeute, die Bewohner des Hauses hinunter auf die Straße zu locken, wo sie ja dann eben einen Auflauf machen würden.

Der Hauptmann schien von der Richtigkeit dieser Bemerkung sich getroffen zu fühlen; doch wollte auch er darauf den Herrn von Hochherz, der, da er ein Duell

ausgeschlagen hatte, auch vor seinen Augen für ehrlos galt, ebensowenig einer Antwort würdigen. Er sprach daher zu Herrn Julius: „Es ist allerdings wahr, daß hier aus dem Hause ein Stein auf meine Leute geworfen worden ist.“

„Aus meinem Locale in der ersten Etage?“ fragte Herr Julius.

„Davon ist hier gar nicht die Rede, das hat Niemand behauptet. Aus dem obern Stock ist der Stein gekommen.“

„Dagegen möchte ich mein Leben zum Pfande setzen. Dort wohnt die unschädlichste und loyalste Seele in ganz Berlin, der Geheimrath Leblos.“

„Ha der, nun dem freilich sieht es nicht ähnlich; also dann vom Boden herab.“

„Ist ebensowenig möglich, denn ich selbst habe den Boden zugeschlossen und Niemand ist hinaufgelassen.“

Und dennoch war der Steinwurf allerdings aus einem der Wohnzimmer des Geheimraths Leblos gekommen. Als der Student, während Bertha ihren Freund begleitete und der Geheimrath sich unmuthig zurückgezogen hatte, einen Augenblick allein gelassen war, stand er in der Fieberhitze des beginnenden Wundfiebers auf und hatte die fixe Idee gefaßt, er müsse sich und das Volk an den Soldaten rächen. Unglücklicher Weise lag

in der Röhre des Kachelofens ein halber Backstein, diesen ergriff Fritz mit dem noch gesunden rechten Arm und schleuderte ihn mit aller Kraft aus dem Fenster in der Richtung hin, wo blitzende Helme gegenüber ihm die Aufstellung der Schützen bezeichnete.

Das war der unglückliche Steinwurf, der die schrecklichsten Folgen für alle Hausbewohner und Besucher der Lesehalle gehabt haben würde, wenn nicht ein Schütze herangetreten wäre und dem Hauptmann eine Meldung gemacht hätte, worauf dieser mit seinem Commando eiligst das Haus verließ.

. . . .

Der siebzehnte März verging ziemlich ruhig. Von allen Seiten schien man sich auf einen großen Schlag vorzubereiten. Doch mitten in den gährenden Elementen politischer Bewegung gedachte Edmund seiner Liebe und freute sich der Ruhe, weil diese ihm Hoffnung gab, am folgenden Tage sein geliebtes Mädchen wiederzusehen.

Eilftes Buch.

Die Aufnahme der Rheinschen Deputation. Verheißungen. Volksfreude. Aufregung der Arbeiter. Table d'hôte im Kronprinz. Aufruhr. Physiognomie der Stadt. Veranlassungen zum Kampf. Versuche, das Militair zum Abziehen zu bewegen. Deputation bei dem Könige.

Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

1.

So brach denn der Sonnabend heran, ein milder wunderschöner Frühlingstag dieser achtzehnte März, und dennoch ein Schreckenstag für Berlin, ein wahrhaft dämonischer Tag, blutig verzeichnet in den Annalen der Geschichte.

Kein Mensch, der noch eines warmen Gefühls für

Vaterland und Freiheit fähig war, vermochte es über sich zu Hause zu bleiben. Der Oeffentlichkeit im weitesten Sinne gehörte das Leben an, der Schloßplatz war, wie das Forum der alten Römer, die dem Volke geweihte Stelle der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten des Vaterlandes geworden. Unter den Fenstern seines Königs wollte das Volk seine Zukunft erwarten.

Mit dem Ernst eines hundertjährigen Greises blickte die altersgraue Riesenburg der Hohenzollern auf die unten versammelte und in lebhaft redenden Gruppen beisammenstehende Menschenmasse herab. Es waren an 2000 Bürger, lauter wohlgekleidete anständige Leute, die man dort sah.

Auch Edmund hatte seine väterliche Wohnung in der Brüderstraße verlassen und befand sich gegen eilf Uhr Mittags inmitten dieser im Ganzen freudig bewegten Menge. Die Stimmung war durchaus heiter und ruhig. Man freute sich, daß endlich die entsetzlichen Straßenexcesse vorüber seien. Man hoffte auf schönere Tage. Ueberall wurde das Placat des Magistrats vorgelesen, wonach der König Preßfreiheit, wenn auch noch eine beschränkte, und Zusammenberufung der vereinigten Stände zugesagt hatte. Man freute sich darüber; aber schon gingen die Wünsche hier und dort weiter. In andern Gruppen sprach man von der Rheinschen Deputation die gestern Abend angekommen war. Man

wußte, daß sie heute Morgen um zehn Uhr Audienz beim Könige gehabt habe und war begierig, das Nähere über deren Aufnahme zu erfahren.

Da trat ein Mann von imponirender Gestalt und hohem Wuchs aus dem Hauptportal hervor, wo der Aufgang nach den königlichen Gemächern sich befindet. Edmund erkannte sogleich den Landschaftsrath von Hochherz. Er nahte sich ihm mit achtungsvollem Gruß und der Freiherr ergriff ihn freundlich bei der Hand und rief mit Wärme: „Lieber Edmund, was habe ich erlebt? Ich komme soeben aus dem Schloß, wo ich Gelegenheit hatte, der Audienz der Rheinschen Deputirten beizuwohnen. Welche Männer, die da das Wort führten, welch ein König, der davon tief ergriffen, seine Liebe für das Volk und seine Freisinnigkeit zu erkennen gab!“

„Reden, reden!“ riefen dem Landschaftsrath mehrere Personen zu, die diese Aeußerungen nur halb gehört hatten.

„Noch ist kein Stoff vorhanden zum Reden, meine Freunde“, sprach er laut, so daß es die Umstehenden hörten, „noch ist Alles erst im Werden und Gebären, aber das darf ich voraussagen, daß wir Großes am Gewinn für Humanität, Aufklärung und Freiheit von dem Geiste und dem Herzen unseres Königs zu erwarten haben.“ Es war mächtig ergreifend, wie der Fürst Wittgenstein, als Sprecher der Deputation, den König in tief bedeu-

tungsvollen Worten anredete und damit begann, die Lage der Rheinprovinz und der Stadt Cöln zu schildern. Er machte darauf aufmerksam, wie von der Antwort, welche die Deputation nach ihrer Heimath zurückbringe, die Zukunft der ganzen Provinz abhänge; wie die Wichtigkeit der gegenwärtigen Verhältnisse einen augenblicklichen hochherzigen Entschluß bedinge. Am Schluß übergab der Redner die Adresse des Gemeinderaths von Cöln, welche sich in entschiedenen Worten über die Lage und Stimmung der Provinz ausließ."

„Der König antwortete, sichtbar bewegt," fuhr der Landschaftsrath fort: „„Es freuet mich, daß die mir vorgetragenen Wünsche mit meinem Vorhaben übereinstimmen; ich werde mich an die Spitze der Bewegung Deutschlands stellen und im Innern die nöthigen Freiheiten gewähren.""

„Als der König auf einen Congreß in Potsdam hinwies, äußerte die Deputation, wie das Heil und die Rettung Deutschlands nur zu erwarten sei, wenn der Congreß, umgeben mit Volksvertretern, in Frankfurt a. M. stattfinde, um allen Verdacht einer wieder eintretenden Reaction zu beseitigen."

„Bravo!" rief die Menge.

„Es ward wiederholt von Seiten der Deputation dem Könige vorgestellt, wie dringend es für die Beruhigung der Rheinprovinzen sein werde, wenn die Deputa-

tion mit einer festen Zusicherung nach der Heimath zurückkehren könne. Halbe Maßregeln können in keiner Weise beruhigen.“

„Der König schien in diesem Augenblicke einen hochherzigen Entschluß gefaßt zu haben. „„Meine Herren!““ sprach er mit glänzenden Blicken, „„ich ersuche Sie, Ihre Abreise nur noch um zwei Stunden zu verschieben. Ich werde Ihnen alsdann durch den Oberpräsidenten eine Proclamation zugehen lassen, worin Sie Alles gewährt finden werden.““

„„Von dieser Stunde, Majestät!““ rief der Fürst von Wittgenstein, „„ich wiederhole es, als dem wichtigsten Moment der Gegenwart und Zukunft, ist vielleicht das Heil Deutschlands abhängig, und eine einzige Stunde ist heute wichtiger, als sonst ein ganzes Jahr.““ Nachdem der König diese Worte noch gehört hatte, entfernte er sich und bald darauf zog sich auch die Deputation zurück, an welche zuvor noch der Prinz von Preußen einige Worte gerichtet hatte.“

„Jetzt, meine Freunde, leben wir in dem über Deutschlands und Preußens Zukunft entscheidenden großen Augenblicke. Hoffen wir das Beste von den Entschließungen des Königs und bringen wir ihm ein Hoch. Wenn das Volk dem Könige seine Liebe zeigt, so wird dadurch dessen Liebe und Vertrauen für das Volk immer höher entflammen. Und wahrlich, der König bedarf

unserer Liebe und wir bedürfen der seinigen. Es lebe unser König!"

„Hoch, hoch!" erscholl es ringsum, Hüte und Tücher wurden geschwungen und auch in andern Gruppen zündeten diese Funken, man hörte überall ein: „Hoch dem Könige!" erschallen. Fremde und selbst Feinde umarmten sich; nach allen Seiten hin wünschte man sich mit herzlichem Handdruck Glück, daß nun die edle Freiheit ohne weiteres Blutvergießen errungen sein werde.

Noch ein anderes Gerücht hielt die harrende Menge auf dem Platze vor dem Schlosse zurück. Man sprach von einem großartigen Zuge der ganzen Bürgerschaft von Berlin nach dem Schlosse, ein Vorschlag, den der Stadtverordnete, Buchhändler Simion in der Versammlung im Berliner Rathhause gemacht hatte, den der Doctor Wöniger in dem großen Rathssaal des Cölner Rathhauses überbrachte, wogegen sich aber der Assessor Wache widersetzte. Dieser schlug dagegen eine bloße Bittschrift der Stadtverordneten vor, als ob es noch Zeit zu halben Maßregeln gewesen sei. Diese und andere Bürgerversammlungen wollten nur Zeit gewinnen und Alles bis zu dem folgenden Tag verschieben und so blieb man ohne Waffen; während Soldaten in bedeutenden Zuzügen abermals die innern Schloßhöfe füllten und Preußens Zukunft, wenn auch Hoffnung gebend, doch noch im Dunkeln lag.

Diese Ereignisse waren mehr als genügend, um die Stimmung des Volks in lebhafter Spannung und Aufregung zu erhalten.

Ganz im Hintergrunde, an der Ecke der auf den Platz mündenden Straße sah man die Proletarier und Arbeiter in ihren Blousen und Kappen, mit ihren bärtigen, gebräunten Gesichtern stehen. Einige derselben traten in den Vordergrund und als sie die vielen heitern Blicke der wohlgekleideten Menge sahen, sprachen sie traurig untereinander: „Das hilft uns armen Leuten doch Alles nichts.“

Da traten der Landschaftsrath und andere Bürger an sie heran und sagten ihnen, daß auch für sie gesorgt werden solle; sie möchten nur nicht die Schreckensscenen des vorigen Abends erneuen; das könnte ja doch auch zu nichts helfen.

Aber wenn die Arbeiter durch solche Reden einigermaßen beruhigt zu ihren Genossen zurückkehrten, so hörten sie wieder auf die aufwieglerischen Reden der Revolutionaire, die sich unter diese Haufen gemischt hatten und unter diesen waren die Thätigsten zwei Männer, die wir schon kennen; der Eine mit dem großen röthlichen Bart auf der breiten Brust, der Doctor Ajax und der Andere, der Graf Banco, der die eleganten Formen seines Wesens in die grobe Blouse und Kappe der

Männer aus den untersten Schichten der Gesellschaft gehüllt hatte.

„Seht da!“ hieß es, „wie die Leute, die Geld und Gut haben, sich freuen, daß der König ihnen verwilligt, was sie wollen und wünschen. Und was ist es, was sie wollen? Waffen wollen sie haben, eine Bürgergarde bilden, um den Pöbel, denn so nennen sie Euch, anzugreifen und die tapfern Barricadenhelden von hinten auf ihre Bajonnete zu spießen, während die tapfere Garde vou vornher mit ihren Spitzkugeln und Kartätschen massacrirt. Auf denn, es gilt den letzten Kampf für Eure Rechte, Eure Freiheit. Eure Rechte sind gleiche Berechtigung mit den Reichen an allen Gütern und Herrlichkeiten der Erde; Eure Freiheiten sind: Freiheit von allen Arbeiten, allen Plagen des Lebens. Geht in die glänzenden Belletagen, streckt Euch auf die Sophas von Seidendamast, in die weichen Sessel von Plüsch und Sammt, trinkt den Champagner aus den Kellern der Reichen und verspeist ihre Braten und Kuchen von silbernen Schüsseln, werft ihnen die Knochen in das feiste scheinheilige Antlitz, verlacht ihre lügnerischen machtlosen Vereine zur Verbesserung der sittlichen Lage der Arbeiter, stiftet selbst Vereine zur moralischen Besserung der liederlichen Reichen, denn Ihr seid dabei in Eurem vollen natürlichen Rechte; das sind ja die ewigen Urrechte der Menschheit, daß alle vom Weibe Geborenen gleich-

berechtigt an den Gaben des Himmels und der Erde aus dem Schooße der Natur hervorgegangen sind. Gold und Silber in den Bergen ließ Gott für alle Menschen wachsen und darum ist es Diebstahl an der Menschheit, wenn wenige Reiche es sich anmaßen, diese edlen Metalle oder die deren Werth bezeichnenden Papiere allein besitzen zu wollen. Grund und Boden gab unser Herr Gott seit dem siebenten Schöpfungstage an alle Menschen, welche die Erde bewohnen, und darum ist es Raub an Euch Allen, wenn Einzelne sich anmaßen, liegende Güter allein besitzen zu wollen."

„Bravo, bravo!" schrie die Menge, und in den dichtgedrängten Gruppen hier und dorthin sich bewegend, hier und dort einen harten Thaler bei dem Druck einer schwieligen Hand zurücklassend, sprach Graf Banco mit gedämpfter Stimme: „Helft Euch selber, dann wird Gott Euch helfen; umdrängt in drohender Haltung das Schloß und der König wird Euch Alles verwilligen, was jetzt grade im entscheidenden Moment die Besitzenden durch ihre heuchlerischen Vivats zu erschmeicheln suchen. Vor Allem aber muß das Militair erst vernichtet werden; verlangt mit Geschrei dessen Entfernung; dann habt Ihr den König und die Minister mit Haut und Haar und Ihr werdet erreichen, was Ihr zu fordern so vollberechtigt seid."

Während dieser so aufregenden Reden steigerte sich

zwar die Spannung mit jedem Augenblick; aber der Frieden schien durch nichts unterbrochen zu sein. Die Läden auf dem Platze und in der breiten Straße waren geöffnet, die Fenster mit Damen besetzt. In den Schloßhöfen bivouakirten die von Potsdam herübergekommenen Gardebataillone. Sie rauchten und gingen in den Höfen spazieren, mit Bürgern untermischt. Niemandem wurde der Durchgang durch die Schloßportale versagt.

Unterdessen hatte sich die Menschenmenge auf dem Schloßplatze immer dichter gedrängt; die Proletarier und Arbeiter sammelten sich zunächst dem Schlosse und besonders vor den Portalen.

Nun hörte man in allen Gruppen lebhaft die Forderung, daß das Militair in die Kasernen consignirt werden müsse, besprechen. Ueberall, aber besonders in den das Schloß zunächst umgebenden Volkshaufen, machte sich eine große Erbitterung gegen das Militair bemerkbar; es war das eine instinktmäßige Erbitterung ohne alle politische Beimischung, wie sie in großen Städten wohl vorkommt, hier aber noch durch die Ereignisse der Abende vom Dreizehnten bis Fünfzehnten erhöhet worden war. Diese Erbitterung ließ allerdings das Schlimmste fürchten.

Gegen ein Uhr wurde das Drängen der Menge nach dem Portale, welches zu den Gemächern des Königs führte, immer bemerkbarer. Die Treppe, die hinaufführt,

ist nur durch einen leichten hölzernen Vorbau unvollkommen geschützt. Deshalb wurde der Eingang zum Portale durch Militair abwehrend besetzt.

Endlich, gegen halb zwei Uhr erschien der König auf dem Balcon.

Das war ein großer Moment.

Die Spannung der Erwartung war aufs Höchste gestiegen. Alles drängte sich, dem Balcon so nahe zu kommen als möglich war. Der König versuchte zu reden, aber das Geräusch der Bewegung und auch wohl die eigene innere Gemüthsbewegung erstickte seine Stimme.

Da trat ein Mann aus der Umgebung des Königs hervor, man sagte, es sei der Bürgermeister Naunyn. Er trat dicht an die Balustrade des Balcons und sprach mit lauter vernehmlicher Stimme:

„Der König will, daß Preßfreiheit herrsche;

Der König will, daß der Landtag sofort berufen werde;

Der König will, daß eine Constitution auf der freisinnigsten Grundlage alle deutschen Länder umfasse;

Der König will, daß eine Nationalflagge wehe;

Der König will, daß alle Zollschlagbäume in Deutschland fallen;

Der König will, daß Preußen sich an die Spitze der Bewegung stelle."

Da brach ein stürmischer, fast trunkener Volksjubel

unten auf dem weiten Platze aus. Leute aus den gebildetsten Ständen stellten sich auf Wagen, um die freudige Kunde zu verbreiten.

Der König trat nochmals auf den Balcon, immer begrüßt von begeisterten Freudenbezeugungen; er wehte mit dem Tuche und der bisherige Minister von Bodelschwingh sprach vom Balcon herab den Dank des Königs an das Volk aus, aber auch zugleich dessen Wunsch, daß nunmehr alle Demonstrationen aufhören möchten.

Glückseliger als Alle, faßte der Landschaftsrath den jungen Edmund unter den Arm und sprach: „Siehe da ein glückliches Volk. Das ist ein Anblick für Götter und muß für den König ein Hochgenuß sein.“

Damit sah er sich um und deutete darauf hin, wie da sich Leute umarmten und vor Freude weinten; wie da und dort Frauen mit weißen Tüchern aus den Fenstern wehten und eiligst schon Leuchter, Lampen und Lichte für die Illumination auf den Abend durch die Straßen getragen wurden. Andere Tausende strömten herbei aus allen Straßen und vom Lustgarten her zu den Tausenden, die den Schloßplatz schon füllten. „Wir wollen,“ riefen sie, „auch auf den Schloßplatz, unsern König sehen und ihm ein Vivat bringen!“

„Wie leicht ist es doch für Könige, sich geliebt, verehrt und angebetet zu machen vom Volke, und wie leicht und leichtsinnig könnte ich sagen,“ sprach Hochherz,

„setzen sie oft diese kostbare Volksliebe wieder aufs Spiel. Vertrauend nimmt das Volk jede Concession für die Freiheit von seinem Fürsten auf, sieht es aber in diesem Vertrauen sich einmal nur getäuscht; blicken schon durch die Zugeständnisse Gedanken der Rückkehr durch, so gehen Vertrauen und Volksliebe für immer verloren und Mißtrauen und Haß treten an dessen Stelle.“

„Eine sonderbare Bewegung nach dem Schloßportale zu,“ sprach Edmund, indem er auf eine dichtgedrängte Masse Arbeiter zeigte, die Alles vor sich hinschiebend, wie ein wogender Menschenstrom sich dorthin wälzte.

„Die armen Leute“ entgegnete Hochherz, „wollen sich auch in der Gnade ihres Königs sonnen; wenn sie nur damit ihren Hunger stillen könnten, sonst möchte ihr Jubel nicht von Dauer sein. Kommen Sie, Edmund, seien Sie für heute mein Gast, wir wollen im Kronprinz in der Königsstraße, wo man trefflich speiset, diniren. Die Freude macht Appetit und dann trinken wir ein Glas auf das Wohl des Königs.“

2.

Es befand sich im langen Saal eine zahlreiche und feine Gesellschaft an der Gasttafel. Man sah dort Gardeoffiziere, Edelleute, Gutsbesitzer, Kaufleute, Fremde und

wohlhabende Bürger Berlins, auch höhere Beamte. Trotz dieser mannichfachen Mischung der Gesinnung herrschte dort nur ein freudiges Gefühl. Man gratulirte sich gegenseitig zu der wiederhergestellten Ruhe und Ordnung. Die Aristokraten freuten sich, daß es nicht noch ärger gekommen sei, daß es Preußens König nicht ergangen wäre wie Louis Philipp. Sie entschuldigten achselzuckend mit der Gefahr der Entthronung seine Zugeständnisse, meinten aber, man würde mit der Hälfte dieser Concessionen schon den Zweck, den „beschränkten Unterthanenverstand" zu beruhigen, erreicht haben. Einige dieser Hochgestellten ließen mit halben Andeutungen Worte von Schwäche der Krone und Charakterlosigkeit der Umgebungen des Thrones fallen.

Andere wieder von der Volkspartei gaben sich ganz der Freude hin, gratulirten sich, daß der große Tag der Freiheit und der Wiedergeburt Preußens ohne Blutvergießen glorreich hereingebrochen sei.

Es war drei Viertel auf drei Uhr, Edmund ließ es sich wohl sein bei der trefflich besetzten Tafel und dachte mit heimlicher Freude an den Besuch seiner geliebten Bertha, zum Nachmittage des so friedfertig und freudig begonnenen Tages. Er beschloß, ihr bis vor ihre Wohnung entgegen zu gehen, um dann das liebliche Mädchen an seinem Arm glücklich bis in die väterliche Wohnung geleiten zu können. Er that Bescheid mit

dem gefüllten Glase auf den Trinkspruch, den der Landschaftsrath ausbrachte: „dem Könige, der als der Freisinnigste unter den Freisinnigen uns den Frieden, die Ordnung und die Freiheit gebracht hat!"

Die Meisten stießen an, nur einige der Hochtorys unter den Anwesenden setzten schweigend ihr Glas wieder auf die Tafel. Sie konnten sich nicht überwinden, auf den Untergang des Absolutismus, der ihre Privilegien und angemaßten Vorzugsrechte schützte, ihr Glas zu leeren.

Da plötzlich ertönte wüstes Geschrei von der Brücke her, auf welcher der große Kurfürst, umgeben von knienden gefesselten Sclaven auf galoppirendem Pferde, aus tönendem Erz gegossen, sich erhebt.

Der Speisesaal zu ebener Erde ließ durch seine zahlreichen Fenster die lebhafteste Bewegung einer vorübereilenden Volksmenge sehen. Bürger, aufgeregt bis zur Athemlosigkeit, blaß und knirschend vor Wuth, stürzten herein in den Saal und schrien: „Verrath, man hat auf dem Schloßplatze soeben auf uns geschossen."

„Welch ein Unglück hat sich ereignet!" rief der Landschaftsrath aufstehend, „kommen Sie, Edmund, die Freude hat ihr Ende erreicht, wir wollen sehen, ob wir hier nicht beruhigen können. Aber es wird schwer sein, gegen den Strom zu schwimmen."

3.

Das war ein schrecklicher Moment!

Wuth- und Rachegeschrei dringt durch die Königsstraße und erfüllt bald die ganze Stadt.

Da entwickelt sich vor den Augen unserer Freunde eine Bewegung, die wir für das Wunderbarste in dieser vielbewegten Zeit halten müssen, wunderbar, weil diese Bewegung eine unvorbereitete war, wie sie als Erguß des inspirirten Zornes Vertheidigungswerke errichtete, die mit aller Klugheit strategischer Berechnung nicht zweckmäßiger hätten angelegt und vertheidigt werden können; Bewegungen waren es, die uns einen grauenhaften Blick in die Zukunft, welche unserer harrt, eröffnete, wenn wir nicht alle unsere Kräfte zusammen nehmen, auf daß Fürsten und Völker nach allen Seiten hin volle Gerechtigkeit üben.

Als ob die Erde sich öffne, so brausete es durch die Stadt; das Straßenpflaster wird aufgerissen, die Waffenläden werden geplündert, die Häuser erstürmt, Beile, Aexte, Brechstangen und Wehrgeräthe von aller Art werden herbeigeholt. Zwölf Barricaden aus umgestürzten Droschken, langen Omnibuswagen, Wollsäcken, aus Balken, Brunnengehäusen tüchtig und musterhaft erbauet, erhoben sich im Nu in der Königsstraße. Haus an Haus werden die Dächer abgedeckt; oben, am schwindelnden Rande stehen Menschen mit Ziegelsteinen in den

Händen, die Soldaten erwartend, um sie zu zerschmettern. Die bedrohten Schwertfeger und Waffenhändler werfen ihre Waffen zu den Thüren hinaus; Alles ist bewaffnet, mit Mistgabeln, mit Schwertern, mit Lanzen, mit Pistolen, mit Planken; die Knaben dringen in die Häuser, um mit Steinen gefüllte Körbe auf die Dächer zu tragen.

Wie hatte sich Alles so schrecklich geändert, seitdem Hochherz und Edmund den Schloßplatz verlassen hatten! Soeben noch Jubelruf und Hurrah und schon wenige Minuten später Wuthgeheul und Ruf nach Rache.

In weniger als einer Stunde war der Anblick der Stadt völlig verändert. Die Geduld der Bürger, hieß es, ist erschöpft.

„Auf die Thürme!“ schrien mehrere Stimmen, „an die Sturmglocken!“

Die Kirchthüren dröhnten von den Stößen mit Hebebäumen. Sie wurden erbrochen; die Thürfächer waren mit Aexten eingeschlagen; die achtbarsten Männer läuteten selbst Sturm. Heulend dröhnten die Sturmglocken durch die weite, wie ein brausendes Meer bewegte Stadt, Man hörte nur einen Ruf, der sich aber zum Zetergeschrei erhöhte: „Zu den Waffen!“

Wie auf einen Zauberschlag erhoben sich überall Barricaden. Jeder gab freiwillig her, was er hatte, Thorflügel, Zäune, Wagen, Pfähle u. s. w. Die Be-

wegung war so allgemein, daß man selbst königliche Beamte, Schriftsteller, Gelehrte arbeiten sah mit dem gemeinsten Tagelöhner Hand in Hand. Die Frauen kochten Kaffee und schnitten Brod entzwei und reichten die Lebensmittel hinaus auf die Straße an die Erbauer der Barricaden. In den Straßen goß man Kugeln und schmiedete Lanzen. Jeder Soldat, der sich sehen ließ, wurde entwaffnet, jede Wache erstürmt.

Im Wohnungsanzeiger ermittelte man die Quartiere der Offiziere, und Volkshaufen drangen dort ein und zwangen die Frauen oder Diener, die Waffen derselben auszuliefern. Die Kaufleute vertheilten unentgeltlich Cigarren; die wohlhabenden Bürger sammelten Geld und ließen für die Arbeiter Lebensmittel holen; die Frauen und Töchter, selbst Damen von Adel und Frauen hoher Beamte, schleppten in Körben und in Schürzen Steine auf die Dächer und Kirchthürme und an ihre Fenster.

„Das Militair muß fort aus der Stadt!“ das war der allgemeine Ruf, den man überall hörte. Als Abends die ersten Kanonen erdröhnten, da wuchs die Lust zum Kampf; man kannte kein Gefühl von Furcht. Alle Fenster waren erleuchtet, damit die Arbeiter und Kämpfer sehen konnten. Sobald das Militair irgendwo anrückte, hörte dieses rege Leben wie mit einem Zauberschlage auf. Alle überflüssigen Personen gingen in die Häuser und verschlossen sie. Die Männer und selbst

Jünglinge und Knaben, die Schießgewehre hatten, traten hinter und auf die Barricaden und boten furchtlos ihre Brust den feindlichen Kugeln dar. Die Cavallerie konnte, da alles Pflaster zerrissen und oft vor oder hinter den Barricaden breite und tiefe Gräben gezogen waren, gar nicht wirken; nur Infanterie war anzuwenden. Auch diese konnte nirgends in größeren Massen anrücken, da die Büchsen der Schützen aus dem Volke und Steinwürfe von den Dächern herab, ganze Glieder niederstreckten. Die Infanteristen schlichen daher einzeln dicht an den Häusern entlang; sobald sie aber an eine der zahlreichen Barricaden kamen, mußten sie sich sammeln und da begann denn aufs Neue wieder die Gefahr. Am furchtbarsten war die Jerusalemer Straße verschanzt, weil dort gerade Markt war und daher jede Bude in eine Festung verwandelt wurde.

So war an jenem unglücklichen Nachmittag und Abend die Physiognomie der Stadt, die wir hier nur im Allgemeinen gezeichnet haben. Wir werden noch Gelegenheit erhalten, einzelne Ereignisse näher zu beleuchten.

Und so entfaltete sich das Bild der grausen Bewegung vor den Augen unserer Freunde, die lange vergebens sich bemühten, die Veranlassung dieser schrecklichen Scenen und einer so plötzlichen Wandlung des Friedens in Krieg zu ermitteln.

Wohin sie sich wendeten mit ihren Erkundigungen, erhielten sie die Antwort: „Wir wissen es nicht! man hat das Volk verrathen, man hat zu uns Worte des Friedens und der Freiheit gesprochen und hat auf uns geschossen.“

Endlich gab ihnen Herr Julius Curtius, Mitredakteur der Spenerschen Zeitung, folgenden nähern Aufschluß:

„Als wir gegen vier Uhr auf dem Schloßplatze ankamen, war die Stimmung eine ganz andere, als wir nach dem Jubelruf über die Zugeständnisse des Königs, der die ganze Stadt durchdrang, erwartet hätten.

„Vor dem Hauptschloßportale standen Bürger der Schutzcommission und andere Personen.

„Besonders viele Proletarier und Arbeiter,“ ergänzte ein Zeuge dieser Unterredung.

„Rings auf dem Platze“ fuhr Doctor Curtius fort, „war Militair vertheilt, aber der Ruf, den man von allen Seiten hörte, war kein Jubelruf; man verlangte Zurückziehung des Militairs, als Bürgschaft für die königlichen Zusagen. Je länger, desto lauter und dringender ward der Ruf. Die Menge drängte sich bis dicht vor das Militair, das im Portale aufgestellt war, doch ohne beleidigend oder ungebührlich zu werden.

„Wir,“ fuhr der Erzähler mit Wärme fort, baten und beschworen einzelne Offiziere, höhere und niedere,

zu Sr. Majestät zu gehen und zu sagen, was das Volk wünsche, mit dem Versprechen, daß Alles zurückgehen wolle, sobald die Zusage vom Abmarsch des Militairs erfolge und daß man sich beruhigen werde, wenn es wirklich geschehe.

,, Endlich ließ sich ein hoher Militair erbitten und ging mit einem Bürger durch die Soldatenmassen in das Schloß, wurde aber nicht wieder gesehen. Da fielen die unglücklichen zwei Schüsse aus der Mitte des Militairs, die aber Niemanden verletzt hatten, doch entsetzlichen Schrecken erregten. Ein Offizier kam sogleich heran und sagte, es seien zufällig zwei Gewehre losgegangen und zwar in die Luft; es sei kein Schaden geschehen. Dadurch wurde die aufgeregte Menge wieder für einen Augenblick beruhigt. Aber in dichtgedrängten Haufen umstand die Volksmenge noch immer das Schloßportal; man wollte den erbetenen Befehl zum Zurückziehen des Militairs erwarten. Aber es kam kein Bescheid aus dem Schlosse und die Versammelten wollten eben auseinander gehen, verzweiflungsvoll darüber, daß nun doch Alles verloren sein werde. Da trat ich an den Generalmajor von Möllendorf heran, der vor seinen Truppen vor dem Portale zu Pferde hielt. Ich umfaßte sein Knie und flehte ihn an, daß er als guter märkischer Edelmann kein Unglück über Berlin bringen

möge, indem es na ihm liege, die drohende Gefahr abzuwenden.

„Er antwortete: „„So viel ich vermag, soll es geschehen; aber die Truppen können nicht zurückgehen.““

„So gingen wir denn Alle,“ fuhr der Erzähler fort, „nach der Schloßbrücke zu, zuletzt Hand in Hand die Männer der Schutzcommission mit ihren weißen Armbinden und Stäben. Da erschien plötzlich ein Herr mit einem Extrablatt der Allgemeinen Preußischen Zeitung in der Hand. Er wurde auf einen Wagen gehoben und versuchte das Blatt vorzulesen; aber seine Stimme war zu schwach. Sie drang nicht durch und von allen Seiten wurde ich gebeten, die Vorlesung zu übernehmen. Das geschah. Es war die Proclamation über die königlichen Zugeständnisse. Jeder Satz wurde mit Jubel angehört. Ein Hoch dem Könige folgte dem andern. Ich schwengte mehrmals meinen Hut, um Ruhe zum Weiterlesen zu erlangen. Eben hatte ich die Worte gelesen: die Presse ist frei, und der Jubel erreichte seinen Höhepunkt; da kam noch ein Herr zu Pferde herangeritten, welcher dasselbe Actenstück in den Händen hielt. Ich las weiter und die Stimmung war die allerbeste; da wurde plötzlich von den Dragonern, die von der Seite des Lustgartens her in den innern Schloßhof eingerückt waren und aus dem Portal nach dem Schloßplatz zu hervordrangen, auf die friedliche Menge scharf

eingehauen. Ich glaube, das geschah ganz in der Nähe des Generalmajors von Möllendorf, und nun erst brach allgemein der furchtbarste Unwillen los. *)

„Ich meinte, das möge wohl wieder ein Mißverständniß sein, und gewann eine halbe Stunde Ruhe, um mit der Vorlesung mit verstärkter Stimme fortfahren zu können.

„Da rief man mir zu: „„Herr Curtius, es wird geschossen, es wird auf Sie angelegt.““ Ich wurde vom Wagen herunter gehoben, der Wagen selbst wurde hinweggezogen; wir Alle eilten über die lange Brücke und als wir dort ankamen, schrie man mir zu: „„Sie kommen!““ nun dann, so ist Alles verloren!

„Und es war wirklich keine Rettung mehr. In

---

*) Was hier und im Folgenden über das Benehmen des durch mancherlei Vorgänge im höchsten Grade gereizten Militairs erzählt wird, ist nicht Erfindung der Phantasie eines Romanschriftstellers, sondern leider historische Wahrheit. Als solche aber wird der Geschichtsschreiber die in Zeitungen und Flugschriften zur Oeffentlichkeit gelangten Berichte von oft namhaft gemachten und geachteten Augenzeugen als Wahrheit annehmen müssen, da wir nirgend eine Widerlegung derselben finden. Namentlich haben wir diese Mittheilungen theils mündlich von Augenzeugen geschöpft, theils aus den Heften der Broschüren: „Amtliche Berichte und Mittheilungen über die Berliner Barricadenkämpfe, von Augenzeugen und Mitkämpfern (Berlin 1848 bei G. Hempel) und „Die Revolution der Gegenwart 1848. 5. Lieferung 2. Bandes. (Daselbst.)
D. V.

fünf Minuten stand die Barricade in der Königsstraße und an der Poststraßenecke und ich ging händeringend über das große Unglück, das ich kommen sah, die Heiligen-Geiststraße auf und ab, und kaum war ich bei Herrn Aschbach eingetreten, so fiel der erste Kanonenschuß und einen Moment nachher zischten die ersten Kartätschen die lange Königsstraße hinauf.“

. . . .

Ein anderer Berichterstatter nahm jetzt das Wort.

„Das Unglück ist, daß die Umgebung des Königs in dem leidigen Wahn befangen ist, die Zurückziehung des Militairs sei jetzt eine Ehrenverletzung für die Soldaten.

„Der Stadtverordnete Heymann hatte eben, auf die Schultern seiner Mitbürger gehoben, die Patente des Königs vom achtzehnten März über Zusammenberufung der Stände zum vierten April und das damals noch durch Cautionen beschränkte Gesetz über Preßfreiheit vorgelesen, als die Menge unter Schwenken der Hüte in ein donnerndes Hoch ausbrach. Während dieses Jubelrufs zeigte sich das Dragonerregiment an der Stechbahn und es erscholl der Ruf aus der Volksmenge: „Das Militair fort!“ Einige Schwenkungen desselben wurden für Bewegungen zum Abzug der Truppen gehalten und ein lautes Bravo erschallte. Dieses galt den Soldaten für Hohn, der Commandeur des Regiments ließ Front

machen und im Trabe gegen die Menge anrücken, wobei Viele, die so schnell nicht entfliehen konnten, niedergeritten wurden. Man sah im hellen Sonnenschein blitzende Pallasche in der Luft geschwungen.

Unmittelbar darauf marschirte aus dem mittlern Portal ein Bataillon von Kaiser Franz Regiment vor, stellte sich in Linie auf, fällte das Bajonnet, schwenkte links ab, nach der langen Brücke zu, und setzte sich in Sturmschritt. Die Trommel wirbelte, und als sie noch etwa zwanzig Schritt von der Brücke entfernt waren, fielen die verhängnißvollen zwei Schüsse. Der ganze Schloßplatz wurde mit möglichster Eile von der Volksmenge verlassen, die sich angsterfüllt, staunend und entsetzt an den Ausgängen der nächsten Straßen aufstellten; dann aber mit dem Schreckensruf: „Wir sind verrathen, sie schießen auf uns!“ anfingen Barricaden zu bauen. Ein Regiment stellte sich am Candelaber inmitten des Schloßplatzes auf. Und allgemein war das Verlangen, daß das Militair zurückgezogen werden müßte.

Von der Nothwendigkeit einer solchen versöhnenden und vertrauenden Maßregel waren auch die Stadtverordneten durchdrungen, die soeben am Eingange der Breitenstraße zusammenstanden. Sie hatten die Wichtigkeit des Augenblicks bei der drohenden Gefahr erkannt. Der Stadtverordnete Heymann forderte seine Collegen

auf, mit ihm zu dem König zu gehen, um die sofortige Zurückziehung des Militairs zu verlangen. Die übrigen Stadtverordneten: Petsch, Reimer und Kocham waren dazu bereit und die schnell improvisirte Deputation drang durch das Dragonerregiment und das im Innern des Schloßhofes aufgestellte Füselierbataillon vom ersten Garderegiment bis in den inneren Hofraum und der Treppe, welche zu den Gemächern des Königs hinaufführte.

„Dort traf Heymann zunächst den Kriegsminister und beschwor ihn, um Blutvergießen zu verhüten, den Befehl zum sofortigen Zurückziehen der Truppen zu geben. Der Kriegsminister blieb jedoch beharrlich dabei, er könne die Verantwortung für eine solche Maßregel nicht übernehmen.

„Indeß waren auch die Minister, Graf Arnim und von Bodelschwingh heruntergekommen, und der Stadtverordnete Heymann richtete an diese auf das Dringendste dasselbe Gesuch. Er versicherte hoch und theuer, daß keine Gefahr davon zu befürchten sei, daß das Volk jubeln und in weniger als zehn Minuten mehr als tausend Männer der Schutzcommission sich aufstellen würden, um das Schloß und dessen Bewohner gleich einer ehernen Mauer zu schützen. Mehrere andere Stadtverordnete und andere Bürger unterstützten diese Anträge mit den dringendsten Gründen. Mit Thränen in den Augen beschworen sie die Herren Minister, sie zu dem

König zu lassen oder Seine Majestät zu bewegen, sich auf dem Balcon zu zeigen und die Truppen zurückziehen zu lassen. Immer aber hieß es, zum großen Unglück des Volks, Niemand könne die Verantwortlichkeit für eine solche Maßregel übernehmen. Auch habe der General von Prittwitz das Commando, nicht sie die Minister hätten es. Ueberdem habe sich der König schon zweimal auf dem Balcon gezeigt und den Wunsch ausgesprochen, daß die Volksmenge sich zerstreuen möge, worauf das Militair sich ebenfalls zurückziehen solle.

„Ueberdem," rief einer der besternten Herren in Generalsuniform, „darf der preußische Soldat niemals und unter keinen Umständen seinem Gegner gegenüber Kehrt machen."

„Viele der anwesenden Staatsmänner unterstützten mit Wärme die dringenden Bitten der Stadtverordneten und Bürger. Aber das falsche point d'honneur, das in der vorgefaßten unglücklichen Ansicht lag, es sei schimpflich für die Truppen, wenn sie sich zurückzögen, und so gleichsam als vom Volke überwunden erschienen, war nicht zu besiegen.

„Inzwischen waren noch die königlichen Prinzen in den innern Schloßhof getreten. Nun wurden auch an diese dieselben Bitten flehentlich gerichtet. Endlich übernahm es der Prinz Karl mit seiner bekannten

menschenfreundlichen Herzensgüte, die Vermittelung zu aersuchen und entfernte sich.

„Unterdeß war auch der Staatsrath Nobiling im innern Hofraum erschienen. Auch dieser würdige Mann richtete dieselben Bitten an die dort versammelte Generalität, indem er versicherte: „„Ich war selbst Soldat und werde gewiß nichts verlangen, was diesem Stande irgendwie zur Unehre gereichen könnte.““ Als auch diese Vorstellungen kein Gehör fanden, forderte er die versammelten Bürger und Stadtverordneten auf, sich zu dem versammelten Volke zu begeben und nochmals den Versuch zu machen, ob es zu bewegen sei, von der Forderung der Zurückziehung des Militairs abzustehen und dem königlichen Patent zu vertrauen. Das geschah; aber die aufgeregte Menge ließ sich nicht beschwichtigen. Die Wuth der Soldaten und Bürger gegeneinander entflammte sich in jedem Augenblick mehr zum tödtlichen Vernichtungskrieg.

„Der König befand sich an diesem Tage völlig bestürmt von Deputationen.

„Es läßt sich denken, wie sein Herz leiden mußte. Dieses Krachen der Geschütze, wovon ein Kanonenschuß allein schon in der Oberwallstraße vierzehn Menschen das Leben kostete; dieses Knattern des Gewehrfeuers, das Heulen der Sturmglocke von allen Thürmen und dabei die Liebe zum Volke, das seine Soldaten be-

kämpften, ein Herz, das blutet bei jeder Wunde, die es schlug, und dieses Alles gegenüber einem Gefühl der Nothwendigkeit des äußersten Widerstandes gegen die Revolution, um nicht wie Louis Philipp Thron und Vaterland zu verlieren, oder wie es in Wien der Fall war, die Anarchie zur Gewalt kommen zu lassen.

„Was bis jetzt dem Könige noch Festigkeit gab zu widerstreben, waren die übereinstimmenden Berichte, die er durch seine Umgebungen empfing, daß es nur Pöbelhaufen aus der untersten Hefe des Volks seien, die sich gegen Gesetz und Ordnung auflehnten. Selbst die Bemühungen der Stadtbehörden und der Schutzcommission, den Aufstand zu stillen, mußten den König in der Ueberzeugung befestigen, daß der gesunde Kern des Volks, die wohlhabenden und achtbaren Bürger den Aufstand mißbilligten und bekämpften.

„Man erzählte sich einzelne Züge, die diese Ansicht bestätigen.

„Der General von Pfuel, der einige Tage vor dem Ausbruche des Straßenkampfes Gouverneur von Berlin geworden war, hatte gegen den König beständig gegen alles Einschreiten der Militairgewalt sich erklärt; allein er war von allen andern Seiten überstimmt worden, und während er sich auf eine Stunde in seine Wohnung zurückbegeben hatte, um etwas zu ruhen, wurde der König bewogen, dem General von Prittwitz das Gouvernement

von Berlin und damit den Oberbefehl über die Truppen zu ertheilen. Dieser aber erklärte dem Könige, wie man erzählte: „Er werde als Militair handeln, und wenn er dann als Bürger gefehlt haben sollte, so möge der König ihm den Kopf vor die Füße legen lassen.“ “

„Von diesem Augenblick an, hörte man den Donner der schweren Geschütze und entwickelte sich die furchtbare Energie der Soldatenkaste gegen das Bürgerthum, welche auch dieses zum entsetzlichen Widerstande herausforderte.

. . . .

Ein Anderer erzählte: „Als die Schüsse auf dem Schloßplatz gefallen waren, und die Gefahr schrecklich wuchs, und die Waffenläden erbrochen wurden mit dem Geschrei: „ „Verrath! Bürgerblut! Nieder mit Allen, Tod den Offizieren, diesen Bluthunden!“ “ da stürzte sich der Kaufmann Hiller nach der langen Brücke zu, und beschwor den Commandeur der Infanterie, sich mit seinem Regimente augenblicklich zurückzuziehen, indem sonst das Blutbad unvermeidlich sei. „ „Holen Sie mir nur den Befehl dazu, und augenblicklich sollen die Truppen zurückgezogen werden.“ “ Herr Hiller brach sich nun Bahn durch die Mauer von Bajonneten und kam endlich in den innern Schloßhof. Dort traf er den Fürst Radziwill von vielen hohen Offizieren umgeben. — „ „Durchlaucht,“ “ rief er ihm zu, „ „die Gefahr droht mit

dem schrecklichsten Verderben. Lassen Sie mich zum Könige, Er erscheine mitten unter seinem Volke, aber schaffen Sie den Befehl, daß sich das Militair zurückziehe!" „Womit wollen Sie den König schützen?" fragten viele Offiziere. „Mit seinen Bürgern!" war die Antwort. „Lassen Sie das Schloß von den Soldaten räumen und augenblicklich werden Tausende von Bürgern den König schirmen." Alles Flehen war umsonst; der brave Bürger kehrt mit vernichteter Hoffnung aus dem Schlosse zurück.

. . . .

Wieder ein Anderer erzählte: „Der Polizeipräsident von Minutoli hatte sich zum Könige begeben. Aber alle Vorstellungen und Bitten blieben vergebens. Als der erste Kanonenschuß ertönte, rannte er verzweifelt fort und rief selbst die Bürger zu den Waffen.

„Der Senat," fuhr der Erzähler fort, „blieb bei dem Könige und hätte sicher Gutes gewirkt, wenn nicht ein frommer Mann, Herr von Thiele, mit heuchlerischer Dialektik, Anruf der Gnade Gottes und Verdrehung der Augen mit gefalteten Händen, Alles aufgeboten hätte, den König zu bewegen, ferner Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und durch Blutvergießen der verbrecherischen und hochverrätherischen Unterthanen ein Gott wohlgefälliges Werk zu üben. Immer deutete dieser frömmelnde

Mann darauf hin, daß es ja nur Gesindel sei, das hinter den Barricaden stehe und sich auflehne gegen Obrigkeit und Gesetz, und selbst gegen die Gebote der heiligen Schrift, die da lauteten: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat.“ „Bitte um Entschuldigung,“ sprach ein anwesender Professor der Universität, „es stehen auch Studenten hinter den Barricaden und commandiren die Vertheidigung des von der Militairgewalt angegriffenen Volks.“ Der König ließ ihn hart an darüber, daß nun auch Studenten mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache machten. In jedem Augenblick erhielt der König Meldung von Seiten des Militairs, daß man neue Siege über den rebellischen Pöbel erfochten habe und mit dem „Gesindel“ bald fertig zu werden hoffe. Daß inzwischen alle Stände an der Revolution Theil genommen hatten, blieb dem Könige ein Geheimniß. Dagegen sorgten die Generale dafür, daß hundert tausend Patronen vertheilt wurden, von welchen jede Pulver und Blei genug enthielt, um ein Menschenherz kalt zu machen.

. . . .

Nichts charakterisirt schärfer den schlimmen Geist, der in den nächsten Umgebungen des Königs herrschte, als eine Audienz, die denselben Abend Herr von Vincke, der Landtagsabgeordnete aus Westphalen, hatte. Sogleich nach seiner Ankunft eilte er, wie man sich erzählte,

in Reisekleidern zum Könige. Er machte demselben eine warme und lebhafte Schilderung von der Lage und der unzufriedenen, höchst aufgeregten Stimmung in der Provinz Westphalen und erklärte darauf: „Ich muß Euer Majestät bekennen, daß es einen bedeutenden Eindruck auf mein preußisches Herz machen mußte, wie ich in Berlin einfahrend den Kanonendonner vernahm, der gegen die Bürger gerichtet ist.“ Bei diesen Worten erlaubten sich einige der anwesenden Generale höhnisch zu lachen. „Meine Herren,“ rief Herr von Vincke, das ist kein Augenblick um zu lachen.“ „Es hat ja auch Niemand gelacht,“ sprach der König. „Ja, Majestät,“ antwortete Herr von Vincke unerschrocken, „diese Herren haben gelacht, und das ist ein ungehöriges Lachen.“ Da trat ein hoher Staatsbeamter an ihn heran, und sprach mit dem vollen Uebergewicht seiner hohen Stellung: „All das Unglück kommt einzig von Ihrem schändlichen Landtag her.“ „Mein Herr,“ entgegnete Vincke, „das ist eine falsche und verrätherische Meinung von Ihnen. Wie können Sie es wagen, in Gegenwart des Königs die heiligsten Institutionen des Vaterlandes so zu bezeichnen?“ Der König unterbrach diesen Wortwechsel, indem er freundlich sagte: „Nun, mein lieber Vincke, Sie soupiren doch mit mir?“ „Majestät,“ entgegnete er, „nach dem, was ich hier

sehe und höre, ist mir aller Appetit vergangen.“ Damit zog er sich nach einer kalten Verbeugung zurück.

. . . .

Noch einmal versuchte der Landschaftsrath beim Einbruch der Nacht den König zu bewegen, Befehl zu geben, daß das Militair sich zurückziehe. Er beredete sich mit mehrern Bürgern, eine neue Deputation zu bilden, um noch den letzten Versuch zu machen, mitten durch das Kampfgetümmel bis zum Schloß vorzudringen. Zuvörderst aber bedurften sie noch eines allgemein gekannten hochgeachteten Mannes, der sich an die Spitze dieser improvisirten Deputation stellen sollte, um Eingang zu erlangen.

So gelang es ihnen, unter steter Lebensgefahr durch die bewaffnete und tobende Menge in der Brüderstraße bis zu der Wohnung des würdigen Bischofs Neander vorzudringen. Dieser hochwürdige Geistliche war sogleich dazu bereit, die Deputation zu führen. Er begleitete sie im vollen Kirchen=Ornat. Furchtlos schritten die braven Männer vor, mitten durch Kugelregen, Kampfgetümmel und Mauern von Bajonnetten. Ueberall wich man ihnen aus und begrüßte sie mit lautem Zuruf als Friedensboten. Sie gingen ernst im Gefühl ihrer wichtigen Mission und mit Würde, die Häupter entblößt, mitten durch das wogende Meer der Volksmenge, und wohin sie kamen und mit Worten ihre Ab=

sicht, den Frieden zu bringen, verkündeten, da beruhigten sich die tobenden Wogen, gleich als sei Oel auf die sturmbewegte See gegossen.

„Bravo, Ihr Friedensstifter! bringt uns den Frieden!“ schrie das Volk und riefen Ihnen selbst Soldaten zu, und so kamen sie ungefährdet bis an die Treppe, die zu den königlichen Gemächern führte. Nach einigen Schwierigkeiten gelang es ihrer edlen Beharrlichkeit und dem Eindruck, den die persönliche Würde des Bischofs im geistlichen Ornat machte, endlich Zutritt bei dem Könige zu erlangen. Hochherz erzählte später den Erfolg dieser Deputation, die auch durch die Presse zur Oeffentlichkeit kam.

Nach dieser Erzählung erklärte der Sprecher der Deputation dem Könige in ehrerbietiger, aber fester Haltung: Das Volk sei zum Kampf gerüstet; Straßen und Dächer wären zum Widerstande eingerichtet, die Folgen ließen sich noch nicht zum Voraus berechnen; aber jedenfalls würden sie schrecklich sein. Der Bischof und die übrigen Mitglieder der Deputation bestätigten diese Erklärung und fügten die dringendsten Bitten hinzu, daß das Militair zurückgezogen werde. Nur alsdann sei dem Blutvergießen Einhalt zu thun.

Der König antwortete in den gnädigsten und freundlichsten Formen dasselbe, was später in der Proclamation vom achtzehnten zum neunzehnten März ausgespro-

chen wurde, daß nämlich zuerst das Volk seine Stellung aufgeben müsse, ehe er, der König seine Truppen zurückziehen könne. Dann führte er die Deputation ans Fenster und zeigte auf die blitzenden Helme und Bajonnette, welche die Königsstraße in ihrer ganzen Breite füllten. „Da sehen Sie selbst, meine Herren," sprach er darauf, „diese Straße gehört mir!" Dann versprach er gern Alles gewähren zu wollen; aber nur der Bitte, nicht der Gewalt.

„Dazu Majestät," sprach Herr von Hochherz, „möchte es bald zu spät sein."

„Zu spät? Bestimmt nicht; denn der Sieg ist meinen Truppen gewiß."

„Euer Majestät gebe ich zu bedenken," antwortete Hochherz, „daß jeder Sieg über das Volk nur eine Niederlage für die Krone ist."

Dieser Gedanke schien Eindruck auf den König zu machen. Er entließ die Deputation und zog sich zurück.

Als die Abgeordneten zu den ihrer harrenden Volkshaufen zurückkehrten und den Bescheid des Königs überbrachten, da entflammte die Wuth der Menge aufs Neue und Hochherz sagte in schmerzlicher Bewegung: „Ja, meine Freunde, wenn Gott und der König uns nicht helfen wollen, so müssen wir uns selbst helfen.

Bruderkrieg ist schrecklich; aber hier wird er zum Pflicht-gebot; denn wenn wir jetzt nicht Alles erringen für die Freiheit, so wird in den nächsten Stunden schon Alles wieder verloren sein."

Zwölftes Buch.

In Redlich's Wohnung. Emma als Patriotin. Edmund als Barricadenkämpfer im Cöln'schen Rathhause. v. Humboldt. Director August. Wüthen der Soldaten. Flucht. Gefangenzug nach Spandau. Graf Banco vor dem Richterstuhle der Nemesis. Dessen geschiedene Gattin. Abzug nach Schlesien.

„Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat nicht sich selber ehrt.
Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Soldat wird sengen und brennen.
Schiller.

1.

Bald darauf traf Hochherz in der Brüderstraße abermals auf Edmund, der eben beschäftigt war, die Erbauung einer Barricade zu leiten.

„Jede Hoffnung auf gütliche Beilegung des Kampfes," sprach Hochherz, „ist verloren. Jetzt bleibt nichts übrig als das Leben daran zu setzen, um den Militairdespotismus zu überwinden und die Freiheit zu gewin=

nen. Jedes Haus werde zur Festung, ich werde mit dem meinigen beginnen."

„Auch ich werde bis zum letzten Blutstropfen für die Freiheit kämpfen," sprach Edmund, „wenn ich nur ein Gewehr hätte."

„Ich habe Waffen, mein Jäger soll Ihnen eine Büchsflinte geben und Schießbedarf dazu."

Beide gingen in das Haus Numero 43 auf der Brüderstraße.

Edmund eilte erst hinauf in die Wohnung seiner Familie.

Auf dem Vorflur traf er Emma.

„Gott sei gedankt," sprach diese, „daß wir Dich wieder lebend haben. Nun aber bleibst Du zu Hause und schützest die Deinigen."

„Hier ist die Gefahr noch nicht so dringend," entgegnete Edmund. „Zudem gehört das Leben eines jeden Bürgers nicht mehr der Familie, sondern dem großen Vaterlande. Ich will und muß hinaus in den Kampf." Und nun erzählte er seiner Schwester mit flüchtigen und flammenden Zügen die Ereignisse des furchtbaren Straßenkampfes und die Hoffnungslosigkeit der Ausführung.

„Ja, mein Bruder," entgegnete Emma feierlich, „auch ich bin eine Tochter desselben Vaterlandes; auch ich werde helfen, so viel mir mein Geschlecht erlaubt. Jetzt erst geh hinein zu den Eltern, und suche diese zu beru=

higen. Ich werde hinunter gehen und vom Jäger des Landschaftsraths Waffen für Dich holen."

Sie eilte hinab in den zweiten Stock. Dort traf sie statt des Dieners unerwartet den Herrn. Erröthend und befangen brachte sie diesem ihr Gesuch vor. Dabei war das junge Mädchen noch unaussprechlich verschönert durch die Aufregung und Befangenheit des Augenblicks.

Hochherz ergriff sie bei beiden Händen und sagte: „Was fordern Sie, Emma? Dieses Verlangen kann Ihrem Bruder das Leben kosten."

„Dann fällt er für die Rettung seines Vaterlandes und ich werde ihm folgen. Ich werde mit meinen Brüdern Steine auf den Boden und an unsere Fenster tragen, um zur Wehr zu dienen gegen die Söhne des Vaterlandes, die dessen Feinde geworden sind."

„Brav, edles Mädchen," rief Hochherz. „Wo erst die Frauen an der Spitze der Männer kämpfen, wie das bei den alten Germanen der Fall war, da werden diese Helden der Freiheit sein."

Oben im dritten Stock suchte indeß Mutter Redlich mit flehenden Bitten ihren Sohn abzuhalten, sich in Gefahr zu begeben.

„Ein Sprichwort sagt," rief sie mit thränenvollen Augen, „wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darin um. Darum folge mir auf den Boden, ich habe hinter dem Schornstein ein sicheres Versteck entdeckt. Dort

selbst Du Dich verkriechen, mein Söhnchen, für den Fall, wenn etwa die Soldaten heraufkommen würden, um Dich zu spießen."

„Du willst meine Schande, lieb Mütterchen," entgegnete er kosend, „ich aber wäre nicht werth, meines Vaters Sohn zu heißen und meiner Schwester Bruder, wollte ich wie ein Feigling hinter dem Ofen die Gefahr scheuen, welche jetzt das ganze theure Vaterland bedrohet."

„Edmund hat Recht," sprach der alte Redlich, „lieber wollte ich meinen tapfern Sohn auf der Bahre sehen, als einen elenden Feigling in meiner Kammer beherbergen."

Emma brachte die Doppelbüchse, und Pulver und Blei. Edmund lud sie kunstgerecht nach Jägerart, und eilte wohlgerüstet zum Kampf hinunter auf die Straße.

Ihn begleitete Emma, und mitten im Getümmel sammelte sie Pflastersteine in ihren Korb und trug diesen mühsam auf ihre im dritten Stock belegene Wohnstube. Ihre kleinen Brüder mußten helfen und bald waren dort ganze Haufen jener schrecklichen Munition des Bürgerkriegs vor ihren Fenstern aufgestapelt.

. . . .

Indeß drang Edmund immer weiter vor im Kampfgetümmel. Auf Umwegen erreichte er zunächst den Eingang der Breitenstraße, wo vor dem Cöln'schen Rath=

hause eine furchtbare Barricade sich erhob. Noch fünf andere junge Männer mit Schießwaffen gesellten sich zu ihm. Jede ihrer Kugeln traf ihren Mann und damit hielten sie längere Zeit die vordringende Infanterie ab. Diese zog sich zurück und demaskirte eine Batterie, welche plötzlich mit Kartätschen das Geräth, woraus die Barricade erbaut war, zertrümmerte, dann ein Hagel von Kugeln und Eisenstücken, die ganze Länge der Straße hinauf schleuderte, bis an die grade dem Schloß gegenüber quer vor der Breitenstraße belegenen Conditorei von d'Heureuse, in deren Fenster und Thüren die Kugeln hineinschlugen und dort viele unschuldige Menschen tödteten.

Die Schützen zogen sich, so lange das Artilleriefeuer spielte, hinter die Ecke der Gertraudenstraße zurück. Man wußte, daß das schwere Geschütz nur bestimmt sein konnte, Bresche zu schießen, und wartete daher in sicherer Deckung den Augenblick ab, wo das Kanonenfeuer schwieg, worauf, wie vorauszusehen war, die Infanterie mit gefälltem Bajonnett im Sturmschritt gegen die Barricade anrückte. Ebenso schnell führte aber Edmund die Schützen, die sich unter seine Anführung gestellt hatten, wieder hinter die Trümmer der Barricade. Sie standen jetzt den feindlichen Kugeln weit mehr blosgestellt als früher; aber um desto thätiger feuerten sie ihre Schüsse gegen die heranrückende Masse von Pickelhauben

und Bajonnetten und machten besonders die Offiziere zum Ziel ihrer sichern Büchsenschüsse. Schwerlich würde einer der Offiziere dieses Bataillons mit dem Leben davongekommen sein, wenn nicht der ziemlich gleiche Schnitt der neuen Offizierpalletots mit den Soldatenmänteln, aus einiger Ferne angesehen, den Offizier schwer erkennen gelassen hätte. Nur der Mangel eines Gewehres und der Degen verrieth die Gardeoffiziere, die übrigens mit anerkennungswerthem Muth sich überall an die Spitze ihrer Colonnen stellten. Viele büßten diese Ehrenhaftigkeit mit dem Leben.

Uebrigens war das sichere Treffen der jungen Büchsenschützen eine so wirksame Vertheidigung, daß sich die Infanteriecolonne in guter Ordnung, freilich mit Hinterlassung einiger Todten, zurückzog. Wieder begann nun das Kanonenfeuer und man warf Granaten, um die Vertheidiger der Barricade zu vertreiben; doch unerschrocken zogen sie aus den Granaten die brennenden Zünder oder traten einige zwanzig Schritt von der Stelle, wohin ein solches Ungethüm fiel und die mit Pulver gefüllte Hohlkugel zerplatzte, ohne Schaden zu thun. Gegen die Kartätschen deckte sie abermals die Ecke der Gertraudenstraße.

Doch den jungen Schützen fing das Pulver an zu fehlen. Anfangs luden sie ihre Büchsen mit dem Pulver, das sie aus dem Innern der krepirten Granaten

mit Lebensgefahr sich holten; dann aber mußten sie sich von der Barricade zurückziehen, nicht ahnend, daß im Cöln'schen Rathhause viele bewaffnete Bürger sich befanden.

Plötzlich wurde vom Dache und aus den Fenstern des Rathhauses herab ein lebhaftes Feuer mit Steinwürfen untermischt, auf die nunmehr die Barricade erstürmenden Soldaten eröffnet. Edmund erinnerte sich, daß dort sein würdiger Lehrer, der Director des Cöln'schen Realgymnasiums, Dr. August, der in dem neuen Anbau des Cölnschen Rathhauses seine Amtswohnung und seine Lehrzimmer hatte, sich mit seiner Familie in großer Gefahr befinden werde; zu dem eröffnete sich dort für den trefflichen jungen Schützen ein neues Feld der Thätigkeit und gewann den Eingang, indem er durch die nicht vergitterten Fenster der Schuldienerwohnung hineinstieg. Alle übrigen Fenster der untern Etage sind bekanntlich mit Eisengitter versehen, und die Thüren waren von innen verbarricadirt.

. . . .

Wir müssen hier eine Episode einschalten, die wohl nicht mit in den Roman gehört, aber doch den Schreckensbildern, die wir hier aufzurollen haben, einige mildere Farbentöne beimischt.

Der Director August war der einzige städtische Beamte in diesem öffentlichen Gebäude, das außer den

Sitzungssälen und Registraturen der Behörde, auch das treffliche Cöln'sche Realgymnasium enthält, dessen Director er ist.

Schon in der vorigen Nacht, vom siebzehnten zum achtzehnten März, hatte sich dieser Ehrenmann verdient um das Vaterland gemacht, wenn auch der Erfolg nicht ein befriedigender gewesen war. In dieser Nacht, als Niemand mehr seines Lebens und seiner Freiheit sicher war, dachte er: „Wenn unser guter König wüßte, wie es hier hergeht, wie seine Soldaten wüthen und dadurch zu immer neuem Aufstand anreizen, so würde er gern die Hand zum Frieden bieten, der sogleich eintreten würde, wenn er Befehl gäbe, das Militair zurückzuziehen.“ Um einen Mann für diese Vorstellung an den König zu gewinnen, der das Vertrauen des Königs in vollem Maße genießt, begab sich der Director Dr. August in der Nacht, zwischen zwölf und ein Uhr, in die Wohnung des hochberühmten würdigen Greises in der vom Verkehr und Getreibe des großstädtischen Lebens entfernt liegenden stillen Oranienburgerstraße. Humboldt, der sonst den Anfang der Nacht seinen tiefsinnigen Studien zu weihen pflegte, war unwohl und hatte sich früher als gewöhnlich zu Bett gelegt. Director August, der dem berühmten Gelehrten persönlich befreundet ist, ließ ihn wecken, und gern war der edle menschenfreundliche Greis bereit, den Mann, der im Namen des Volks zu ihm

kam, zu hören. Der Director August machte ihm jetzt eine lebhafte und warme Schilderung von der Gährung der Gemüther, die am nächsten Tage alle Bande zersprengen werde, und bat ihn, am nächsten Morgen in aller Frühe zum Könige zu gehen und ihn zu beschwören, das Militair in die Kasernen zurück zu ziehen und das Ministerium zu entlassen, da es sonst zum fürchterlichsten Ausbruch der Volksleidenschaften kommen werde.

Humboldt fand sich darauf am achtzehnten März zu ungewöhnlich früher Morgenstunde im Schlosse ein. Er trug wesentlich bei zu den günstigen Beschlüssen, welche die Deputirten der Rheinprovinz zur Beschwichtigung der Gemüther erhielten. Allein die Zurückziehung des Militairs konnte er nicht erwirken.

Humboldt ist keine große imponirende Gestalt. Das hohe Alter und jahrelange Reisen in der heißen Zone Südamerikas, darauf die anstrengendsten Geistesarbeiten haben seine feinen Gesichtszüge gebleicht und seine Haltung gebeugt; aber wie groß die geistige Macht ist, die seine Umgebung durchdringt, ergab sich aus einigen Scenen, die am Nachmittag und Abend in seiner Wohnung erfolgten.

Humboldt kannte von seinem Aufenthalte in Paris, wo er die Revolution von 1790 und 1830 nebst verschiedenen kleinen Ementen durchlebt hatte, sehr wohl

die Bedeutung der Barricaden, die er mit Blitzesschnelle nach allen Richtungen hin entstehen sah. Nachdem die Wache am Oranienburger Thore gestürmt, die königliche Eisengießerei und das Artilleriearsenal mit einem Material an Kanonen, Laffetten und Lederzeug und Holzvorräthen von mehr als zwei Millionen am Werth in Brand gesteckt waren, hatte das Volk die ganze Oranienburgerstraße eingenommen und zog tobend durch dieselbe, nach dem Garten von Montbijou, wo sich die ägyptischen Alterthümer und die Wohnung des Prinzen Adalbert befanden.

Alles schrie nach Waffen. Da trat unter eine tobende Volksmenge ein schlanker Mann mit einem dunklen vollen Barte, der sich in eine schwarze Blouse und Lederkappe verhüllt hatte und sprach: „Seht, da oben in diesem Hause Numero 67 wohnt ein vornehmer Mann, geht da hinauf; schon im Vorzimmer werdet ihr ausgestopfte Vögel finden und wo diese sind, muß ein Jäger sein, ein Jäger aber hat immer Waffen, geht hin und holt sie Euch.“

Der so sprach, war der jetzt völlig zum Demokraten umgewandelte Graf Banco.

Die Menge stürmte das Haus, brach die Thüren ein, und befand sich bald im Vorzimmer des berühmten Humboldt. Dort wurden der rosenrothe Flamingo und

der mythische Ibis zum Verräther an dem, der sie geschossen hatte. Unter dem Ruf: „Waffen, Waffen!“ begann die tobende Schaar die Haussuchung. Ein Tischler unter den Tumultuanten brach die Holzbekleidung von den Wänden los, um zu sehen, ob sich dahinter vielleicht verborgene Waffenvorräthe befanden. Da trat ein freundlicher Greis mit weißem Haar, in häuslicher Kleidung, zur Thür eines Seitenzimmers heraus unter die lärmende Menge und sprach in milden Worten: „Meine lieben Freunde, ich habe keinen andern Schutz als mein schneeweißes Greisenhaar. Ich traue meinen lieben Landsleuten zu, daß sie mich in ihren Schutz nehmen werden.“ „Sein Sie unbesorgt, lieber Herr Greis,“ sagte ein bleicher Weber begütigend zu Humboldt, „wir wollen keine Blutrache an Sie nehmen; wir wollen weder Bier noch Geld; denn Alles, was gegen die zehn Gebote Gottes ist...“

Hier wurde jedoch der gutmüthige Bursche durch einen schwarzen Schlossergesellen unterbrochen, der ihm barsch zurief: „Bleib Du mit Deiner Predigt zu Hause; wir verlangen Waffen.“ In diesem Augenblick trat der Jäger zu seinem Herrn, und der Mann aus dem Volke fuhr fort: „Legen Sie sich ruhig zu Bett, lieber Herr Greis, da ist der Jäger, den fassen wir beim Kragen; der soll uns bei der Haussuchung führen.“

So erfolgte denn das Suchen nach Waffen, ohne

daß das Geringste weiter beschädigt oder genommen wurde. Eine zweite und dritte Haussuchung verlief auf ähnliche Art. Jedesmal ebnete seine persönliche Erscheinung die Wellen des aufgeregten Volks. Einmal waren es die Mitglieder eines Berliner Gesellenvereins, in welchem Humboldt's in der großartigsten Weltanschauung unübertreffliches Werk: „Kosmos" gelesen und erklärt war. Da genügte es schon, daß Einer bei dem Erscheinen Humboldt's rief: „Achtung vor Alexander von Humboldt, dem Verfasser des Kosmos!" Und Alles wurde still und zog sich mit Achtungsbeweisen zurück.

So tief war die geistige Macht dieses berühmten Freundes des Königs in das Volksleben eingedrungen und das gereicht dem Volke, wie dem Gefeierten gleichermaßen zur Ehre.

Doch nun zurück, nach dem Cöln'schen Rathhause.

2.

Als an der Breitenstraße vor dem Cöln'schen Rathhause sich die Barricade erhob, rief der Dr. August den Vertheidigern derselben durch ein Sprachrohr zu: „Hier giebt es ein großes Mißverständniß. Gewiß, wenn Sie Alle sich nur ruhig verhalten wollten, so wird bald vom Schlosse die Friedensbotschaft erfolgen." Es wurde indeß nicht darauf geachtet. Ein Anführer an der Bar-

ricade rief dem Sprecher zu: „Hören Sie doch, in der Königsstraße wird schon mit Kartätschen geschossen.“

So war denn alle Friedensvermittelung vergebens. Der Augenblick war gekommen, wo das Aeußerste entschied: Gewalt gegen Gewalt. Es war um zehn Uhr Abends, als dort das Feuern mit Kartätschen begann. Viele Menschen blieben todt auf dem Platze, andere wurden schwer verwundet durch eine in der Gertraudenstraße geöffnete Seitenthür hineingetragen, und von der Familie des Dierector August menschenfreundlich verpflegt. Auch die Vertheidiger der Barricade hatten sich durch jene Thür, welche zur Schuldiener-Wohnung führte, zurückgezogen. Die Thür nach der Scharrenstaße zu war verschlossen und von Innen verbarricadirt.

Jetzt war überall Gefecht und schreckliche Metzelei. Ein Offizier und etwa zehn Mann hatten die Barricade überstiegen und drangen gegen den Eingang der Roßstraße vor. Unmittelbar nachher stürmte ein anderes Detaschement den Haupteingang von der Breitenstraße und gleichzeitig drangen andere Soldaten von der Gertraudenstraße in das Rathhaus ein. Ohne Erbarmen wurde mit den Bajonnetten niedergestoßen was an bewaffneten oder unbewaffneten Personen im Hause vorkam. Sechs bis acht der Verfolgten drangen über Leichen und Verwundete hinweg in das Wohnzimmer des Director August und

beschweren ihn, beschwichtigend den Soldaten entgegen zu gehen.

Das war ein gefährlicher Augenblick. Doch der muthige Mann ergriff sogleich das Klingelschild seiner Wohnung und rief den wüthenden Soldaten, die soeben hereindrangen, zu, indem er es ihnen entgegenhielt: „Das ist hier eine Privatwohnung; ich beschwöre Sie, sich mit Verhaftung der Wehrlosen zu begnügen und nicht ohne Noth Bürgerblut zu vergießen.“ Den Offizieren nannte er sich und sagte ihnen, daß dieses die einzige Privatwohnung im Rathhause sei und diese Thür sei die einzige, die zu seiner Wohnung führe. Aus seinen Fenstern sei nicht geschossen; Verwundete zu verpflegen sei Christenpflicht. Doch seine Worte, wie beweglich sie auch ausgesprochen waren, wirkten nicht. Es zeigte sich hier die Schwere der Maßregel, fremde Regimenter zur Dämpfung des Aufstandes nach Berlin berufen zu haben; dortige Offiziere hätten sicher ihn erkannt und die Bedeutung seiner Worte gewürdigt; diese aber waren Fremde und konnten sich in ihrer Wuth nicht mäßigen; bald blutete der würdige Director, von dem Degen eines Offiziers im Gesicht verwundet. An Ausrufungen der Verwünschung ließen es die Herren nicht fehlen. Kolbenstöße, Bajonnetstiche und Schüsse bedrohten sein Leben.

Der Director riß sich die Kriegsmedaille von der Brust und hielt sie dem Offizier entgegen, indem er ihm

zurief: „Auch ich habe mit Gott für König und Vaterland gefochten, noch ehe Sie lebten. Daß ich Kriegssitte kenne, dürfen Sie mir zutrauen und so sage ich Ihnen denn, daß diese Grausamkeit und Mordlust ein Schandfleck für das preußische Heer ist." Durch diese Rede entging er dem Tode; man schien sich zu schämen, den Wehrlosen nieder zu stoßen, aber zahllosen Mißhandlungen entging er nicht.

Seine Bitte um Schonung der Seinigen fand kein Gehör. Was sich im Vorzimmer befand, verwundet oder nicht, wurde gefangen genommen und mit Bindfaden schnürte man den Gefangenen auf die schmerzlichste Weise die Hände auf den Rücken.

Auch Edmund, der seine Büchse schon früher als er einsah, daß man sich gegen die eingedrungenen Soldaten nicht mehr vertheidigen könne, einem andern Kämpfer, der sich zu einer andern Barricade zurückziehen wollte, gegeben hatte, würde diesem Schicksal nicht entgangen sein, hätte sich nicht während des lebhaftesten Tumults eine Thür geöffnet, in deren Nähe er stand und hätte nicht ein Mädchen, das in der Dämmerung des schwachen Streiflichts, welches auf sie fiel, in wunderbarer Schönheit vor ihm erschien, ihn beim Arm ergriffen und durch einen langen dunkeln Gang in die Küche geführt, wo die ganze Familie des Directors ängstlich zusammen stand. Im ersten Augenblick erkannte er

Niemanden, nur der leise Aufschrei jenes Mädchens: „Mein Edmund!“ ließ ihn im freudigen Schreck die Geliebte erkennen, die, wie er später erfuhr, während noch Alles Freude und Friede war, von Haus weggegangen war, um seine Schwester zu besuchen, wie sie versprochen hatte; aber an der Ecke der Breitenstraße hatte sie sich, vom Volkstumult überrascht, durch die Gertraudenstraße in die Wohnung der ihr befreundeten August=schen Familie geflüchtet, und später war an keine Entfernung daraus mehr zu denken. Bertha hatte ihren geliebten Edmund aus einem der Fenster unter den Barricadenkämpfern erkannt und als die Schreckensbotschaft von dem Wüthen der Soldaten in die innern Gemächer erschallte, trieb eine Ahnung sie in das Vorzimmer des Directors, daß dort vielleicht Edmund in Gefahr sei, und so wurde sie für einen Moment wenigstens sein Retter, denn bald darauf drangen auch in dieses Asyl des Familienlebens die wüthenden Soldaten mit ihren schon von Blut triefenden Bajonnetten ein.

Dort befanden sich die Gattin des Directors, drei seiner erwachsenen Töchter, ein halberwachsener Sohn, in Begleitung von zwei Schwestersöhnen seiner Frau, die in der Bedrängniß am Nachmittage schon zu ihnen geeilt waren. Dorthin zog sich der Director August zurück, in der Ueberzeugung, daß er wenigstens im Schooß iner friedlichen Familie sicher sein würde vor der Wuth

der Soldaten; aber er hatte sich geirrt. Zwei Gardisten packten ihn und hielten ihn fest; dann erblickten Andere den Student Hermann von Holzendorff.

Sein starker Bart erregte ihre Aufmerksamkeit. Ein voller Bart galt damals und gilt auch jetzt noch den Reactionairen für ein Zeichen von revolutionairen, demokratischen oder gar republikanischen Gesinnungen. So packten denn die Gardesoldaten den jungen Mann, der an der Seite seiner Tante stand, am Bart und dem langen Haupthaar und schleppten ihn mit dem rohsten Ungestüm hinweg, nach ihm den zweiten Neffen des Directors, den Schulamtscandidaten, Georg Zelle. Auch sein Sohn entging ihrer Wuth nicht. Bei den Haaren rissen sie ihn aus den Armen seiner Mutter, der ein Gardesoldat das Bajonnet auf die Brust gesetzt hatte, und stellten ihn draußen auf dem Flur zu den andern Personen, die man in seiner Wohnung gefunden hatte.

Unter diesen befand sich auch Edmund, der mit derselben Rohheit von Bertha's Seite gerissen war, die seinen Arm umklammert hielt und jetzt mit Gewehrkolben zurückgestoßen wurde.

Während der Director nutzlos Bitten und Vorstellungen an die Offiziere verschwendete, zog sich seine Familie in die innern Gemächer zurück, aber auch dorthin folgten den Frauen die Soldaten und vertrieben die

beiden jüngsten Kinder aus den Betten, um überall nach etwa versteckten Waffen zu suchen.

Bertha hatte indeß ihren geliebten Edmund keinen Augenblick aus den Augen verloren. Sie war ihm auf den nur schwach erleuchteten Flur gefolgt. Dort wurden ihm, wie den übrigen Gefangenen, mit Bindfaden die Hände auf den Rücken gebunden. Das entschlossene Mädchen aber benutzte einen Augenblick, wo seine Person gerade weniger beobachtet war, und lösete ihm durch einen Schnitt mit einem Küchenmesser, das sie versteckt bei sich trug, die Hände, indem sie ihm zuflüsterte: „Geschwind auf den Boden!"

Edmund sowohl als später auch Bertha, hatten durch ihren Umgang mit dieser achtbaren Familie die Oertlichkeit dieses weiträumigen Hauses genugsam kennen gelernt, um diesen Wink benutzen zu können, und mit Blitzesschnelligkeit war Edmund seinen Peinigern entsprungen. Bertha folgte ihm auf den dunkeln Boden und da standen sie einen Augenblick Arm in Arm, für den Moment gerettet, aber was nun weiter? Schon die nächste Minute konnte ihnen Verfolgung und Gefangenschaft oder Tod bringen.

Kehren wir indeß einen Augenblick zu den Gefangenen zurück.

. . . .

Der Director August wurde aller Bitten ungeach-

tet, in den Schooß seiner Familie zurückkehren zu dürfen, mit den übrigen Verhafteten fortgeschleppt. Auf der Treppe erhielt er viel Kolbenstöße und noch zuletzt, an der Ecke der Scharrnstraße, wurde er von einem Tambour mit seinen Trommelstöcken auf den Kopf geschlagen, ohne daß ihn der anwesende Offizier davon zurückhielt.

„Auf Ehre," sprach ein adliger Secondelieutenant mit fingerdünner Taille und näselndem Tone, „dieser hochmüthigen Bürgercanaille geschieht schon ihr Recht, nur drauf, wackere Kämeraden, schade was beizukommt."

In der Breitenstraße gelang es endlich dem Gymnasialdirector, die humanen Generale von Aschoff und von Rauch anzutreffen. Er schilderte ihnen das Schreckliche seiner Lage und gern waren sie bereit, ihn und seinen Sohn zu befreien. Sie führten Beide persönlich durch die aufgebrachte Soldatenmenge, die bei jedem Schritt auf den blutenden Mann sich stürzen wollte, schützten sie durch ihr Ansehen und führten sie in ihre Wohnung zu der geängstigten Familie zurück. Ehe er das Haus erreicht hatte, trat der treffliche Oberst von Bonin zu ihm heran und sagte ihm die baldige Befreiung seiner beiden Neffen zu.

So erwiesen sich die höheren und älteren Offiziere überall human und gemäßigt, und nur unter den jüngern Offizieren ließen sich viele durch die zügellose Wuth

der Soldaten hinreißen, deren entmenschte Rohheit zu dulden und oft selbst zu theilen.

Nur durch solche, wahrlich nicht sehr ehrenwerthe Tapferkeit kam einer der Gefangenen, der Student von Holzendorff ums Leben. Er wurde zuerst unter den entsetzlichsten Mißhandlungen fortgeschleppt von zwei Soldaten, die den Weg nach dem Schlosse nicht kannten. So verirrten sich die Soldaten mit dem Gefangenen bis mitten in die Roßstraße, wo sie sich plötzlich von Bürgern umringt sahen. Auf den Ruf: „Loslassen!" ließ ihn einer der Soldaten los; der andere aber legte sein Gewehr auf den Gefangenen an und schoß ihn todt.

Dieser alles Völker- und Kriegsrecht verletzende Mord brachte schmerzliches Unglück in eine stets dem hohen Königshause treu ergebene Familie. Der Ermordete war der Sohn des Rittergutsbesitzers, Herrn von Holzendorff-Jagow *) und ein Enkel des Professor Fischer, der einst Lehrer unsers Königs gewesen war.

Glücklicher war der andere Neffe des Directors, der Schulamtscandidat Georg Zelle. Um zwei Uhr Nachts kehrte er nach vielen Mißhandlungen und mit

*) Nicht zu verwechseln mit dem Verfasser der bekannten liberalen Bauernadresse, Herrn von Holzendorff-Vietmannsdorff.

einem Bajonnet durch den Arm gestochen, aus der Gefangenschaft zurück.

Man weiß, daß an sechs Hundert solcher Gefangenen vor das Brandenburger Thor geführt wurden. Hier band man zwei und zwei aneinander und ein wüthender Soldatenhaufen transportirte sie unter Kolbenstößen und andern rohen Mißhandlungen nach der Festung Spandau, von wo erst am folgenden Tage die allgemeine Amnestie des Königs für alle politischen Gefangenen sie befreite.

Nach Hause zurückgekehrt, setzte der Director August, obgleich selbst verwundet, seine Bemühungen für die Verpflegung der Verwundeten fort.

Der eine derselben lag schwer blessirt in seinem Vorzimmer. Der andere war auf dem Boden des Hauses gefunden, wo er durch einen Säbelhieb über den Kopf niedergestreckt wurde.

Von Edmund und seiner geliebten Bertha fand sich keine Spur mehr im Hause. Sie waren auf eine, Allen unbegreifliche Weise verschwunden, bis endlich ein Dienstmädchen aus dem Hause, das gegen Morgen auf dem Hofe mit verstauchtem Fuß gefunden und so heraufgetragen wurde, darüber folgende Auskunft gab.

Es hatte sich Bertha an sie gewendet, ihr zur Flucht mit dem jungen Redlich behülflich zu sein. Das entschlossene Mädchen lösete schnell eine auf dem Boden

befindliche Waschleine und befestigte dieselbe in einer Bodenluke, die nach dem Hofe hinausging. Um zu versuchen, ob die Leine lang und fest genug sei, wagte sie es selbst sich zuerst daran herabzulassen. Als sie aber das Seil bis ans Ende hatte durch die blutenden Hände laufen lassen, fühlte sie noch keinen Boden unter ihren Füßen. Sich noch länger zu halten, war unmöglich. Mit einer schrecklichen Angst, da sie nicht wußte, wie tief unter ihr noch der Boden lag, fiel sie hinunter. Zum Glücke war es nicht tief genug, um sich todt zu fallen; aber sie verstauchte den Fuß so heftig, daß sie liegen bleiben mußte. Indeß suchte sie Die da oben vor gleichem Geschick zu warnen, und rief ihnen zu: „Die Leine ist zu kurz! Sie müssen noch zehn Ellen daran knüpfen.“ Das geschah; und das Dienstmädchen gab ihnen von unten ein Zeichen, daß es nun hinreiche. Edmund war der Zweite, der sich an der Leine herabließ, nachdem er Bertha beschworen hatte, ihm nicht zu folgen, indem sie ja keine Gefahr laufe, von den Soldaten gemißhandelt zu werden. „Dir folge ich in Leben und Tod,“ entgegnete Bertha. — Als geübter Turner ließ Edmund das Seil nicht durch die Hände laufen, sondern hielt sich daran mit Händen und Füßen fest, indem er eine Hand unter die andere setzte. Kaum war er unten angekommen, so rief ihm Bertha von oben zu: „Ich komme nach!“ Kein Bitten von unten herauf konnte sie davon

zurückhalten. „Es ist Tollheit von mir,“ sagte sie halb laut, „aber das Herz treibt mich mit dem Geliebten meiner Seele jedes Geschick, so auch jede Gefahr zu theilen.“

Dann nach wenigen Augenblicken glitt sie pfeilschnell am Seile herab. Zum Glück hinderten die Handschuhe, daß sie nicht durch die Reibung des Seils die zarte Haut in den feinen Händen zerriß und Edmund fing sie auf in seinen starken Armen und verhinderte dadurch ihr zu unsanftes Niederfallen auf den Boden.

Denselben Fluchtweg benutzten später noch mehrere Personen, die im Hause ihre Rettung gesucht hatten und von den Soldaten bis auf den Boden verfolgt waren.

Zwei Bürger retteten sich dadurch, daß sie ein Versteck im Hause gefunden hatten, wo sie sich so lange verborgen hielten, bis sie sich am folgenden Morgen, als der Director August mit Bewilligung des Commandeurs auszog, sich unter die Träger mischten. Ein Dritter hatte in einem Kleiderschrank, worin nur ein Schlafrock hing, sich versteckt und war so den Nachsuchungen der Soldaten, die überall mit den Bajonnetten hinstachen, wo nur eine Möglichkeit des Versteckens zu denken war, fast wunderbar entkommen. Ein Vierter, der Buchdruckereibesitzer Krause, der am Kopf verwundet war, legte sich unter die Todten und entging so der Mordlust der Füsiliere.

Zum Glück wurde endlich diese wüthende Solda=

teska zurückgezogen und durch eine Abtheilung des Frankfurter Regiments ersetzt, welche sich menschlicher und gemäßigter benahm. Und wenn wir nicht umhin gekonnt haben die Barbarei einiger der jüngern Gardeoffiziere zu erwähnen, ohne sie zu nennen, so wollen wir um so lieber das ehrenwerthe Benehmen eines jungen Offiziers des Frankfurter Regiments, eines Herrn von Schönermark anerkennen, der durch sein ehrenhaftes Verhalten im Dienste der Pflicht auf der einen Seite, und durch seine Menschenfreundlichkeit in Behandlung der Verwundeten den Edelmuth zeigte, der als die schönste Tugend preußischer Offiziere im Befreiungskriege von 1813—15, wie neuerlich im Schleswigschen Kriege und im Süden Deutschlands Anwendung gefunden hat. Wir dürfen daher die geschilderten Sävitien in diesem Bürgerkrieg nicht als einen Charakterzug unseres braven preußischen Heeres bezeichnen, sondern als eine der unglücklichsten Verirrungen entflammter Leidenschaften, die hoffentlich nie wieder vorkommen wird.

3.

Wir würden nicht enden, wollten wir unsere Augen überall haben.

Die ganze Stadt war in dieser Nacht in so gespannter aufgeregter Bewegung, daß für die Ruhe kaum ein einziges Asyl mehr zu finden war. Ueberall Kampf,

Mord, Blut, Brand und Sturmgeläute, krachende Schüsse, Pelotonfeuer, Kugelregen, Nothgeschrei und Wuthgeheul, Barricadenbau und Leichen und einzelne Heldenthaten, neben Zügen der grausamsten Rohheit.

Wir wollen indeß nur herausheben, was jene Zeit und die Schrecken des Bürgerkriegs mit den schärfsten Zügen bezeichnet. Zunächst mögen unsere Leser die Unglücklichen begleiten, welche als Gefangene dieser Nacht zuerst in den eiskalten Schloßkeller geworfen, dann unter den rohesten Mißhandlungen nach Spandau geführt wurden.

Zunächst wählen wir zu der Schilderung solcher Scenen die Geschichte eines Mannes, dessen harte Behandlung wenn auch nicht gerechtfertigt, doch dem sittlichen Gefühl eine Art von Genugthuung gewährt, wenn wir aussagen müssen: Das ist die Nemesis, die den moralischen Verbrecher da erreichte, wo die menschliche Gerechtigkeit ihn nicht strafend treffen konnte.

Es war Nachts elf Uhr, als ein schlanker Mann mit einem vollwüchsigen Barte, in eine schwarze Blouse gleich einem Eisenarbeiter gekleidet, in einem Weinkeller der neuen Friedrichsstraße eintrat, wo ein Grenadier saß und eine Stange Weißbier trank. Der Eintretende ließ sich sogleich eine Flasche Rothwein und zwei Gläser geben, und setzte sich dem Grenadier gegenüber. Dann schenkte er beide Gläser voll, schob das eine dem Soldaten zu

und sprach: „Auf das Wohl des Königs werden Sie doch mit mir anstoßen, Kriegskamerad, denn Ihr müßt wissen, daß ich auch Soldat gewesen bin und das rebellische Volk zu allen Teufeln wünsche." Damit öffnete er seine Blouse auf der Brust und deutete auf das orange und weiß gestreifte Band des rothen Adlerordens dritter Classe, das er an einem Knopfloch seines guten Oberrocks unter der Blouse trug.

Solchen Beweisen von loyalen Gesinnungen konnte der baumlange Gardegrenadier nicht widerstehen. Nachdem er auf das Wohl des Königs mit dem Fremden angestoßen hatte, ließ er sich nicht lange nöthigen, mehrere Gläser anzunehmen. Die erste Flasche war geleert und die zweite angestochen, da hielt es der Fremde für Zeit, nach und nach seiner eigentlichen Absicht näher zu rücken.

„Ihr habt Euch brav gehalten gegen den rebellischen Pöbel," sprach er, „und ich würde Euch loben dafür, wären es nicht Eure Brüder, auf die Ihr geschossen habt."

„Ei was Brüder? Wenn mein leiblicher Bruder mir als Rebell und Hochverräther gegenüber stände, so würde ich der Erste sein, der ihn niederschießt."

„Brav, sehr brav, mein Freund! Und was bekommt Ihr Löhnung dafür?"

„Zum Sattessen zu wenig, zum Verhungern zu viel.“

„Und Eure Beköstigung, Fleisch und Brod wird Euch geliefert, aber wie, von welcher Beschaffenheit? Das Fleisch, Knochen, das Brod halbgar und klitschig, damit es schwerer ins Gewicht fällt. Die Herren Feldwebel werden nicht Ursache haben, sich zu beschweren und will der Gemeine sich beschweren, so gehts nicht anders als durch den Feldwebel, den Bäcker und Fleischer in der Tasche haben.

„Dergleichen mag wohl schon vorgekommen sein. Im Allgemeinen haben wir uns über unsere Unteroffiziere nicht zu beklagen.“

„Und wie werdet Ihr behandelt? Ihr seid doch Alle Bürgerskinder. Denn in Preußen muß Jeder, sei er reich oder arm, vornehm oder gering, seine Militairzeit abdienen, nur mit der Ausnahme, daß die Wohlhabenden als Freiwillige mit einem Jahre loskommen, und nur die armen Teufel ihre dreijährige Dienstzeit aushalten müssen.“

„Ja, das ist ungerecht!“

„Und wie behandeln sie Euch. Schlagen ist verboten; aber schimpfen, stoßen, mit dem Gewehr stauchen, Du nennen, wie man einen Hund oder Lehrjungen Du nennt, und schimpfen und fluchen, als hätte ein Mann in der Montur keinen Funken Ehre im Leibe,

das ist erlaubt, das kommt täglich vor, und wenn Euch das himmelschreiendste Unrecht geschieht, so dürft Ihr dagegen nicht muxen, Euch nicht beschweren; sonst seid Ihr Raisonneurs und werdet als Einer: von der schlimmsten Sorte bei jeder Gelegenheit geschuhriegelt, aber trinkt einmal auf das Wort: „Gott besser's!“

„Gott besser's!“ sprach der Mann, stieß an mit dem Glase und trank es aus bis auf den Grund.

„Nun Gott wird bessern,“ entgegnete der freigebige Fremde, indem er das Glas des Grenadiers wieder vollschenkte, aber nur wenn ihr Soldaten anfangt vernünftiger zu sein und nicht mehr auf Eure Väter und Brüder zu schießen und zu stechen.“

„Donner Wetter Herr, was wollen Sie damit sagen?“

„Nichts weiter, als ganz einfach erklären, daß diese Revolution nicht gegen den König gerichtet ist; sondern nur gegen die Beamten, die jeder Verbesserung des öffentlichen Zustandes beharrlich widerstreben.“

„Es mag wohl nicht Alles so sein, wie es sein sollte.“

„Ganz recht, darum aber hat das Volk diesen Aufstand gemacht, um Freiheit und Verbesserung der Zustände nicht sowohl für sich selbst als auch für unsre Brüder, die Soldaten, zu erkämpfen.“

„Wie meinen Sie das, Herr, in des drei Teufels Namen?“

„Ganz einfach: daß Ihr Soldaten, wenn Ihr gegen Eure Brüder kämpft, nicht blos Brudermord begeht, sondern auch Mörder der Freiheit werdet; Ihr kämpft nicht für Euch, nicht für den König, nicht für das Recht und die gesetzliche Ordnung, sondern für ein hochmüthiges Junkerthum, das Euch knechtet, nachdem es als bevorzugte Kaste alle Offizierstellen sich anzueignen gewußt hat, Ihr kämpft für eine hochadlige Camarilla, die den König abhält seinem Volke und dem Heere zu gewähren, was gebieterisch der Zeitgeist fordert, Ihr kämpft für die Reichen, welche den armen Arbeiter verhungern lassen um vom Mark und Schweiß des Volks ihren Champagner zu trinken und Austern zu essen; Ihr kämpft gegen die ewigen Urrechte der Menschheit und darum bitte und beschwöre ich Euch, legt die Waffen nieder, kehrt sie gegen Eure Offiziere und werdet frei mit dem Volke, dessen Söhne Ihr seid. Hier Geld, um Euren Kameraden beim Glase Wein diese Grundsätze der Freiheit begreiflich machen zu können.“ Damit drückte er dem Grenadier einige Zweithalerstücke in die Hand.

Dieser aber warf das Geld unwillig auf den Tisch: „Genug, übergenug, um Euch als Hochverräther und Soldatenverführer zu erkennen. Ich habe meinen Fahneneid geschworen und werde ihn halten bis auf den letzten Bluts-

tropfen. Hier Euer Geld zurück,“ damit warf er es auf den Tisch, „und hier noch ein Thaler zur Bezahlung meines Antheils an der Zeche. Ihr möget wissen, daß ich der Sohn eines reichen Berliner Brauherrn bin und als Freiwilliger mein Jahr abdiene. Meinem Vater stand ich in dieser Nacht vor der Barricade der Königstraße gegenüber. Ich beschwor ihn sich zurückzuziehen, um nicht Vatermord auf mein Gewissen laden zu müssen. Und ein Glück für mich war's, daß er ging; denn bei Gott, wäre in diesem Augenblick commandirt worden „Feuer“ hilf Gott, ich wäre im Stande gewesen .....“

In diesem Augenblick trat ein Unteroffizier und noch zwei Mann mit Gewehr in den Bierkeller ein und der Grenadier berichtete in militairischer Haltung, daß und wie der Fremde dort versucht habe ihn zu verführen, daß er seine Pflicht verletze.

„Ihr seid Gefangener,“ sprach der Corporal barsch zu dem Fremden, „marsch fort!“

So wurde der schlanke Mann mit dem Barte in der schwarzen Blouse, der sich Graf Banco nannte, nach der Schloßwache geführt und mit mehr als hundert Andern in den Schloßkeller geworfen.

. . . .

Sein Weg durch den Lustgarten und in den Schloßhof, wo überall Militairdetaschements standen, war eine Kette von Beschimpfungen. Die daselbst gelagerte Mann-

schaft hieb oder stach mit Säbeln und Bajonnetten auf ihn ein. Zuvor jedoch führte man ihn mit mehreren Andern in einen untern Saal des Schlosses, wo mehrere Offiziere und Polizeibeamte um einen großen Tisch saßen. Es waren etwa zehn Herren in Civil, die hier eine Commission zur Aufnahme und Constatirung der Gefangenen bildete.

Auf den ersten Blick erkannte Graf Banco denselben Polizeirath Dunkel, der früher so nachsichtsvoll gegen seine kleinen Verirrungen gewesen war. Auch jetzt glaubte er, sein hoher Adelsrang werde ihn retten. Ehe er noch aufgerufen wurde, öffnete er seine Blouse und trat vor.

„Mein Herr Polizeirath Dunkel,“ sprach er mit dem vollen Aplomb eines Bewußtseins seines früheren hohen Ranges, „Sie werden sich meiner erinnern, und sofort mich freilassen, ich bin Graf Banco!“

Unter den anwesenden Offizieren brach ein höhnendes Gelächter aus; mehrere Civilbeamte sahen einander bedenklich an, als wären sie in Verlegenheit, wie sie den Rang des Mannes mit ihrer jetzigen Amtspflicht zu vereinbaren hätten; doch der Polizeirath Dunkel blieb keinen Augenblick in Verlegenheit.

„Den haben wir endlich!“ rief er, indem er mit beiden Händen sich auf den Tisch stützte und den Oberleib vorbeugend ihn mit boshaftem Lachen betrachtete;

„ja, der ist es, darauf habe ich mich lange gefreut, die Genugthuung muß ich haben, diesem Rädelsführer des Pöbelaufstandes selbst die Hände zu binden, und ihn noch heute nach Spandau zu schicken.“

Damit sprang er wie ein Tiger auf ihn ein, packte ihn vor der Brust und schüttelte ihn zusammen, indem er zu den Versammelten sprach: „Ja, meine Herren, an dem Blnt, das heute in Berlin vergossen worden, ist dieser zum Pöbel übergetretene Edelmann schuld. Er ist dafür verantwortlich.“

Mein Herr, mein Rang als Graf, kein Gericht hat ihn mir aberkannt.....“

„Aber die öffentliche Meinung! Das Offiziercorps hat Dich ausgestoßen; der Adel Dich für ehrlos erklärt; bei der Polizei hast Du längst schon schwarz gestanden, Du bist jetzt nichts mehr als ein Stück Pöbel geworden, das sich als Großmaul zum Rädelsführer der Rebellen gemacht hat. Hier gilt keine Schonung mehr; und wenn sie Dich todtschlagen, Du Hund, so bist Du bezahlt!“

Dabei hatte er einen starken Actenbindfaden vom Tisch genommen, und schnürte ihm damit die Hände so fest auf den Rücken zusammen, daß alles Blut darin erstarrte und sie bald geschwollen und gefühllos wurden.

Indeß hatte ein andrer Beamter ihn durchsucht und entriß ihm die goldene Cylinderuhr, die er an einer fei-

nen goldenen Kette in der schwarzen Sammetweste trug, mit den Worten: „Was, die Canaille will noch eine Uhr tragen?"

Alles Militair im Saal war bei dieser Behandlung auf ihn aufmerksam geworden.

„Nun, Du Hund," sprach der Polizeirath Dunkel, „will ich Dich auch den Soldaten draußen bezeichnen, Du Aufhetzer! Du Rädelsführer!"

„Herr, wollen Sie mich morden lassen?" fragte der Graf, dem übel zu Sinne wurde, als ihn der Polizeirath der wüthenden Soldatenmenge, die draußen nur nach seinem Blute zu lechzen schien, entgegen schob.

„Ja, feiger Hund, aber morden kann er!"

„Ich bin nicht feige; aber Sie können hier unmöglich sitzen, um den Henker zu machen."

„Wart, Canaille, ich will Dir den Henker schon einträuken!"

Damit führte er ihn, wie ein Schlachtthier am Strick auf den Hof und dort reizte der Polizeibeamte durch ähnliche Reden die Soldaten zur höchsten Wuth gegen ihn auf.

„Seht ihn Euch genau an," rief er den Soldaten zu, „den Hund, wie er aussieht, der Euern Lieutenant erschossen hat."

Und nun mußte der Graf Banco gleichsam Spießruthen

laufen durch eine Reihe von flachen Säbelhieben, Kolbenstößen und Faustschlägen der wüthenden Soldaten.

Endlich ging's gebunden und im bloßen Haupte, denn der Hut war ihm längst vom Kopf geschlagen auf dem Marsch.

Auf diesem Transport waren etwa zwei hundert Gefangene zusammen. Man hatte Sorge getragen, diesen gefährlichen Bösewicht, denn als solcher war er den Soldaten bezeichnet worden, in der Mitte der Chaine ziemlich isolirt zu führen. So konnte er Alles übersehen.

Ein ermüdeter Soldat hing sich an ihn, indem er scherzend sagte: „Du bist mein Inventarium geworden, Du mußt mich fortschleppen." Und in der That mußte er mit gebundenen Händen den Soldaten mehrere Stunden, nicht ohne große Anstrengung hinter sich herziehen. Ruhte er einen Augenblick, so wurde er durch Faustschläge oder Kolbenstöße weiter getrieben.

Schon in Berlin hatte ein Offizier zu jenem Soldaten, dem er ganz speciell zur Bewachung übergeben war, gesagt: „Wenn er sich unterwegs rührt oder nur Mine macht zu entfliehen, so gieb ihm auf meine Verantwortung drei Bajonnetstiche durch den Leib."

Mit dieser Drohung wurde ihm stets zugesetzt. Als sie ans Wasser kamen, hieß es: „Der Hund will

hineinspringen,“ und neue Schläge waren die Folge dieser unsinnigen Voraussetzung.

Solchen Mißhandlungen erlag endlich der kräftig aussehende Mann, der übrigens durch zahllose Ausschweifungen schon sehr geschwächt war. Ohnmächtig sank er zusammen und lag regungslos auf dem Boden.

„Der Hund verstellt sich,“ rief ein Unteroffizier, „kitzelt ihn mit dem Gewehr wieder ins Leben.“

„Oder wenn er die Verstellung weiter treibt, macht ein Ende damit, auf daß wir weiter kommen.“

Und nun stachelten ihn einige Soldaten mit Bajonnetten so, daß aus mehreren Wunden das Blut floß. Und Andere setztem ihn mit Kolbenstößen zu, so daß ihn der physische Schmerz wieder zur Besinnung brachte und er in der Todesangst seine letzten Kräfte zusammenraffte um noch den Rest des Weges nach Spandau unter Fortsetzung solcher Mißhandlungen zurückzulegen.

. . . .

Hatte hier diese Rohheit einen Menschen getroffen, der keiner bessern Behandlung werth war, so bleibt es betrübend für jedes menschlich sittliche Gefühl, daß es im Ganzen an zwölf hundert Personen, meistens Unschuldige und rechtliche, achtbare Männer waren, die eine ähnliche entsetzlich rohe Behandlung erlitten.

Wir würden gern unsere Schilderung des entsetzlichen Gefangenenzuges nach Spandau hier abbrechen, ge=

hörte nicht eine Ergänzung derselben aus einem andern Bericht zur Vervollständigung des Bildes. Wir dürfen nicht schonend verhüllen, wo es gilt der Welt zu zeigen, zu welcher Unmenschlichkeit fanatische Leidenschaften, Revolutionen und Bürgerkriege führen, denn damit rufen wir allen Wühlern zu: „Hütet Euch, leichtsinnig solche dämonische Geister herauf zu beschwören, die Ihr, einmal geweckt, nicht wieder bannen könnt.“

Bis gegen vier Uhr Morgens mußten die zum Theil aus den Häusern geholten, meistens ganz friedlichen Menschen, darunter Greise und Knaben, Gesunde und Kränkliche, von jedem Stande, jedem Alter, im feuchten kalten Moder des Schloßkellers liegen, ohne nur einen Trunk oder einen Bissen Brod zur Erquickung oder ein Bund Stroh zum Lager zu erhalten, für verwöhnte und verweichlichte Stubenmenschen aus den gebildeten Ständen, die in ihrem Familienleben an die sorglichste Behandlung gewöhnt waren, an sich schon eine entsetzliche Pein.

So mußten sie abmarschiren aus dem Schloßkeller in den Lustgarten.

Ringsum flammten im hellen Mondlicht die Pickelhauben und die Bajonnette zahlloser Infanteriemassen; diese Peiniger der Gefangenen trieben sie in fanatischer Wuth mit Kolbenstößen auf die Brust und in den Rücken vorwärts.

Jedes Hohngeschrei, jede Schimpfrede wurde gegen sie ausgestoßen.

Nicht minder schrecklich als diese Behandlung war ihnen die Ungewißheit über ihr Geschick in der nächsten Zukunft.

Am Brandenburger Thore in Trupps geformt, führte man sie Zwei und Zwei aneinander gebunden hinaus auf die Straße nach Spandau. Diese Straße führte aber auch nahe am ehemaligen Exercierplatz vorbei, wo jetzt Kroll's dem Vergnügen geweihter Feenpalast verwaiset durch den Tod seines Besitzers unter dem Sequester der Gläubiger trauert und wo Cornelius seinem verblaßten Ruhm eine glänzende Villa als Denkmal seiner einstigen Größe erbaut hat; und allgemein verbreitete sich die Meinung unter den eingeschüchterten Gefangenen — dort werde dem Absolutismus eine große Hetakombe von Schlachtopfern der Revolution gebracht werden — das war die Meinung, daß man sie auf dem Exercierplatz in Masse erschießen lassen werde. Als man aber den verhängnißvollen Exercierplatz passirt war, erkannten die Gefangenen bald, daß sie nach Spandau geführt werden sollten.

Dazu, einen so weiten Weg zu Fuß zurückzulegen, fühlten sich aber die Meisten derselben zu schwach, und unerträglich wurden bald die Schmerzen der einschnei-

denden Stricke oder Bindfaden, womit ihre Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt waren.

Dazu das stereotype Commando: „Ihr verfluchten Hunde, immer r'an!" das ebenso regelmäßig mit Kolbenstößen begleitet war. Die Letzten, die bei langen Zügen immer etwas zurückbleiben, wurden dadurch gezwungen, trotz ihrer völligen Erschöpfung im Trabe vorwärts zu laufen; man sah Greise völlig kraftlos niedersinken und wieder aufgestoßen werden durch Bajonnetstiche und Kolbenstöße.

Wer sich durch irgend etwas Auffallendes an Bart, Brille, farbiges Studentenmützchen oder Schnürenrock auszeichnete, galt für einen der gefährlichsten Revolutionaire und mußte dafür doppelte Mißhandlungen erleiden. Kein Offizier trat diesen scheußlichen Ergüssen soldatischer Wuth entgegen. Ja, wagte man einmal eine Klage bei ihnen anzubringen, so konnte man sicher auf eine schnöde Zurückweisung jeder Beschwerde rechnen. Hatten in einzelnen Fällen es die Soldaten zu arg gemacht, so fand ihre, wenn auch unwahre Entschuldigung Gehör: „der Hund habe fortlaufen wollen." Selbst die durch Zurückbleiben ihres Vordermannes aufgehalten waren, wurden mit Kolbenstößen, trotz der Unmöglichkeit vorwärts zu kommen, fortgetrieben.

Nicht selten trieb man noch Scherz mit diesen Rohheiten. Wenn die Gefangenen durch diese Kolbenstöße

oder durch die Furcht vor denselben Sprünge machten, um ihnen zu entgehen, so lachten die Soldaten und nannten das „Polka tanzen.“

Unter solchen Qualen graute der Morgen und die schöne Frühlingssonne, diese Freudenbringerin für alle lebende Wesen, brachte diese Unglücklichen vor die Wälle der Festung Spandau.

Dort führte man sie, oder trieb sie eigentlich mit Kolbenstößen in die Casematten dieser nach außen hin grünenden Wälle. Im feuchten Gewölbe lagen sie da auf kaltem Boden von Ziegelsteinen, mit ermüdeten, zerschlagenen, oft verwundeten Gliedern. Keine Decken, um gegen den Fieberfrost die Erhitzten und Erschöpften zu schützen, kein Bund Stroh wurde ihnen gereicht. An warmes Getränk war nicht zu denken. Erst um zwölf Uhr erhielt Jeder ein Stück trocknes Commisbrod und dann wurden einige Eimer mit Wasser hingesetzt, aus welchen sie, ohne Becher, ihren Durst stillen mußten.

Um drei Uhr wurde es dort schon Nacht, indem durch die kleinen trüben Fensterscheiben die Strahlen der Sonne nicht mehr durchdringen konnten. Schreckliche Aussicht für die nächste Nacht, denn daß sie bestimmt waren noch eine Nacht in dieser entsetzlichen Gefangenschaft zu bleiben, ging schon daraus hervor, daß die Gefangenen bald beordert wurden, sich Stroh, ein Bund für zwei Mann, aus dem Magazine zu holen. Schon

lagen sie dort und die Meisten waren aus völliger Erschöpfung eingeschlafen, als gegen vier Uhr Morgens das Rasseln der Schlösser und Thorflügel sie weckte. Ein Lieutenant von der Besatzung trat ein und verkündete, daß die gefangenen Studenten und ansässigen Berliner frei seien, indem der König überzeugt sei, daß die Meisten unschuldig oder verführt seien; er daher den Schleier des Vergessens über ihre Verirrungen fallen lassen wolle. Nur möchten sie, um Militairzügen nicht zu begegnen, nicht auf der Chaussee, sondern durch die Haide und über Moabit nach Berlin zurückkehren.

Freudig gingen die erlösten Gefangenen diese Bedingung ein und wurden massenweise entlassen; nur Graf Banco traf diese Begünstigung nicht. Er war weder Student, noch in Berlin ansässig, und noch dazu als einer der ärgsten Aufwiegler bezeichnet worden.

. . . .

Ein Soldat hatte ihn mit seinem letzten Hiebe, als sie in der Citadelle angekommen waren, einem Offizier übergeben, und dieser dem Commandanten, indem er ihn im Auftrage der Commission in Berlin als den ärgsten Revolutionair bezeichnete.

Der Commandant riß ihm ein Stück Papier aus der Tasche und da er fand, daß es weiß und unbeschrieben war, zeigte er es den Umstehenden mit den Worten:

„Sehen Sie, meine Herren, darauf hat er eine Proclamation schreiben wollen.“

Nun wurde Graf Banco in eine einsame Zelle geführt, wo man ihm den linken Fuß und die rechte Hand in eine schwere Kette legte und auf gleiche Weise auch den rechten Fuß und die linke Hand fesselte.

Da er völlig erschöpft war, so versank er sogleich in einen betäubenden Schlummer.

Gegen Abend des neunzehnten März wurde er durch heftiges Rütteln geweckt. Zwei Soldaten hatten dieses Geschäft übernommen. Es geschah so rücksichtslos, daß Graf Banco auffuhr und im ersten Schrecken glaubte, man wolle ihn nun zum Richtplatze führen, um ihn zu erschießen.

Halb aufgerichtet starrte er zwei Personen an, die seinem Lager am Boden gegenüber in der Gefängnißzelle standen, doch so, daß ein Lichtstreif durch das kleine Fenster auf sie fiel, wobei der Graf einen höhern Offizier und eine schwarz gekleidete, verschleierte Dame vor sich stehen sah.

„Ja, lieber Onkel, er ist es,“ sprach die junge Dame, deren feine blasse Gesichtszüge durch den dunklen Schleier, den sie in diesem Augenblick zurückschlug, gehoben wurden, „er ist es, der mich um mein Lebensglück betrog!“

Nicht ohne den Schauder eines innern Vorwurfs

erkannte Banco seine geschiedene Gemahlin, die Tochter des Generals Sanscoeur, dessen Namen sie mit um so größerer Befugniß wieder angenommen hatte, als sie jetzt, vom Wahnsinn genesen, dem sie bald nach ihrer erzwungenen Heirath verfallen war, schon im Schmerz über das Zerreißen eines hoffnungslosen Liebesbandes, welches sie an den Landschaftsrath, mehr als sie sich selbst gestehen wollte, gefesselt hatte. Seitdem hielt sie sich bei ihrem Oheim, einem der höhern Offiziere, die damals in Spandau lebten, auf.

„Alwine," sprach er erschüttert, „Sie hier. Kommen Sie als Nemesis mir mein Todesurtheil anzukündigen?"

„Nein, die Freiheit, die ich durch meine Fürbitte erlangt habe."

„O," rief er aus, „eine so edle Rache schmerzt tiefer als die schmählichste Beschimpfung durch diese Ketten. Mit Beschämung fühle ich jetzt, welche edle schöne Seele ich hätte die meinige nennen dürfen, wäre ich ihrer nicht unwürdig gewesen. O Alwine, vergeben Sie dem argen Frevler an Gott und Menschen."

„Auch der Mittler am Kreuze vergab seinen Feinden, Ihnen ist vergeben; ich aber werde als Stiftsdame in dem großen Krankenhause Bethanien mich dem Dienste Gottes und der leidenden Menschheit weihen und

Gott täglich bitten, daß er Sie reumüthig wieder umkehren lasse auf dem Wege der Schuld, den Sie zum Verderben so vieler unschuldigen Menschen betreten haben."

„Ich schwöre es, bei Gott," rief er aus, „ich werde mir diese grausame Strafe, die ich empfangen habe, zur Besserung dienen lassen. Ich werde mich auf meine verschuldeten Güter zurückziehen und versuchen im Stillen Menschenwohl zu fördern."

„Gebe der Himmel, daß dieses nicht die Sprache einer aufgeregten Stimmung ist, sondern daß diese Gesinnung auch nachhaltig wirke."

Damit zog sie sich am Arme ihres Oheims zurück. Graf Banco wurde entfesselt, und in der Zerschlagenheit seines Gemüths und seiner Glieder kehrte er zurück nach Berlin, in die weite Welt, die von jeher für ihn so viel Verlockendes hatte; doch um nicht wieder neuen Versuchungen zu erliegen, ging er noch an demselben Abend auf der Eisenbahn über Frankfurt nach Schlesien ab.

Dreizehntes Buch.

Der Vater Redlich fällt. Hochherz kämpft in seinem Hause. Emma und Hochherz retten sich durch die Flucht. Frau Redlich todt.

In derselben Nacht saß die Familie Redlich in höchster Beängstigung in einem Hinterstübchen ihrer Wohnung, im dritten Stock des dem Landschaftsrath Hochherz gehörigen Hauses auf der Brüderstraße.

Während Emma in patriotischer Begeisterung sich den größten Gefahren aussetzte, indem sie mit ihren kleinen Brüdern Steine aufhäufte vor den Fenstern ihrer Wohnung, dann wieder Kaffee kochte und die Erfrischung furchtlos unter Kugelregen den Vertheidigern der nächsten Barricade zutrug, machte Madame Redlich ihrem Gatten lebhafte Vorwürfe, daß er so schwach gewesen sei, Edmund zu erlauben sich in Gefahr zu begeben.

„Ach Jotte doch,“ seufzte die gute Frau in ächt Berlinschem Volksdialekt, indem Thränen ihre alten Augen füllten, „höre Einer das Brummen der Kanonen und dieses Knittern und Knallen der Gewehrsalven; wenn nun der

arme Junge getroffen würde! jede Kugel kann ihm in den Gedärmen sitzen, ehe wir es wissen, ich hätte den Tod davon, und dann wärest Du, Vater, der Mörder Deines Kindes."

Diese Worte zog sich der alte Mann zu Gemüthe; er sagte nichts; aber er stöhnte, daß es wie Schmerzlaute klang, die tief aus einem bewegten Herzen herauf quollen.

Er stand auf, zog seinen gelben Flausrock an, und den Kragen desselben über die Ohren und setzte eine alte Pelzmütze auf.

„Was willst Du beginnen, Alter, was fällt Dir ein?"

„Laß mich, Mutter, ich habe den armen Jungen ins Feuer geschickt, meine Schuldigkeit ist es, ihn wieder heraus zu holen."

„Aber wo und wie willst Du ihn finden unter den vielen Tausenden von Menschen im Kampf und Getümmel, das auf allen Straßen wüthet?"

„Wer auf Gottes Wegen geht, den leitet Gott, daß er richtig gehe."

„Und wenn Du selbst nicht zurückkehrtest, wenn Dich eine Kugel träfe."

„Wenn Gott meinem Leben ein Ziel gesetzt hat, so trifft mich die Kugel so gut im Bett, wie auf der Straße. Ueberall, Mutter, steht ein frommer Mann in Gottes Hand. Darum laß mich gehen, es ist ja der Vater, der seinen Sohn sucht."

Dasselbe Gottvertrauen gewann auch die Mutter;

jedoch steckte sie in die weiten Taschen seines Rocks noch Aderlaßbinden, englisches Pflaster, ein ganzes Töpfchen voll Heilbalsam, ein Päckchen Kamillenthee, Charpie und was sie sonst an Hausmitteln hatte für allerhand Verwundungen und Krankein, wie es im häuslichen Leben wohl vorkommt. In die andre Tasche schob sie ein paar Milchbrödchen und eine halbe Flasche Rothwein für den Fall, daß der arme Junge etwa verschmachtet sein sollte.

So ging der zwei und siebenzigjährige alte Mann fort, ohne daß Emma, die eben den Barricadenbauern Kaffee hintrug, davon etwas wußte; die würde auf keinen Fall den Vater allein habe gehen lassen.

So schlich sich denn der alte Herr an den Häusern hinauf nach der Roßstraße zu, und kam endlich, vielfach gehemmt durch Gedränge und Getümmel, durch die ziemlich enge Straße vor die allen Fremden bekannte Conditorei von d'Heurense, die bekanntlich dem Schlosse gegenüber quer vor der Breitenstraße Front bildet.

Das Schießen und Krachen der Gewehr- und Kanonensalven vom Schloßplatz her hatte er schon lange gehört; plötzlich aber ein seltsames Pfeifen und Zischen um sich her. Gegen die Fronte der erwähnten Conditorei schlugen Kanonenkugeln und Kartätschen und tödteten noch mehrere Personen unmittelbar in seiner Nähe. Da ergriff ihn ein panischer Schrecken. Er drängte sich ins Haus. Aber die Kugeln folgten; sie zerschlugen die

Thüren und Fenster der Conditorei und im Innern gab es Todte. Entsetzlicher Anblick! der alte Redlich stieg in die oberen Etagen hinauf. Aber auch dort schlugen Kugeln durch die Fenster. Selbst Frauenzimmer wurden getödtet; der Vater rief in steigender Angst den Namen seines Sohnes. Da fiel ein junges Mädchen, von einer Kugel getroffen, sterbend zu seinen Füßen nieder. Wehklagend kniete er nieder an ihrer Seite und hülferufend zog er das Verbandzeug hervor, um ihre tiefe Wunde zu verbinden, aber bald darauf wurde er still.

Unter den Todten dieses Hauses wurde am folgenden Tage auch ein alter Mann gefunden, im hellgrauen Flausrocke, den Niemand kannte. — Wir aber kennen den braven Mann, es war der Vater, der seinen Sohn gesucht und dabei den Tod gefunden hatte.

. . . .

Wie anders war es in Redlich's Wohnung. Als Emma von ihrer Mutter hörte, daß ihr Vater fortgegangen war und daß ihre Mutter ihn veranlaßt hatte sich in die Gefahr zu begeben, war sie außer sich. Wie auch auf der Straße die Schüsse krachten und der Kampf wüthete, so wollte sie doch sich nicht abhalten lassen sich hinaus zu stürzen, um ihren Vater zu suchen.

Zum Glück trat Hochherz in diesem Augenblick aus seiner Wohnung auf den Vorflur, als das aufgeregte Mädchen ohne Hut und Umschlagetuch eiligst von der

obern Treppe herab kam und ihm zurief: „Meinen Vater muß ich suchen, er hat sich ins Getümmel begeben.“

„Um Gott, Emma, wagen Sie es nicht!“ — rief Hochherz, indem er die Eilende auffing.

„Aber ich will und muß meinen Vater retten.“

„Sie finden ihn nicht, theure Emma, zudem ist es zu spät. Die Soldaten haben die Barricaden erstürmt, dringen schon vor in der Straße und in die Häuser. Sicher hat sich Ihr Vater in eins der Häuser geflüchtet, aber in welches? das weiß nur Gott allein.

Er hatte sie dabei umfaßt und das junge Mädchen war so aufgeregt, daß sie fast bewußtlos in die Arme ihres Freundes sank; er hielt sie schwebend aufrecht und redete ihr mit Wärme zu, in diesem schrecklichen Augenblick besonnen zu sein, um nicht Alles zu verlieren. Sie würden nur sich selbst opfern, ohne den Vater zu retten. „Sorgen Sie nicht für ihn; ein redlicher Mann steht immer unter Gottes Schutz und die Hand dieses Vaters im Himmel ist mächtiger als die der Menschen.“

„Sie haben recht, ich will mich zusammennehmen. Hören Sie den Tumult auf der Straße, das Krachen der Schüsse, das Heulen der Sturmglocken, das Geschrei der Menschen. Ja, wir haben jetzt Krieg. Jedes Haus sei eine Festung. Wir haben die Verpflichtung, sie zu vertheidigen. Kommen Sie herauf, das Leben ist wohl-

feil geworden; aber das unsrige wollen wir ihnen theuer verkaufen.“

Hochherz postirte seine Jäger und seine Bedienten mit Gewehren an die Fenster seiner Wohnung, und befahl ihnen, auf die anrückenden Soldaten zu feuern und wenn diese ins Haus dringen sollten, die Treppe zu vertheidigen. Er folgte darauf dem jungen Mädchen in die obere Etage. Dort in dem nach hinten hinaus belegenen Schlafzimmer brachte Emma eilends die Kinder angekleidet zu Bette, und that dann das Licht aus, um vom dunklen Fenster herab den Tumult auf der Straße übersehen zu können. Das schwere Geschütz hatte aufgehört zu donnern, denn die ganze lange Straße blitzte von Helmen mit ihren glänzenden Spitzen und Adlern und Bajonnetten. Ueberall hörte man das Krachen der Hausthüren, die mit Kolbenstößen eingeschlagen wurden. Aus den Fenstern der obern Etagen knallten von allen Seiten Gewehrschüsse. Man sah wohl, daß es theils Bewohner, theils Barricadenkämpfer aus dem Volke waren, die von ihren zerstörten Verschanzungen vertrieben, jetzt von oben herab auf das Militair unten in den Straßen schossen; aber auch Soldaten waren es, die in die Häuser gedrungen aus den Fenstern auf die Steinschützen, welche oben am Rande der abgedeckten Dächer die Dachsteine in Massen auf das Militair niederschleuderten, oder Schützen hinter den Fenstern waren

das Ziel ihrer Kernschüsse, die Manchen trafen, so daß er von der Höhe der Dächer herabstürzte und von den Bajonnetten der Soldaten aufgefangen wurde.

Es war eine grausige Zeit! in der weichsten Menschenseele verschwand alles Gefühl für Schonung des Menschenlebens.

Emma warf schwere Pflastersteine hinab ohne Mitgefühl, ob sie Menschen in der Blüthe ihrer Jahre schwer verwunde oder tödte — es waren ja Soldaten, Feinde des Volks, Soldaten, die vielleicht ihren Bruder, oder ihren Vater getödtet hatten, es waren Soldaten, die man längst gewohnt war, als Maschinen, welche von höherer Hand gelenkt wurden, um Menschen zu tödten, zu betrachten.

Der Landschaftsrath handelte weniger in Leidenschaft. Er kannte die entmenschte Wuth, womit die aufs Höchste gereizte Soldateska überall auch gegen Unschuldige und Wehrlose kämpfte, wo sie in die Häuser gedrungen waren; um diese zu schützen mußte das Volk Sieger sein im Straßenkampfe und um dieses zu erreichen, galt es vorzüglich die Soldatencolonnen ihrer Führer zu berauben. Als guter Schütze zielte er stets auf die Offiziere, die er an dem Degen in der Hand erkannte. Jede seiner Kugeln traf und legte vielleicht einen frühern Bekannten zu den Todten.

Aber das Herz wußte davon nichts. Es war der

Geist einer neuen Zeit, das Freiheitsgefühl des Volks, das gegen Absolutismus und sein Gefolge von Camarilla, Aristokratie, Büreaukratie, Polizei- und Militairherrschaft den Vernichtungskrieg führte.

So hatte die höhere Idee auch diesen Mann zu Thaten begeistert, bei denen in Tagen der Ruhe sein Herz geblutet haben würde.

Da plötzlich krachten Kolbenstöße gegen die verschlossene Hausthür seines Hauses. Soldaten drangen durch die zertrümmerte Thür, und unten im Hausflur krachten Gewehr-Schüsse, die von oben von der Treppe her von Seiten des Jägers und der Bedienten des Landschaftsraths erwidert wurden.

„Jetzt," sprach der Landschaftsrath, „müssen wir uns zurückziehen. Es wäre Thorheit, sich der Uebermacht widersetzen zu wollen. Kommen Sie, Emma."

Auf dem Treppenflur standen die Diener und schossen hinunter auf den Hausflur, der ganz mit Soldaten gefüllt war. Auch diese schossen hinauf und begannen mit dem Bajonnet in der Hand die Treppe zu erstürmen.

„Rettet Euch," rief ihnen Hochherz zu, „werft ihnen die Gewehre an den Kopf und dann fort!" —

Ehe er seine Wohnung verließ, hatte er noch ein Paar geladene Pistolen zu sich genommen und während seine Diener noch eine kurze Zeit sich den eindringenden Soldaten widersetzten, dann sich aus dem Küchenfenster

auf das niedrige Dach einer Hofwohnung herabließen und auf diese Weise der wüthenden Soldateska entkamen, hatten Hochherz und Emma die Familien-Wohnung der letztern erreicht.

„Wo ist die Mutter?“ — rief Emma, indem sie alle Zimmer und Schlafgemächer durcheilte.

„Die Mutter ist hinuntergegangen,“ sprach Fritzchen, indem er sich in seinem Bette aufrichtete, „um den Vater zu holen.“

„Herr Gott, dann ist sie unter die Soldaten gerathen, dann ist sie verloren!“

„Beruhigen Sie sich, der alten Frau wird nichts zu Leide geschehen!“

„Nichts soll mich abhalten, ihr zu folgen.“

„Wollen Sie denn auch in den Tod gehen, wer soll dann für ihre kleinen Geschwister sorgen?“

„Ich vermache sie Ihnen, mein hoher Freund, mein Leben ist der Rettung Derer geweihet, denen ich mein Dasein zu verdanken habe.“

Ehe es Hochherz hindern konnte, war sie schon auf der Treppe, die in den zweiten Stock führte.

Von dorther aber schrien mehrere Soldaten: „Der Hausherr, wo ist der Hausherr! aus den Fenstern seiner Wohnung und von der Treppe herab ist geschossen.“

„Hier wohnt Herr von Hochherz,“ sprach ein junger blonder Offizier, von bleicher Gesichtsfarbe, „ein

ehrloser Edelmann, denn er hat ein Duell refüsirt, auf Ehre, die abtrünnige Canaille soll unter meinen Händen verbluten."

„Herr," rief Hochherz von der Treppe herunter, „wagen Sie es nicht mich anzugreifen, oder Sie sind des Todes!"

„Da ist er! drauf, drauf!" rief der Offizier, und da er für den Augenblick keine Waffen in der Hand des Angegriffenen sah, so stürzte er sich mit dem blanken Degen in der Faust die Treppe hinauf, um ihn niederzustoßen, und zwei Mann mit gefälltem Bajonnet folgten ihm; doch der Freiherr zog blitzesschnell ein Pistol aus der Brusttasche seines Ueberziehers und von der Kugel eines krachenden Schusses getroffen, sank der Lieutenant hintenüber in die Arme seiner Grenadire.

Emma war dadurch in dem Versuch die Treppe herabzusteigen, um ihre Mutter zu finden, aufgehalten worden.

„Jetzt, liebe Emma", rief er ihr zu, indem er sie fortzog, „lassen Sie uns den Augenblick des Schrecks und der Verwirrung benutzen, um ein Versteck aufzusuchen. Wenn wir einen Augenblick zögern, so sind wir Beide ohne Rettung verloren."

„Auch Sie, mein edler Freund?" rief sie erschüttert, „ich will Sie retten, folgen Sie mir!"

Und mit eben so viel Eile als Besonnenheit holte

sie aus einem Schranke in der Familienwohnstube einige Schlüssel, führte dann den Freiherrn auf den Hausboden, dessen Thür sie hinter sich zuschloß und von da in eine dunkle Wäschkammer. -- Der Vollmond schien hell genug durch eine offenstehende Bodenluke, um sich dort sicher orientiren zu können und Emma verbarg ihn hinter einer Waschleine an der Wand, worauf Betttücher und Tischtücher bis zum Boden niederhingen.

„Aber Emma, Sie verbergen sich doch auch dort hinter dem Schornstein!“ —

„Würde mir wenig helfen; denn gerade in solchen Schlupfwinkeln wird am ersten gesucht. — Ich werde hinunter gehen, um bei den Andern zu bleiben oder meine Mutter zu suchen. Verhalten Sie sich indeß ruhig, Herr Landschaftsrath.“

„Emma, bei Gott,“ rief dieser leidenschaftlich, „wenn Sie sich in Gefahr begeben, so folge ich Ihnen und sollte ich auf dem Fleck meinen Tod finden.“

„Aber was wollen Sie denn? — Soll ich meine Pflichten verletzen?“

„Sie verletzen keine Pflicht, wenn Sie mich und sich selbst tödten ohne damit irgend Jemand retten zu können.“

„Gut, um Sie zu retten bleibe ich hier. — Verhalten Sie sich ruhig!“

„Sie werden sich verstecken?“

„Ja, so weit es nöthig ist. Uebrigens wenn man mich findet, so beschwöre ich Sie, sich nicht zu rühren. Ich habe als Frauenzimmer nichts zu besorgen, als vielleicht etwas Gefangenschaft. Sie aber würden augenblicklich getödtet werden.“

Jetzt hörten Beide, daß mit Gewehrkolben die Bodenthür eingestoßen wurde. Schwere Tritte und Waffenklirren nahten sich ihrem Verstecke. Beide waren still geworden und horchten. Der Freiherr konnte Emma nicht sehen und diese sorgte in geschäftiger Eile dafür, daß jeder Theil seines Körpers oder seine Kleidung unsichtbar wurde. Sie selbst aber verbarg sich nicht in dieser Kammer. Das muthige Mädchen dachte so: wenn sie mich hier finden, werden sie glauben, ich sei die einzige Versteckte hier und dann werden sie nicht weiter nachsuchen und wenigstens mein edler theurer Freund wird gerettet sein, wenn ich auch dabei getödtet werden sollte.

Kaum hatte sie mit hochherziger Resignation diesen Gedanken gefaßt, so nahten sich die schweren Tritte und das Waffenklirren der Soldaten; ihre Flüche und das Stoßen der Gewehrkolben gegen den Boden deutete auf ihre Wuth.

„Aufgemacht!“ schrien sie und stießen mit den

Kolben gegen die schwache Breterthür, die krachend zusammenbrach.

Es waren nur zwei Soldaten, die auf den Boden detaschirt waren, und Fritzchen selbst, den sie aus den Betten gerissen hatten, trug weinend ein brennendes Licht. Durch Drohungen und Schläge gezwungen hatte er den Soldaten als Führer dienen müssen und wurde damit, ohne es zu wollen und zu wissen der Verräther seiner Schwester, die im inbrünstigen Gebet zu Gott gewendet auf ihren Knien lag.

Die mit gefälltem Bajonnet eindringenden Soldaten machten Miene die Knieende zu durchstoßen; aber ihre betende Stellung, ihre jungfräuliche Schönheit und das fromme schöne Auge, dieser Blick voll Resignation und höherem Gottvertrauen entwaffnete für einen Augenblick die Wuth der rohen Männer. — Sie setzten Gewehr beim Fuß, starrten die wunderbare Erscheinung eine Secunde an und dann sagte der Eine:

„Sie sind unsere Gefangene!“

Der Andere fragte: „Sind noch mehr Gefangene hier?“

„Würde ich mich nicht besser verborgen gehabt haben,“ fragte Emma, „wenn es hier Verstecke gegeben hätte?“

„Dort hinter dem Schornsteine“ . . .

„Da würden Sie mich bald gefunden haben, sehen Sie selbst nach. Es ist Niemand da.

Die Soldaten leuchteten hinter den Schornstein. Begreiflich fanden Sie Niemanden.

„Alles richtig Kamerad,“ sprach der Eine, der zunächst die Untersuchung vorgenommen hatte. Ich denke, wir ziehen ab mit unserer sakrements=hübschen Gefangenen, das ist so eine ächte Berliner Pflanze, die wird unsere Herren Lieutenants amüsiren.“

„Halt, noch einen Augenblick, untersuchen wir erst die Wäsche, da war es, als regte sich etwas darunter.

„Werden die Ratten gewesen sein,“ sprach Emma mit erstarrendem Herzen, „das Ungeziefer hat sich hier so eingenistet.“

„Nun, dann werden wir Euch einen Gefallen thun, diese Ratten zu spießen.“

„Und,“ setzte der Zweite mit grausamem Spott hinzu, „wenn die guten Kahlschwänzchen doch einmal Löcher in die Wäsche gefressen haben, so sehe ich nicht ein, was es schaden kann, wenn unsere Bajonnette diese noch vermehren.“

Dabei stießen sie mit den Bajonnetten in die am Boden liegenden Haufen Wäsche.

Und dabei waren diese Haufen zerstreut und weggeräumt. Plötzlich wurde da, wo die Bett= und Tisch=

tücher vor der Wand hingen, ein Paar bestiefelte Mannsfüße sichtbar.

„Da haben wir den Delinquenten,“ rief Einer lachend aus, „wo es Füße giebt, da giebt es auch Menschen.“

„Drauf, Kamerad!“ schrie der Andere, der noch weiter zurückstand.

„Ja, der Hund soll sterben.“ Damit fällte er das Bajonnet und stieß auf den Haufen Wäsche zu, so daß er unvermeidlich den dahinter verborgenen Mann durchbohrt haben würde, wäre nicht Emma mit Blitzesschnelligkeit zugesprungen, und hätte, im Augenblick des Stoßens zugreifend, dem Gewehr und der Bajonnetmündung eine andere Richtung gegeben. Gleichzeitig krachte der Schuß und Kugel wie Bajonnetstich fuhren dicht am Leibe des Freiherrn vorbei in die Wand.

In demselben Augenblick schoß auch der andere Grenadier; aber im engen Raum blieb sein Gewehr im Moment des Schusses an einer Zugleine hängen und Emma fühlte erst einige Minuten später am herabrieselnden Blut und beginnenden Schmerz, daß sie von der Kugel in die Seite getroffen war, hoffentlich nur von einem Streifschuß.

Noch waren die beiden Schüsse nicht verhallt, da sprang Hochherz aus seinem Versteck hervor und mit dem gezückten Pistol schoß er den ersten Angreifer durch die

Brust, daß derselbe todt niederfiel; dann ging er mit dem ihm entrissenen Bajonnet dem Anderen zu Leibe, den er an die Wand spießte.

Gleichzeitig aber hatte Fritzchen, sobald die Schüsse krachten, das Licht, das er trug, fallen lassen und war schreiend nach Hülfe davon gelaufen. So geschah denn die ganze grausige Mordscene im dämmernden Streiflicht des durch die Bodenluke blitzenden Mondes, bis das fallende Licht einen Theil der Wäsche entzündet hatte und davon am Boden einige Flammen aufloderten.

„Löschen," rief Emma, „ersticken wir die Flammen, sonst greifen sie weiter!" damit warf sie einen Arm voll Wäsche auf eine der brennenden Stellen und trat darauf. Aber was dort erlosch, brannte an anderen Stellen um so lustiger empor.

„Nein, löschen wir nicht," mahnte Hochherz dringend, „eilen wir zu fliehen. Die Schüsse werden schon im nächsten Augenblick neue Soldatenmassen heraufgelockt haben, und finden sie die Todten, so werden wir massacrirt."

„Fliehen, ja fliehen, aber die Treppen sind besetzt."

„Giebt es denn keinen andern Fluchtweg?"

„Ueber die Dächer! Diese Ziegeldächer sind flach, aber glatt; ziehen wir die Schuhe aus, um nicht zu gleiten."

Für Emma war das leicht; etwas schwieriger für

den Landschaftsrath, der indeß zum Glück nur kurze Stiefelchen trug. Emma half ihm; es gelang.

„Nehmen wir eine Zugleine mit," sprach Emma, „um uns fest zu binden, wo es Noth thut." Mit einem Säbel, den sie einem der todten Soldaten abgenommen hatte, versuchte sie die starke Hanfleine schnell von ihrem Nagel zu trennen.

„Zu spät!" rief Hochherz, „der Brand nimmt überhand und könnte Ihre Kleider ergreifen; und schon höre ich die Soldaten die Treppe herauf kommen. Wir müssen Alles wagen, oder verlieren Alles."

Damit zog er sie rasch aus der brennenden entsetzlichen Mordkammer. Auf dem größern Bodenraum hinter dem Hauptschornsteine des Hauses angekommen, sah er mit Entsetzen, daß ihre Röcke glimmten und Funken sprühten. Hochherz warf sich auf den Boden und es gelang ihm endlich, die Gluth zu ersticken durch Zusammendrücken mit den Händen, die er sich freilich dabei verbrannte; aber was war der kleine Schmerz gegen die große Gefahr?

Schon waren Soldatenhaufen die Bodentreppe heraufgekommen, als beide Flüchtlinge sich noch auf einem entferntern, dunklen Theile desselben befanden.

Gräßlich leuchtete die Flamme aus der Wäschkammer, die weiter um sich gegriffen hatte; aber eben dieser

Brand lenkte die Aufmerksamkeit der Soldaten von ihrem Fluchtweg ab.

Dieser zeigte sich denn auch bald geöffnet. Es war im hintersten Raume des Daches nach der Straße zu ein Theil des Daches aufgerissen. Durch diese Oeffnung stiegen sie hinaus, Emma voran und Hochherz, der ihr folgte, ohne sie, wenn sie fallen sollte, retten zu können, folgte ihr mit den furchtbarsten Qualen der Todesangst in seinem Herzen, denn jetzt erst wurde er sich klar bewußt, wie sehr er das edle muthvolle Mädchen liebte. Sie kamen bald auf das Dach des Nachbarhauses; doch war daselbst nach der Straße zu keine Luke zu finden, und sie mußten noch weiter steigen.

Das war eine entsetzliche Reise. Das Dach von schuppenartig gelegten Ziegeln erbaut, war zwar flach genug, um nicht so leicht gleiten zu können; aber zur Seite die gräßliche Tiefe voll wogender Menschen, blitzender Pickelhauben und starrender Bajonnette, und dazu dieses entsetzliche Krachen und Knattern der Gewehrsalven und einzelner Schüsse von unten nach oben und von oben nach unten. Wen in solcher Lage nicht ein rettungsloser Schwindel ergriff, mußte die Natur einer Gemse auf den Alpen haben. Doch Emma rieth mit Besonnenheit, keinen Blick in die Tiefe zu werfen; denn alsdann wären sie dem Schwindel ohne Hülfe verfallen.

Zum Glück war hier die Dachrinne nicht unter der

äußersten Dachtraufe der letzten Ziegel angebracht und so diente diese doch im Fall des Ausgleitens einigermaßen, wenn auch zum schwachen und gebrechlichen Stützpunkt. Doch schon dieser Umstand gab einige Beruhigung.

So stiegen sie weiter nach dem nächstgelegenen, zweiten Nachbarhause zu, den Körper mehr nach oben zu gelehnt, als nach der Straßenseite zu, indem sie Einer dem Andern Muth einsprachen und Vorsicht empfahlen.

Aber von unten, von der Straße her hatte man im hellen Mondscheine die Flüchtlinge auf dem Dachforst des hohen Hauses bemerkt. Ein wirres Geschrei unter den Soldaten: „Schießt die Sperlinge vom Dache herunter!“ war im allgemeinen Krachen und Toben da auf der Höhe nicht verständlich. Aber ein sonderbares Zischen und Pfeifen dicht an ihren Ohren machte ihnen bald klar, daß sie auf ihrer ohnehin schon gefahrvollen Wanderung das Ziel von vielen hunderten gegen sie gerichteter Kugeln waren.

„Jetzt stehen wir allein in Gottes Hand,“ sprach Emma, indem sie sich gegen ihren Begleiter zurückwendete. „Vertrauen wir auf Gott; es ist auch die einzige Hoffnung, die unser Leben erhalten kann.“

„Wenn uns nicht,“ sprach Hochherz dumpf, „ein unglücklicher Zufall eine dieser Kugeln ins Herz treibt.“

„Was ist Zufall,“ entgegnete Emma, „auf dieser Welt ist nichts Zufall. Wo wir den Zusammenhang

zwischen Ursache und Wirkung uns nicht erklären können, da ist es Gottes Schickung. Ohne dessen Willen fällt kein Sperling vom Dache. Auch wir stehen unter seiner Obhut."

Damit waren sie bis an das Ende dieses zweiten Daches gekommen.

„Aber mein Gott," rief Emma, indem sie dort hart am Rande vor Schreck niedersank und zu ihrem Freund zurückblickte; „das Nachbarhaus ist ja niedriger als dieses Dach, und noch dazu ist es ein steileres Dach; wie hinunterkommen, wie uns dort erhalten."

„Ich eile zurück, eine Leine vom Boden zu holen."

„Um von den Soldaten ergriffen und erschossen zu werden, die dann auch mich entdecken und tödten würden."

Die letztere Gefahr entschied. „Aber wie hier uns retten, von Kugeln umsauset, wie leicht werden wir getroffen und dort hinter uns dringt schon der Rauch durch die gesprengten Dachsteine und der Rauch zieht in schwarzen Wolken über's Dach."

„Schrecklich! Hier keine Rettung und dort der gewisse Tod! wir müssen das Aeußerste wagen, wir müssen hinunter."

„Gut, ich löse mein Umschlagetuch, und Sie lassen mich daran herab, dann knüpfen Sie es an die Dachsparren und folgen selbst."

Mit diesen Worten nahm sie ihr um die Schultern und Taille geknüpftes Umschlagetuch ab, drehte es zusammen und gab ihm das eine Ende in die Hand.

„O, nicht dieses fremde: Sie," sprach Hochherz mit Wärme, ergriff dabei mit dem Tuche ihre Hand, die er küßte und fuhr fort, „ja, theure Emma, die Gefahr hat uns vereinigt, ich hoffe auf immer, wenn uns hier nicht noch ein feindliches Geschick trennt."

„Doch auf jeden Fall," entgegnete sie, „nicht länger bis in die Ewigkeit, wo gute Menschen wieder, so Gott will, zusammen kommen."

„Emma," fuhr er mit steigender Wärme fort, „wir stehen hier am Rande des Abgrundes, am Scheidewege zwischen Leben und Tod. Es drängt mich, Ihnen hier, in diesem gefahrvollen Augenblick, zu sagen . . ."

„Schweigen Sie jetzt, ich beschwöre Sie darum. Die höchste Aufgabe des Lebens sollte man mit klarer Ruhe und Besonnenheit lösen. Kein Band für das Leben, das in Aufregung und Leidenschaftlichkeit geschlossen wird, gewährt Bürgschaft für dessen Dauer. Darum beschwöre ich Dich, und dieses Du sei Zeuge meiner Gefühle, in diesem großen Moment laß uns jetzt an nichts als an unsere Rettung denken."

„O Du Engel!" rief Hochherz in einem Hochgefühl der Liebe, das ihn für den Moment alle Gefahren über-

sehen ließ, „schon dieses eine Wörtchen des Vertrauens giebt mir Kraft und Muth, das Aeußerste zu wagen.“

Nach dieser Erklärung sprachen Beide kein Wort weiter und Emma wickelte das eine Ende ihres wollenen Umschlagetuchs um die eine Hand, während sie mit der andern darüber hinausgreifend anfing, vom Dache herabzusteigen.

Hochherz hatte Kraft genug, das Tuch zu halten, und indem er sich erst auf ein Knie ließ, dann auf die Brust legte und mit beiden Armen den Dachforst überragte, ließ er das in der Luft schwebende Mädchen nieder auf das Dach des nächsten Hauses. Dieses aber war so steil, daß sie sich nicht auf den glatten Ziegeln hätte erhalten können, und sie wäre auch hier verloren gewesen, hätte nicht ihr gütiges Geschick, ohne welches auch nicht das Leichteste gedeihet, gefügt, daß gerade unter der Stelle, wo sie sich herabgelassen hatte, im Dache eine jener Oeffnungen gemacht war, welche zur Vertheidigung gegen die Soldaten bestimmt waren. Bewaffnete Männer, die von dort aus auf die Straße herabgeschossen und Steine geworfen hatten, nahmen sie in Empfang.

Auf demselben Fluchtwege folgte Hochherz, indem er vermittelst eines starken Knotens das feine Wolltuch an den Dachsparren des obern Hauses geknüpft hatte.

Dort blieb es hängen. Es war der letzte Dienst,

den des Grafen Banco feiner Ternowashawl dem betrogenen Mädchen geleistet hatte.

Nun waren Beide auf dem Boden eines fremden Hauses von Patrioten und geängstigten Bewohnern umgeben; aber ihre Lage hatte sich dadurch wenig gebessert; denn auch aus diesem Hause war geschossen und mit Steinen geworfen, und mit Sicherheit ließ sich daher darauf rechnen, daß auch dieses Haus bald von den in der Straße vorgedrungenen Soldaten besetzt werden würde. Das war um so mehr zu erwarten, als man von unten die Flüchtlinge durch das Dach dieses Hauses hatte hineinsteigen sehen.

In der That vergingen kaum wenige Minuten, als ein durch das ganze Haus dringendes Pochen verrieth, daß das Militair die Thür dieses Hauses zu erbrechen suchte.

Bald war dieses gelungen. Geschrei und Schüsse, die von unten herauftönten und das Fliehen einzelner Bewohner die Bodentreppe hinauf, verriethen, daß Militair im Hause war. Alles rannte wie sinnlos durcheinander; doch Hochherz behielt Besonnenheit. Er empfahl zugleich das Verbarricadiren der Bodenthür, welches keine gar zu schwierige Aufgabe war, da die Bodentreppe gleichsam einen engen Paß bildete, welcher sehr bald mit altem Geräth und Gerüll aller Art gefüllt war, und dann ordnete Hochherz das Einschlagen einer Oeffnung

in die Brandmauer des Nachbarhauses. Das gelang ebenfalls. Menschenhände waren genug da; darunter selbst einige Maurergesellen, die von den Barricaden vertrieben hier eine Zuflucht gesucht und vom Dache herab neuen Kampf eröffnet hatten. Auch Spitzhacken und Brecheisen fehlten nicht im Hause, da dieses einem Maurermeister gehörte.

So drangen denn Emma und Hochherz und Andere in das dritte Nachbarhaus. Dort war Sicherheit, denn von hieraus war noch kein Angriff auf die Soldaten geschehen. Eine befreundete Familie im dritten Stock nahm beide Flüchtlinge auf.

Man bemerkte bald darauf, daß in Folge irgend einer strategischen Bewegung die Soldaten aus der Brüderstraße, deren Barricaden sie genommen hatten, sich zurückzogen. Viel Volk drängte ihnen nach. Von keiner Seite wurde geschossen. Man sah von Seiten der Offiziere mit weißen Tüchern wehen. Die Barricadenkämpfer, die jetzt wieder sichtbar wurden, erwiderten dieses Friedenszeichen.

„Es scheint ein Waffenstillstand eingetreten zu sein,“ sprach Hochherz, „wenn es auch nur ein trügerischer ist; ich fürchte, die Soldaten bieten die Hand zum Frieden, nur weil sie ihre Munition verschossen haben; sobald diese wieder ersetzt ist, wird der Kampf um so wüthender wieder entbrennen.“

Jetzt wollte Emma in ihr Haus zurückkehren, löschen, wo es brannte, nach ihren kleinen Brüdern sehen, ihre Eltern aufsuchen.

„Thun Sie das noch nicht, in dem Menschengewühl könnten Sie mit fortgerissen werden und ihre Absicht verfehlen. Ich selbst werde gehen, diese Liebespflicht für Sie zu erfüllen. Ich bringe Ihnen Ihre Brüder hierher.“

Das Du, welches Beide in der Stunde gemeinschaftlicher Todesgefahr enger verbunden hatte, war jetzt wieder dem fremdern Sie gewichen. Hochherz wollte der Ueberraschung eines leidenschaftlichen Moments keinen Sieg über ihr Herz verdanken.

Und er ging, nachdem ihm Emma feierlich das Versprechen gegeben hatte, daß sie nicht eher dorthin zurückkehren werde, als bis er selbst sie dort wieder einführen werde.

. . . .

Hochherz hatte schon erfahren, was sich ereignet hatte. So lange als möglich wollte er Emma den Schmerz über den Verlust ihrer Eltern ersparen. Er ging also zunächst nach dem Hause des Conditor d'Heureuse und fand dort unter den Todten den guten alten Redlich liegen.

Die Kugel hatte ihn in die Brust getroffen und seinem stillen, vielfach verkümmerten Leben schnell ein

Ende gemacht. Der Frieden Gottes lag auf seinen milden, bleichen Zügen.

Schon wollten Patrioten die Leiche aufheben, und mit blosgelegter Wunde in die dichtesten Volkshaufen tragen, um aufs Neue zum Kampf aufzuregen. Aber Hochherz widersetzte sich diesem Beginnen und sagte: „Der Mann hat stets den Frieden geliebt; er soll nun auch im Tode nicht mitwirken, den Krieg aufzuregen.“

Und so ließ er denn den Todten verhüllt in sein Haus tragen, und zwar oben in eins seiner Zimmer, wo er ihm ein würdiges Ruhebett bereiten ließ.

Unten auf der Hausflur, unbemerkt in eine Ecke gekauert, lag die arme redselige Frau Redlich. Sie war schnell und ohne Kampf durch einen Bajonnetstoß durchs Herz getödtet worden, und Soldaten hatten sie aus dem Wege geräumt und in jene Ecke geschleppt.

Mit bewegtem Gefühle ließ Hochherz auch diese Leiche auf sein Zimmer tragen, und neben ihren Gatten betten.

„Nun sind die armen Kinder verwaist,“ sprach er zu sich selbst. „Sie sollen die Meinigen sein.“ Damit stieg er wehmuthsvoll hinauf in die Redlich'sche Wohnung. Da fand er die Kleinen, bekleidet in ihren Betten liegen und in süßen Schlummer versunken.

Ein rührender Anblick des freundlichen Stilllebens, eine Unschuldswelt nach so schrecklichen, bewegten Scenen.

Die Kinder verlangten weinend, nach Vater und Mutter gebracht zu werden. Sie kannten ihren Verlust noch nicht, die Armen, und Hochherz wollte es ihnen auch nicht sagen. Er versprach, sie nach ihrer Schwester zu führen, und die Kinder wurden ruhig.

Hochherz ließ sie aufstehen, trug den kleinsten Knaben selbst und nahm die andern an die Hand; so führte er sie in das dritte Nachbarhaus von dort.

Seinen Leuten hatte er streng verboten, die Kinder Redlich's von ihrem Verlust in Kenntniß zu setzen.

Er hatte den Schlüssel aus ihrer Wohnung gezogen und mitgenommen.

Das Feuer oben auf der Bodenkammer war theils durch die eindringenden Soldaten, theils durch die nach ihrem Abzuge wieder aus ihren Verstecken hervorkommenden Bewohner des Hauses wieder gelöscht worden, ehe es völlig zum Ausbruch kam.

Indem er die Schlüssel an Emma überreichte und ihr die Kinder zuführte, übergoß ein Strahl von Freude das durch vielfache Schrecken gebleichte Antlitz des schönen, jungen Mädchens. Sie umarmte ihre kleinen Brüder und fragte sogleich nach ihren Eltern und nach Edmund.

Die Kinder konnten darüber nicht Auskunft geben. Da nahm Hochherz das Wort und sprach mit einer ganz eigenen Weichheit des Tons: „Beruhigen Sie sich, liebe

Emma, Ihr Vater und Ihre Mutter sind wohl aufgehoben.“

Zum Glück verstand Emma nicht die wahre Bedeutung dieser doppelsinnigen Antwort.

„Wo sind sie?“ fragte sie lebhaft, „ich muß hin zu ihnen. Sie bedürfen vielleicht meiner Pflege.“

„Jetzt nicht,“ entgegnete der Freiherr, „dagegen diese Kinder bedürfen der Fürsorge einer lieben Schwester, die Mutterstelle bei ihnen vertritt. Ueberhaupt ist diese sturmbewegte Nacht nicht geeignet, um ein sicheres Asyl zu verlassen; darum bleiben Sie hier, liebe Emma, diese treffliche Familie, die Sie aufgenommen hat, wird Sie sicher nicht verstoßen.“

„O nein, gewiß nicht!“ entgegneten die beiden erwachsenen Töchter des Hauses, und küßten Emma, der sie überhaupt viel Liebes erwiesen, als hätten sie vorahnend schon gefühlt, daß es eine Waise war, die sie schwesterlich an ihr Herz drückten.

Nachdem es auf diese Weise dem Freiherrn gelungen war, die Wellen eines herben Kummers für den Augenblick noch abzuleiten, versprach er ihr, daß sie heute nach Tages Anbruch, denn Mitternacht war längst vorüber, ihre Eltern sehen sollte; jetzt aber müsse er fort, um Edmund aufzusuchen, wo möglich auch für die Herstellung des Friedens mitzuwirken.

Emma entließ ihren Freund mit einem unwillkürlichen Druck der Hand und einem Blick der innigsten Liebe, von dessen glühendem, stummem Spiel sie selbst noch keine Ahnung hatte.

Vierzehntes Buch.

Bertha und Edmund auf ihrem Heimwege. Ajax unter den Tumultuanten. In des Geheimraths Wohnung. Versteck für zwei alte Herren. Der ehrenhafte Gardeoffizier. Katharine. Die Liebenden. Erlösung der alten Herren. Versöhnung, aber keine Genehmigung des Bundes ihrer Herzen.

„Wie manche Feige, die Gefahren stehn,
Wie Spreu dem Winde, tragen doch am Kinn
Den Bart des Herkules und finstern Mars,
Fließt gleich in ihren Herzen Blut wie Milch.“

Shakespeare.

1.

Bertha und Edmund waren, wie wir wissen, auf dem Schulhofe des Cölner Rathhauses glücklich aus der Höhe zur Erde gekommen.

Wohin nun weiter?

Die ganze Stadt war im Aufruhr, wie es hieß.

Bertha äußerte Besorgniß wegen ihres Vaters und

Edmund war sogleich bereit, sie dorthin zu führen, wenn es möglich sein würde durchzukommen. Ein Vorschlag Edmund's, daß Bertha bei seinen Eltern, die doch in der Nähe wohnten, ein Asyl annehmen möge, während er hoffen dürfe, allein weit leichter und mit geringerer Gefahr sich nach der Jägerstraße durchzuschleichen, ergab sich als unausführbar; denn mehrere Bürger versicherten, daß die ganze Brüderstraße von oben bis unten durch das Militair besetzt und gesperrt sei.

Und so blieb denn nichts weiter übrig, als zu versuchen auf großen Umwegen die Wohnung des Geheimraths auf der Jägerstraße zu erreichen.

Durch die Scharrnstraße kamen sie zuerst in einen jener Stadttheile, in welchen noch keine Soldaten eingedrungen waren.

Ueberall waren Barricaden errichtet, hinter welchen einzelne Kämpfer standen. Diese improvisirten Bollwerke waren oft auf das Zierlichste mit Fahnen geschmückt. Man sah darunter die rothe Fahne der Republik; doch hingen noch alte biedere Preußenherzen zu fest an dem edlen Stamm der Hohenzollern, um eine andere Verfassung wünschen zu können, als eine aufrichtige constitutionelle Monarchie.

Die Menge dachte übrigens noch an gar keine Verfassung, sie wollte vorerst nur Freiheit haben, ein

Wort, das Jeder sich nach seinen beschränkten Begriffen verschieden auslegte. Die schwarz=roth=goldene Fahne galt ihr als das Symbol der Freiheit.

Dem Bummler galt Freiheit als die Erlaubniß, auf den Straßen zu rauchen; den bestraften Dieben war die Abschaffung aller Polizei und Gensdarmen das höchste Ziel der Freiheit; Taschendiebe wollten die Freiheit haben, seidene Schnupftücher aus fremden Taschen ungestraft einsammeln zu können, so viel ihnen beliebte, und Arbeiter forderten die Freiheit, für erhöhten Lohn weniger als früher arbeiten zu dürfen; Andere wollten gar Theilung aller Erdengüter und hielten Plünderung der Reichen für gerechte Nothwehr gegen eigene Noth. Wenn auch durch den gesunden Sinn der Besitzenden von solchen Thaten zurückgehalten, so war doch eine solche Gedankenverirrung ganz das Feld, worauf Demagogen den Einfluß communistischer Ideen üben konnten, um die große Masse der Erwerblosen, deren es in Berlin so viele Tausende giebt, für ihre revolutionairen Zwecke zu verführen und zu verwenden.

Wir haben schon gesehen, wie eifrig und thätig nach dieser Richtung hin Graf Banco und Dr. Ajax waren.

Dieser Letztere begegnete jetzt Edmund und seiner geliebten Bertha. Er grüßte ihn mit der brüderlichen Herzlichkeit, die, wo er sich angenehm machen wollte,

in seinem Ton und Wesen lag, und als er vernahm, daß sie nach der Jacobsstraße in das Haus, worin das Local der Lesehalle sich befinde, gehen wollten, sagte er: „Nun, da ist erst recht der Teufel los! Um aber dorthin zu kommen, werden Sie weite Umwege durch die tobenden Pöbelquartiere machen müssen; allein können Sie dort gar nicht durchkommen. Alle Wohlgekleidete betrachtet der Proletarier als seine Feinde; ich denke, die Geschichte wird noch mit einem allgemeinen Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden enden.“

„Uebrigens,“ fügte er lachend hinzu, „ist es meine Mission, überall da zu sein, wo es Scandal giebt; wenn Sie mir erlauben, führe ich Sie mitten durch die tobende Menge. Mein Ansehen wird schon genügen, Sie zu schützen.“

Gern wurde dieser Vorschlag angenommen, und wunderbar war der beruhigende Eindruck des Demagogen, womit er durch ein Paar hingeworfene Worte veranlaßte, daß ihm und seinem Schützlinge eine Gasse geöffnet wurde.

Oft wurden sie durch vordringende Soldatenhaufen genöthigt, mit einer Menge Fliehender den Bajonnetten der Soldaten auszuweichen; dann in ein Haus oder einen Victualienkeller sich zurückzuziehen, um einem Stein- hagel von den Dächern und aus den Fenstern auf das ver-

dringende und sich wieder zurückziehende Militair zu entgehen.

Bei dieser Gelegenheit erzählte ihnen Ajax in kurzen abgerissenen Sätzen noch einzelne Scenen des Kampfes.

So ergreifend und interessant auch diese von einem Augenzeugen mitgetheilten Scenen in ihren Details waren, so würden wir doch alle Grenzen dieses Romanes überschreiten müssen, wollten wir seinen Erzählungen Schritt vor Schritt folgen.

Er hatte den muthigen Knaben, Ernst Zinna, fallen gesehen, wie dieser, nachdem die Barricadenvertheidiger ihre Munition von kleinen Thonkugeln (sogen. Murmeln) verschossen, sich zurückgezogen, mit einem alten rostigen Säbel ganz allein über die Barricade gesprungen war und auf den Offizier vor einem ganzen Bataillon eingehauen hatte.

Er war vor dem Oranienburger Thore gewesen, als dort in den großen Maschinenbauwerkstätten von Eggels, Borsig u. A. auf den Ruf von zu Pferde heransprengenden Studenten sich fast die ganze Masse von 3 bis 4000 Arbeitern in verschiedenen Trupps in Bewegung gesetzt hatte. Er hatte gesehen, wie sie in Ermangelung anderer Waffen Hämmer, Feilen und Eisenstangen ergriffen hatten und nach den Barricaden geeilt waren, um sie zu vertheidigen; wie sie auf der Oranienburger Straße und vor dem Thore aus Eisen=

geräth, Gitterwerk und Maschinenstücken unzerstörbare Barricaden neu gebauet, um zu verhindern, daß aus der Artilleriekaserne noch vier Kanonen, welche durch einen Adjutanten verlangt waren, nach dem Schlosse abgeführt wurden, was indeß doch durch die Friedrichstraße geschah.

Er hatte sich in dem dicht gedrängten Haufen befunden, der das Thor gleichsam verstopfte, als die Artilleristen aus der Kaserne eine Haubitze in das enge Gäßchen zwischen der Kaserne und der Stadtmauer hineingefahren hatten, und ohne sich Zeit zu lassen, durch ein Signal zum Auseinandergehen aufzufordern, auf die dicht gedrängte Menge aus einer Entfernung von 25 Schritt den mörderischen Schuß einer Kartätsche von 40 bis 60 zweilöthigen eisernen Kugeln thaten, der fünf Menschen todt hinstreckte und eine Menge Leute schwer verwundete.

Er hatte den Schrei des Unwillens gehört, der jetzt das Volk durchdrang. Er hatte gesehen, wie heranrückendes Militair zurückgeschlagen wurde.

Dann war er Augenzeuge gewesen, wie sich die Volkswuth, die sich verhindert sah, an der Kaserne Rache zu nehmen, gegen die in der Chausseestraße Nr. 48 bis 61 befindlichen Artillerie-Wagenhäuser wendete, in welchen unermeßliche Vorräthe an Laffeten, Rädern, Pulverkasten und Lederzeug nebst verarbeitetem und rohem Material sich befanden, und Kanonen, bis zum Anspannen fertig,

auf offenen Plätzen standen. Alle diese reichen und in unsern bedrohten Zeiten dem Staate so unentbehrlichen Vorräthe, deren Werth auf zwei Millionen geschätzt wird, wurden ein Raub der Flammen.

Auch die königliche Eisengießerei nebst anliegenden Wohngebäuden war von wüthenden Pöbelhaufen in Brand gesteckt. Kaum hatten die Bewohner die nothwendigste Habe gerettet, so ging ein Fabrikgebäude nach dem andern in Flammen auf. Die Fabrikarbeiter führten zwei Spritzen vor, aber die Brandstifter warfen sie ins Feuer. Ajax berühmte sich mit höhnischem Lachen, daß er zu dieser Brandstiftung selbst aufgefordert habe, um die Truppen aus den bewohnten Gegenden, wo sie gegen das Volk kämpften, hinweg und hierher zu locken.

Jetzt noch tief in der Nacht röthete der Schein dieser Flammen den nächtlichen Himmel. Noch mehrere kleinere Feuersbrünste waren angelegt und loderten hier und dort empor. Berlin, von ferne gesehen, würde in dieser Nacht ein noch viel schrecklicheres Ansehen gehabt haben, wenn nicht über das Getümmel, unbeirrt durch das Heulen der Sturmglocken von den hohen Thürmen, durch den Donner der Kanonen in den Straßen, durch das Knattern der Gewehrsalven, das Wogen einer aufgewühlten Bevölkerung von 400,000 Menschen und das Wuth= und Nothgeschrei von tausenden entbrannten Kämpfern, der stille hehre Mond in voller bleicher

Scheibe am klaren Sternenhimmel über Berlin und die weite öde Umgegend geschwebt hätte, als sei es eine Mahnung an den Schrei der Verzweiflung gewesen: Noch lebt der alte Gott!

. . . .

Gleich nach drei Uhr Nachmittags war schon der Kampf an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße begonnen. Eine Barricade, welche das Eckhaus, worin sich die Zeitungshalle befindet, mit dem gegenüberliegenden Eckhause verband, wurde in der Eile mit überraschender Geschwindigkeit aufgeführt, indem man zwei Droschken und eine Kutsche anhielt und niederwarf, das Schilderhaus vom Packgebäude, die Brücken von den Rinnsteinen darüber thürmte, Fässer und Steine in die Lücken stopfte und das Straßenpflaster aufriß. Eine zweite Barricade entstand ebenso schnell an der Werderstraße, dem Gouvernementshause gegenüber. Die Posten in der Nachbarschaft wurden im Augenblick entwaffnet. Ein Soldat wurde getödtet während des Ringens um sein Gewehr. Auch hier wurden auf die Dächer der Häuser Steine getragen. Kaum waren die Barricaden nothdürftig fertig, so sprengte eine Abtheilung Dragoner heran, die aber durch einen hageldichten Steinregen von den Dächern herab wieder vertrieben wurden.

Gleich darauf erschien ein Bataillon Infanterie und richtete ein heftiges Feuer zuerst gegen das Eckhaus der

Werderstraße, wo sich eine Restauration befindet; dann gegen die folgenden Häuser.

Der Kampf wurde mit wechselndem Glück fortgeführt bis nach Mitternacht. Da, in einem Augenblick, wo die Waffen ruhten, war es endlich der geschickten Führung des Rothbarts gelungen, Edmund und Bertha bis an die Barricade der Ecke der Jäger- und Oberwallstraße zu bringen, die jetzt schon, nachdem die Soldaten dieselbe zehnmal erstürmt und überstiegen hatten, geöffnet und der Passage zugänglich gemacht waren.

Ajax zog sich hier zurück. Er wollte noch auf die Universität, dann vor das Stadtgericht und darauf nach Monbijou. Ueberall gab es Kampf und wo dieser anfing zu erlahmen, hatte ein demokratischer Wühler seiner Art genug zu thun, um den schläfrig werdenden Pöbel aufs Neue anzuregen.

2.

Während des Kampfes auf der Straße war oben im dritten Stock des Hauses, worin sich die Zeitungshalle befand, große Angst und Noth bei den Bewohnern desselben gewesen.

Dieser war bekanntlich der Geheimrath a. D. Leblos. Bei ihm befand sich auch der uns schon bekannte Major a. D. Pruski. Beide waren, wie wir aus einer frühern Scene erkannt haben, eben keine Helden, jetzt

um so weniger, da sie sich Beide mit einem Dienstmädchen allein in der Wohnung des Ersteren befanden. Der Major hatte sich zu seinem alten Special, dem Geheimrath retirirt, da er sich in seinem eigenen Hause, wo der Pöbel schon einmal nach Waffen gesucht hatte, nicht sicher fühlte. Den Bedienten hatte der Geheimrath fortgeschickt, um vom Commandanten um jeden Preis eine Schutzwache an Militair zu erbitten, da der Boden von Rebellen besetzt sei, welche mit Steinen vom Dache herabwürfen und es daher leicht kommen könne, daß man sie, die unschuldigen und loyalen Bewohner dieser Etage für die Schuldigen büßen lasse.

Der Major schrieb in seinem Eifer einen offenen Brief an jeden Befehlshaber der bewaffneten Macht, welcher dasselbe Ersuchen enthielt und hinzufügte, das Commando könne zugleich verwendet werden, den Boden von den Steinschützen zu reinigen, die von dort herab Ziegelsteine auf die Soldaten würfen. Diese offene Requisition unterschrieb er mit seinem Namen, Charakter und Wohnung.

Daß der Bediente nicht wiederkam, auch kein Militaircommando als Sauvegarde sich einstellte, beunruhigte die beiden würdigen Männer sehr. Sie wußten nicht, daß der Neffe des Geheimraths, der Student Leblos, mit dem linken Arm im Bande, nachdem ihn das leichte Wundfieber verlassen hatte, ebenfalls auf den Boden ge=

stiegen war und mit der rechten Hand ebenso eifrig, als die Uebrigen sein Wurfgeschoß von Pflastersteinen auf die dichtesten Haufen der Soldaten niederschleuderte.

Als der Tumult und das Schießen immer ärger wurde, sah man die beiden alten Herren, die in der Verzweiflung eine Partie Picket angefangen hatten, immer blässer werden. Das Spiel stockte indeß jeden Augenblick. Ihre Aufmerksamkeit war auf das Geräusch auf der Straße gerichtet. Von Zeit zu Zeit mußte die einzige Magd, die zu ihrer Bedienung noch in der Wohnung des Geheimraths sich befand, ihnen Nachricht bringen über den Stand der Angelegenheiten unten auf der Straße und im Hause selbst.

Katharine war ein entschlossenes Mädchen, lebhaft und regsam, dabei auf ihre Weise etwas sentimental.

Die letzte Nachricht war die, daß unten in der Conditorei der Lesehalle eine Kugel durchs Fenster geflogen sei und den hinter dem Ladentisch stehenden Conditor Riprecht, einen guten braven Mann, getödtet habe.

„Herr Bruder Geheimrath," sprach der Major, indem er seine Karten niederlegte, mit bedenklicher Miene, „ein guter Feldherr denkt in Zeiten an die Retirade. Fabius Cunctator war ebenso berühmt wegen seiner Rückzüge, wie wegen seiner Siege."

„Du hast Recht, Herr Bruder Major. Hier in den nach vorn hinaus liegenden Zimmern könnte eine

Kugel die Brust des treuesten Unterthanen Sr. Maj. des Königs treffen. Begeben wir uns in eines der nach dem Hofe hinaus liegenden Schlafzimmer. Katharine, leuchte sie voran."

Das geschah und das Mädchen lamentirte über das viele Schießen, dessen Ton so schrecklich sei, weil so leicht jede Kugel ein menschliches Herz treffen könne.

„Die Jungfer hat Recht," sprach der Major; „ziehen wir Nachtmützen über die Ohren, um das entsetzliche Knallen nicht mehr zu hören."

Katharine holte aus der Wäschspinde ein paar sauber gewaschene spitze baumwollene Nachtmützen, sogenannte Spillen, und setzte sie den beiden alten Herren auf die greisen Köpfe. Diese zogen sie über die Ohren und sahen einander komisch genug an, indem sie noch immer zusammenfuhren, so oft sie eine Gewehrsalve oder gar einen Kanonenschuß vernahmen.

„Aber wenn nun die Herren Soldaten selbst heraufkommen sollten und sähen die Herren in diesem Negligé!"

„Die Soldaten? Wäre es möglich?"

„Nun entweder die Soldaten oder der Pöbel. Jene sind schon in die Nachbarhäuser eingedrungen, und sengen und brennen und morden nach Herzenslust."

„Herr Gott, das wäre schrecklich!"

„Da könnten wohl gar Unschuldige ....."

„Mit gefangen, mit gehangen. Schuldig oder nicht schuldig, das gilt im Kriege gleichviel.“

„Liebe Katharine,“ sprach der Major, indem er das blühende Mädchen mit den eiskalten Knochenfingern in die rothen vollen Wangen kniff. „Gäbe es hier im Hause kein Versteck, und wenn es noch so klein wäre.“

„Ja, verstecken, verstecken spielen, gute Katharine!“ sagte der Geheimrath in einem Tone, der scherzhaft sein sollte, im Grunde aber sich höchst kläglich ausnahm, und versilberte seine Bitte mit einem harten Thaler, den er ihr in die Hand drückte, jedenfalls eine Galanterie, die ihr angenehmer war, als die des alten Majors; und Katharine führte die Herren in das Garderobencabinet des Fräuleins neben dem Schlafzimmer, öffnete eine Kleiderspinde und ließ die beiden Helden hineintreten.

Das geschah nach einigen Complimenten um den Vortritt, und der Geheimrath, indem er seinen benacht-mützten Kopf noch einmal zwischen den Kleidern und Röcken seiner Tochter heraussteckte, empfahl der Katharine 1) auf Feuer und Licht zu achten, damit kein Unglück geschehe und sie nicht dort im Schrank Gefahr liefen zu verbrennen, 2) sie zu erlösen, sobald die Gefahr vorüber sein würde und 3) für morgen früh einen kräftigen Kaffee mit frischen Milchbrödchen bereit zu halten, damit sie sich nach den Strapazen dieser Nacht erholen könnten.

Auch der Major steckte sein steifes weinrothes Antlitz zwischen den Damenkleidern noch einmal hervor und sagte: „Ihnen aber, liebe Jungfer, empfehle ich Verschwiegenheit. Lassen Sie sich lieber todt stechen, als sich durch Furcht verleiten uns zu verrathen. Das ist Pflicht eines getreuen Dienstboten. Wenn Sie treu sind, sollen Sie das nächste Mal bei dem Verein zur Belohnung getreuer Dienstboten zu einer Prämie von zehn Thalern empfohlen werden.“

„Machen Sie sich keine Sorge, Herr Major, Sie geben mir ja selbst ein so schönes Beispiel von Muth!“

Damit verschloß das Mädchen den Schrank und steckte den Schlüssel zu sich.

Die Neugier veranlaßte sie einigemal aus dem Fenster zu sehen. Die Waffen ruhten; und die Soldaten hatten sich etwas zurückgezogen. Da glaubte Katharine zu bemerken, daß eine Dame an der Hand eines jungen Mannes die bereits halb zerstörte Barricade überstieg und versuchte in das Haus zu dringen. Bei der Lichtflamme einer an der Ecke brennenden Gaslaterne erkannte sie ihr junges Fräulein und deren Geliebten; denn sie wußte um das Verhältniß und eilte nun hinunter, die Hausthür zu öffnen.

Kaum hatte Katharine mit freudiger Bewegung ihre junge Herrschaft und deren Begleiter eingelassen, so fühlte sie sich gehindert, die Hausthür wieder hinter sich zu ver=

schließen. Ein Gewehrlauf mit Bajonnet war eingeklemmt. Augenscheinlich hatte sich ein Soldat von dem weiter zurückstehenden Detaschement an der Seite der Häuser herangeschlichen, und auf diese Weise das Verschließen der Thür zu hindern gesucht.

Vergebens bemühte sich Edmund, dieses Hinderniß zu beseitigen. Es währte kaum noch eine Minute, so wurde mit überlegener Gewalt die Thür aufgedrängt, und ein Detaschement Soldaten, geführt von einem Offizier, trat herein auf den Hausflur.

Bertha, Edmund und das Mädchen hatten noch nicht Zeit gehabt zu entfliehen. Katharine schrie auf vor Schreck, und ihre Herrin schmiegte sich an Edmund mit den Worten: „Wir sterben zusammen!“

„Man hat hier aus dem Hause mit Steinen auf meine Soldaten geworfen,“ sprach der Offizier, „der Frevel muß bestraft, das Haus von Rebellen gereinigt werden.“

„Mein Herr Lieutenant,“ redete ihn Edmund an indem er vortrat, nachdem er seine halbohnmächtige Geliebte der Fürsorge ihres Mädchens übergeben hatte, „begnügen Sie sich mit einem Opfer, tödten Sie mich; aber geben Sie mir zuvor Ihr Ehrenwort, daß diesem jungen Mädchen, dessen Vater, ein königlicher Beamter, im dritten Stock wohnt, kein Leid geschehe.“

Zum Glück war dieser Gardeoffizier ein braver

junger Mann, ein Edelmann wie sie jetzt Alle sein sollten, um ihrem Stande wieder die Auszeichnung und Hochachtung zu gewinnen, die man den Prätensionen, die nur auf 16 Ahnen beruhen, längst schon nicht mehr gewährt.

Dieser junge Mann, ein schlanker liebenswürdiger Blondin, entgegnete: „Seien Sie außer Sorgen: wir üben nur die traurige Pflicht einer gebieterischen Nothwendigkeit, wir tödten keine Unschuldigen. Ich habe selbst gesehen, daß Sie die Dame über die Barricade führten und soeben erst mit ihr das Haus betraten. Sie können also nicht verantwortlich sein für das, was eben vom Dache herab geschah.“

Edmund dankte für diese Ehrenhaftigkeit der Gesinnung und sagte, daß er eigentlich nicht ins Haus gehöre, sondern nur seine Geliebte und Braut, die Tochter des Geheimraths Leblos, nach Hause begleitet habe.

„Sie wohnen, Fräulein ...?“

„Im dritten Stock.“

„Gut! Folgen Sie mir bis dahin und zeigen Sie mir dann den Weg auf den Boden.“

„Mein Herr Lieutenant, wir sind keine Verräther!“ entgegnete Edmund.

„Dann möge diese Dienerin uns den Weg zeigen.“

„Ich conditionire hier im Hause bei dem Fräulein, und bin ebenfalls kein Judas Ischariot.“

„So werden wir den Weg uns selbst suchen müssen. Vier Mann besetzen den Hof und recognosciren, ob kein Ausgang vom Boden dorthin geht. In jeder Etage bleiben zwei Mann und verhindern, daß irgend Jemand seine Wohnung verlasse. Wir Andern aber steigen im Sturmschritt zum Hausboden hinauf. Was sich dort nicht ergeben will, wird niedergestoßen.“

Auf diese Weise kamen Edmund, Bertha und Katharine ungefährdet in die Wohnung des Geheimraths zurück. Zwei Mann waren vor den Haupteingang der Zeitungshalle postirt, zwei Mann wurden auch auf ihren Vorflur gestellt.

Das Commando auf dem Boden war nicht glücklich in den Erfolgen seiner Bemühungen, denn zeitig waren die Steinschützen, meistens junge Leute, über die Dächer entwichen.

Bertha eilte durch alle Zimmer, ohne freilich ihr Schlafzimmer zu berühren, und suchte ihren Vater, auch ihren Neffen; dann rief sie nach dem Bedienten und da sie keinen fand, kehrte sie in das Wohnzimmer zurück. Hier war Edmund zurückgeblieben, nicht in geringer Verlegenheit über den unangenehmen Empfang, den er vom alten Leblos zu erwarten haben werde.

Auch Katharine war dort geblieben und eben mit Aufräumen beschäftigt, als sie auf der Straße wieder schießen hörte.

„Es geht wieder los!“ rief sie, „mein Himmel, wenn sie nur nicht nach meinem Willem schießen, der oben auf dem Dache steht und einer der besten Steinschützen ist. Er hat schon zwei Soldaten todt geworfen, wie er mir versicherte!“

Dieser Willem aber war der flinkste Kellner aus der Restauration der Zeitungshalle, der jemals das grüne Schürzchen, das kurze Jäckchen mit eingeschnürter Taille und das glatt geschniegelte Haar getragen hat.

Mit jenen Worten eilte Katharine ans Fenster, öffnete es und sah hinaus, um wo möglich zu sehen, ob die Schüsse wirklich gegen das Dach hinauf gerichtet waren.

In diesem Augenblick trat Bertha ein.

„Katharine, bist Du toll?“ rief sie, „zurück vom Fenster!“

Das Wort war kaum gesprochen, so sank das Mädchen mit einem Aufschrei zurück und lispelte sterbend noch die Worte: „Ach, Fräulein, ich sterbe, der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht!“

Bertha und Edmund sprangen sogleich zu und fingen die Sinkende in ihren Armen auf und legten sie auf das Sopha. Aber sie war todt.

Ein schrecklicher Moment für die beiden so gefühlvollen jungen Gemüther.

Sie sanken einander in die Arme und weinten.

„Und wenn ich nun meinen Vater auch verloren habe?" sprach Bertha, „ich finde ihn nirgends in der ganzen Wohnung."

„Dann gehörst Du mir doppelt an, mit allen Banden des Lebens, Du gehörst dann zu meiner Familie, und mir wird der Himmel ja schon helfen, daß ich Euch Alle ernähren kann."

„Denk nicht daran, lieber Edmund, das ist ein schöner, aber auch schrecklicher Gedanke! Hilf mir den Vater suchen, vielleicht hat er sich irgendwo versteckt."

Eben wollten sie das Zimmer verlassen, in welchem sie den entsetzlichen Anblick der Leiche eines blühenden Mädchens nicht länger ertragen konnten; da erschreckte sie doppelt das ungestüme Klopfen an der äußern Thür, mit gleichzeitigem heftigen Klingeln.

Es war der Lieutenant mit vier Mann Soldaten, der, indem er Edmund und Bertha, die öffneten, erkannte, mit Artigkeit erklärte, daß er bedauere stören zu müssen; aber die eigentlichen Frevler wären über die Dächer entflohen, was das Erneuern des Schießens zur Folge gehabt habe. Einer davon sei, wie ihm eben gemeldet worden, vom Dache herabgeschossen. — Das war, wie sich später ergab, Willem, Katharinens Liebster, dessen Wagniß sie ans Fenster gelockt und ihr die tödtliche Kugel zugeführt hatte. Nun müsse er aber, erklärte

der Lieutenant, das Haus von oben nach unten durchsuchen, ob vielleicht noch irgendwo Waffen oder Frevler versteckt wären.

Mit diesen Worten trat er in das Familienzimmer. Dort erblickte er die Leiche des jungen Mädchens. Aus dem herabgeflossenen Blut, das zugleich seine Spuren von dem noch offen stehenden Fenster bis zum Sopha zeigte, erkannte er bald, was hier vorgefallen war. Auf den jungen Mann blieb dieses Ereigniß nicht ohne Erschütterung. Den Tod von zehn Feinden, die mit den Waffen in der Hand fielen, hätte er ohne Regung gesehen; aber hier trat ihm das schreckliche des Bürgerkriegs im schneidenden Contraste vor Augen. Es stimmte ihn noch milder, und wie es schien, mehr um der Form zu genügen als aus Verdacht, durchsuchte er ziemlich oberflächlich die verschiedenen Gemächer. Die Soldaten stießen freilich mit den Bajonnetten unter die Betten und Sophas, und das Detaschement kam auch in Bertha's Garderobe. Der große Schrank fiel ihnen auf. Sie forderten den Schlüssel, sonst würden sie die Thüren mit Gewehrkolben einschlagen.

Bertha suchte den Schlüssel, den sie sonst nicht abzuziehen pflegte, konnte ihn aber nicht finden und Edmund sagte zum Lieutenant: „Es ist der Kleiderschrank meiner Braut.“

„Dann wollen wir es respectiren,“ entgegnete der Offizier, und zog sich mit seinen Leuten aus diesem Cabinet, so wie aus Bertha's Schlafzimmer zurück.

Nach einiger Zeit verließ das Commando das Haus. Der Tag brach völlig an und auf den Straßen wurde es stiller. Die Soldaten zogen sich zurück. Eine allgemeine Waffenruhe schien eingetreten zu sein. „Mein Vater,“ sagte Bertha, „ist sicher zu dem alten Major von Pruski geflüchtet. Wir wollen hier seine Rückkehr erwarten.“

Bertha und Edmund setzten sich in ein anderes Zimmer auf das Sopha. Sie waren endlich Arm in Arm und Brust an Brust, ermattet von den Schrecknissen einer entsetzlichen Nacht eingeschlummert und wiegten sich in den süßesten Träumen, aus welchen nur hier und dort einmal ein Schreckbild erregter Phantasie Einen oder den Andern aufscheuchte.

. . . .

Als sie spät am Morgen erwachten, hörten sie ein seltsames Klopfen und halb ersticktes Hülferufen. Bertha fuhr zusammen. In der Nähe die Leiche ihrer treuen Dienstmagd; sollte sie vielleicht aus dem Todesschlaf erwacht sein? Edmund ging hinein; aber das nun völlig blaß gewordene Mädchen schlief den Schlaf der Todten.

Das Klopfen dauerte fort. Bertha erfaßte ein namenloses Grauen. Sie fühlte die Nothwendigkeit nachzusehen, aber allein ihre Gemächer zu durchwandeln

fehlte ihr der Muth. Edmund erbot sich zu ihrer Begleitung. So gingen sie beide Arm in Arm der Gegend nach, woher der räthselhafte Schall kam, zunächst in Bertha's Zimmer, dann in das Schlafgemach und da hörten sie deutlich, daß das Klopfen aus dem Garderobencabinet kam. Edmund öffnete die Thür und fragte mit lauter Stimme: „Wer klopft hier?"

„Ach du lieber Gott, Herr Redlich," antwortete die gedämpfte Stimme des Geheimraths in den kläglichsten Tönen, „der Himmel sendet Sie zu unserer Erlösung. Schon seit drei Stunden sehnen wir uns in der unbequemsten Stellung, unter steter Todesangst nach dem Kaffee; aber die dumme Gans ......"

Eine tiefere heisere Baßstimme setzte mit militairischen Flüchen aus der alten Zopfzeit hinzu: „Himmeltausendschockschwerenoth, neunundneunzig Kreuzdonnerwetter sollen der kleinen Wetterhexe in den Magen fahren."

„Mein Gott, der Vater und der Major, im Kleiderschrank!" rief Bertha. „Aber wo finden wir den Schlüssel zum Schranke?"

„Die leichtfertige Dirne," rief die Bierbaßstimme des Majors, „wird ihn in der Tasche und vergessen haben."

„Ja vergessen gewiß!" antwortete Edmund mit Ernst, und fügte hinzu, „ich eile ihn zu holen."

Nicht ohne eine tiefe schauerliche Empfindung nahm

er den Schlüssel aus der Tasche der Todten, und öffnete den Kleiderschrank.

Beide so muthvolle Herren steckten erst ihre benachtmützten Köpfe zwischen den Damenkleidern und Röcken heraus und fragten, ob die Schwerenoths-Soldaten, wie sich der Major im Aerger ausdrückte, auch ganz gewiß aus dem Hause wären.

„Auch die Pöbelrotten, die uns das Unheil zugezogen?“

„Alles fort!“

„Und auf der Straße?“ fragte der Major.

„Alles ruhig.“

„Nun, dann mit Gott für König und Vaterland!“ rief der alte Zopfmajor pathetisch, indem er herauskroch.

Der Geheimrath folgte ihm.

„Wo ist die Katharine, sie soll den Kaffee bringen.“

„Herr Bruder Geheimrath,“ sprach der Major, indem er seinen Rohrstock schwang, den er außerhalb des Schrankes hatte stehen lassen, „ich werde mir von der Jungfer eine Privataudienz ausbitten, wobei sie die Engel im Himmel pfeifen hören soll.“

„Sagen Sie ihr das selbst, wenn Sie den Muth dazu haben.“

„O, Muth, Muth! bah! ich habe höllische Courage, ein alter Major a. D., der Anno 1806 als Adjutant bei der Uebergabe einer der Hauptfestungen Preußens

das Wort geführt hat, und keinen Muth? Na, wenn alle die Himmeltausendsacramenter von Rekruten, die ich in meiner Jugend schon als Junker gefuchtelt habe, reden könnten ...... alle Kreuzdonnerwetter!''

Mit diesen Worten traten die beiden Männer in das Wohnzimmer und fielen fast um vor Schreck, als sie das todte Mädchen auf dem Sopha liegen sahen.

,,Bomben und Karthaunen!'' rief der Major, ,,also auch hier im Hause ist eine Schlacht gewesen?''

,,Wie Sie sehen,'' entgegnete Edmund trocken.

,,Und wer hat uns gerettet?'' fragte der Geheimrath.

,,Hier, unser Freund Edmund!'' rief das junge Mädchen mit Stolz.

,,Junge, das vergelte Dir Gott!'' entgegnete der Geheimrath in der ersten Ueberraschung mit einer Wärme, die er vielleicht noch nie in seinem kalten Leben empfunden hatte, denn er umarmte den jungen Mann.

,,O, nun ist Alles gut, der Vater hat sich mit ihm ausgesöhnt.''

,,Sie genehmigen also......?''

,,Bruder Geheimrath, schmeiß sie zusammen,'' sprach der Major, ,,es wird Dir Gotteslohn bringen.''

,,Aber er ist ja noch nichts.''

,,Durch Deine Schuld, Herr Bruder, denn Du hast gegen ihn intriguirt und am Ende bist Du selbst auch nichts mehr, als ein gewesener Geheimrath.''

Das war die empfindliche Seite, woran der Geheimrath gepackt wurde von seinem alten Freunde.

„Und wem habe ich es zu danken?" fragte er aufbrausend, „ganz allein ihm, seiner verdammten Wahrheitsliebe, seiner Taktlosigkeit als Beamter."

„Verzeihen Sie, Vater meiner Bertha."

„Deiner Bertha? Des Teufels Großmutter mag Deine Bertha sein. Ich habe noch nicht eingewilligt. Vergeben kann ich; aber vergessen nie! Der Mensch erhält meine Tochter nicht! Adieu!"

Damit zog sich der Geheimrath in ein anderes Zimmer zurück; Bertha und Edmund sahen einander betroffen an. Der alte Major suchte sie zu beruhigen mit den Gemeinplätzen: „Na, laßt man nicht gleich die Flügel hängen. Kommt Zeit kommt Rath. Wir haben auch nicht alle Tage Abend. Der Kohl wird so heiß nicht gegessen, wie er aufgegeben wird."

„Ich werde gehen," sprach Edmund, „und zu meiner Familie zurückkehren."

„Und ich begleite Dich," entgegnete Bertha, „ich gehöre jetzt Dir, nicht mehr meinem hartherzigen Vater."

„Ihr werdet doch nicht mich mit der Todten allein lassen?"

„Sorgen Sie für deren Beerdigung, es wird keine Lebensgefahr für Sie dabei sein."

Mit dieser spöttelnden Bemerkung ging Edmund

fort und Bertha hing an seinem Arm und begleitete ihn; aber auf dem Vorflur bat er sie dringend, ihren Vater jetzt nicht zu verlassen und zurückzukehren, bis die Ruhe und Ordnung in der Stadt völlig wieder hergestellt und gesichert sein würde.

„Mein bist Du," sprach er, „und mein bleibst Du. Keine Macht der Erde wird uns wieder trennen; aber jetzt bist Du noch hier Deinem Vater nöthig, der sich durchaus nicht selbst helfen kann; ich hoffe seine Einwilligung noch zu erlangen, wenn es mir nur erst gelungen sein wird, Versorgung zu erhalten."

Funfzehntes Buch.

Gefangennehmung des Generals von Möllendorf. Einstellung der Feindseligkeiten. Bürgerbewaffnung. Excesse bei dem Major von Pruski. Ajax verwundet. Der Geheimrath Leblos wird weichherzig. Schlußscene im Todtengewölbe.

„Der Frühling der Freiheit ist da!
„Seid nicht zu änstlich für den andern Morgen, der Frühling der Freiheit ist erwacht, die Völker sind zu dem Verlangen gekommen selber zu denken, sich selbst zu bestimmen und nur sich selbst gegebenen Gesetzen zu gehorchen. Darin bestehet das Wesen der Freiheit. Es können im Frühlinge Schneestürme und Eis kommen; aber das Eis und der Schnee im Frühlinge ist ein Anderes, wie im Winter, beide verschwinden schnell. Der Frühling ist da, er wird und muß kommen, der Freiheitsmorgen, der Frühling der Freiheit, er wird und muß kommen!
Prof. Jacoby,
(in seiner Wahlrede im 11ten Berliner Wahlkreise.)

1.

Der Morgen des neunzehnten März graute und eine tiefe Stille war eingetreten. Der Donner der Geschütze schwieg, nur die Sturmglocken von den Thürmen klangen noch eine Weile fort.

Militair und Bürger schienen indeß nur vom Kampf zu ruhen. Das Volk machte furchtbare Anstrengungen zur Erneuerung des Kampfes. Von allen Seiten waren Waffen aller Art herbeigeschafft. In den Küchen und auf den Straßen sah man Kugeln gießen und wo diese nicht ausreichten, brachten Händler mit Kinderspielzeug ganze Waschkörbe voll Thonkugeln, sogenannte Murmeln auf den Platz. Man sah Juden umherlaufen und Schießpulver aus ihren Schnupftüchern vertheilen.

Von Seiten des Militairs waren ohne die Cavallerie und Artillerie allein acht Infanterieregimenter zusammengezogen. Aber überall schien es dem Militair an Munition zu fehlen. Selbst die nothwendigsten Lebensmittel fehlten vielen Abtheilungen der Soldaten und viele Einzelne sah man erschöpft von Hunger und Durst und sechsunddreißigstündiger Anstrengung auf das Straßenpflaster niedersinken, wo ihnen mitleidige Bürgerfrauen Brod und Kaffee aus den Häusern zutrugen.

Wäre der Kampf wieder ausgebrochen, so wäre es ein Vernichtungskampf geworden, so gräßlich und blutig wie nie zuvor ein Bürgerkrieg gewesen. Ein furchtbarer Sonntag wäre es geworden; dem Volke blieb dann nichts übrig als das Schloß zu stürmen, und was dann weiter? das weiß Gott!

Es war acht Uhr Morgens. Offiziere winkten mit weißen Tüchern; aber man traute ihnen nicht.

Der Alexanderplatz war noch nicht vom Militair eingenommen gewesen. Das Volk stand dort in Massen, zum Theil durch Barricaden gedeckt, zum Theil frei. Mehrere der Straßen, die von der Schloßseite her dorthin führten, waren mit Soldaten besetzt.

Da trat ein hoher Offizier, mit dem weißen Tuche winkend, den Degen in der Scheide habend, ganz allein zu Fuß auf dem Alexanderplatze dem dichtesten Volkshaufen entgegen.

„Trauet ihm nicht,“ rief ein rothbärtiger, breitschultriger Mensch inmitten dieses Volkshaufens. „Ueberall ist dem Militair die Munition ausgegangen. Wir sind schon einigemal durch Parlamentaire mit weißen Tüchern getäuscht worden. Dann haben sie plötzlich geschossen, ohne durch Trommelschlag zu warnen.“

Es war der Doctor Ajax, der hier sich bemühte den Pöbel aufzuhetzen, welcher dort, wie überall mit Gassenbuben untermischt, die leichtfüßige, tobende Avantgarde der bewaffneten, eigentlichen Volksvertheidiger bildete.

Dann fuhr er fort: „Seht da den General von Möllendorf, der auch nichts weiter will, als uns hinhalten, bis seine Leute wieder Munition bekommen, um uns dann zusammenschießen zu lassen.“

„Auf Jungens,“ rief er einer Rotte der zerlumpten

kleinen Schießjungen*) zu, die ihn bald darauf von allen Seiten umschwärmten. Plötzlich riß einer derselben ihm den Degen von hinten aus der Scheide und schrie zurückspringend: „Sie sind mein Gefangener, Herr General!"

„Das ist eine Gemeinheit!" sprach der würdige General in tiefster Entrüstung.

„Drauf, drauf, er schilt Euch für gemein!" rief Ajax und nun wurde der General vom dichtesten Gewühl umringt, vom Pöbel angefallen und zu Boden gerissen und Ajax reichte sein Pistol an einen schwarzen, berußten Kerl, der sie auf den am Boden liegenden Helden anschlug; im nächsten Augenblick hätte ihm eine Kugel das Gehirn zerschmettert, da sprang Hochherz herbei, durchbrach den dichtesten Volkshaufen im Augenblick und schlug dem Mörder die Pistole aus der Hand. Diese nahm er jetzt auf und drohete Jeden zu erschießen, der nur mit einem Handschlag sich an dem Gefangenen vergreifen würde.

Der imponirenden Persönlichkeit des im Volke schon

---

*) Schießjungen sind Burschen von 10 bis 12 Jahren, die bei breiter Arbeit der Weberei an beiden Seiten des Webestuhls stehend das Schiffchen zum Einschuß hin und her werfen. Man sah sie in der vergangenen Nacht überall. Im heißesten Kugelregen stimmten sie das Lied an: „Ein freies Leben führen wir." — Sie warfen Steine, brachten Nachrichten von einer Barricade zur andern und kannten keine Furcht.

vortheilhaft bekannten Landschaftsraths und besonders dem gesunden und rechtlichen Sinn der besonnenern Bürger, vorzüglich aber dem Eifer des bekannten Volksführers, Thierarzt Urban, war es zu danken, daß der General ungefährdet zuerst in das Krügersche Haus auf der Alexanderstraße gebracht wurde.

Dort gab ihm Hochherz seinen Degen wieder und erklärte ihm mit Uebereinstimmung seiner Umgebungen, daß man ihn nicht als Gefangenen, sondern als Geißel für die Ruhe und Sicherheit der Stadt zurückbehalten wolle.

Dann forderte er den General auf, an die Truppen einen Befehl, sich zurück zu ziehen, zu unterzeichnen. Von allen Seiten wurde dieses Verlangen unterstützt. Lange weigerte sich der General. Manche Ungehörigkeiten fielen dabei vor; so u. a. schlug ein riesiger Arbeiter einen starken Nagel über dem Stuhl, worauf der General saß, in die Wand ein und befestigte einen Strick daran mit ausgestoßenen Drohungen. Die Gährung wurde immer stärker.

Der General benahm sich mit der Würde eines alten Militairs. Todesdrohungen schienen keinen Eindruck auf ihn zu machen; wohl aber der Anblick der wirklich imposanten Volksmacht, die sich vor seinen Augen entfaltete, denn auch die Schützen von der Schützengilde mit ihren Büchsen kamen heran; so unterzeichnete er endlich den Befehl für das Regiment Alexander, sich zu-

rückzuziehen; alsdann schrieb er auf dringendes Ersuchen noch darunter: „Dieser Befehl soll auch für das Regiment Franz Gültigkeit haben.“

Nun begleitete Hochherz den General, welcher einer Abtheilung Bürgerschützen übergeben war, nach dem Schützenhause, wo er für dessen persönliche Sicherheit gegen andringende Volkshaufen, die seine Auslieferung an die Rache des Volks verlangten, sorgte.

Indeß eilte Urban mit dem Befehl Möllendorf's zu den Vorposten, dann zu den Commandeuren der noch unter den Waffen stehenden Militairabtheilungen und las ihnen die Ordre vor. Da bald darauf auch vom Schlosse her der Befehl zur Einstellung aller Feindseligkeiten kam, so war gegen elf Uhr in allen Stadttheilen der Frieden wieder hergestellt.

Das Herz des Königs hatte entschieden; mit der Freiheit war seinen Völkern der Frieden wieder gegeben.

Es war ein tief ergreifender Anblick, als man die von ihrem fürchterlichen Dienste erlöseten Truppen von Volkshaufen umringt in ihre Kasernen abziehen sah.

Gedämpfter Trommelschlag oder Choralmusik, von dem Jubelruf der Menge unterbrochen, geleitete ihren Marsch. Aber es war kein Hohn dabei. Ueberall ehrte das Volk das durch diesen Rückzug verletzte Ehrgefühl der braven Krieger, die, nachdem sie vierundzwanzig Stunden lang mit beispielloser Hingebung ihre schreck-

liche Pflicht gethan hatten, nun abziehen mußten, gleich Besiegten.

Ueberall ertönten den vereinigten Bürger- und Militairschaaren donnernde Lebehochs. Von allen Fenstern und Balconen verkündete das Wehen weißer Tücher die Friedensbotschaft nach allen Seiten hin. Volksredner erstiegen erhöhte Steine, um die Menge zur Einigkeit und Ruhe zu ermahnen.

Die Freilassung der Gefangenen und die Amnestie aller politisch Verurtheilten, auch der gefangenen Polen, machte der König selbst vom Balcon herab der unten harrenden Menge bekannt und bat am Schluß, ihm nun auch eine Stunde Ruhe zu gönnen.

Indeß wurden gleichzeitig, wie auf Verabredung von allen Seiten, die mit Blumen geschmückten Leichen der im Kampf getödteten Männer, Jünglinge, Frauen und Jungfrauen vom Bürgerstande in das königliche Schloß getragen.

Eine Menge Volks mit unbedecktem Haupte geleitete diese Züge. Die Wunden waren bloßgelegt, bei mehreren sah man die edelsten Theile des Körpers schrecklich zerfleischt. Mit Blumen und grünen Zweigen bildeten diese klaffenden Wunden entsetzliche Contraste.

Der stürmische Ruf des Volks veranlaßte zuerst die neuernannten Minister, von Arnim und Schwerin,

auf den Balcon heraus zu treten, um die allgemeine Aufregung durch versöhnende Worte zu beschwichtigen. Doch der unaufhörlich sich wiederholende Ruf: „Der König!“ ließ diese Worte ungehört.

Endlich erschien der Monarch am Arm der Königin und begrüßte das Volk. Seine Züge waren schmerzlich bewegt, die Königin bebte zurück vor dem Anblick so vieler Leichen. Es war diese Stunde, im schönsten Sonnengolde eines herrlichen Frühlingstages, gewiß eine der schwersten Prüfungen, die jemals ein gekröntes Haupt, das Wohlwollen für sein Volk im Herzen trägt, erduldet hat.

Kaum hatte der König begonnen: „Vor einer Stunde haben Sie mir versprochen ruhig nach Hause zu gehen ....“ als er sich durch wildkreuzende Rufe der Menge unterbrochen sah. Da trat der König mit grüßender Bewegung zurück und dem kräftigen Organe des Grafen Arnim gelang es, sich Gehör zu verschaffen. Es war die Mahnung an das Volk, für die Herstellung der Ruhe und Ordnung kräftig mitzuwirken. Da rief ein junger Mann, es war Edmund, der auf den Schultern Anderer emporgehoben wurde, mit kräftiger Stimme: „Das Volk verlangt vor allen Dingen Waffen, damit es sich vertheidigen könne, um nicht mehr wehrlos gemordet zu werden.“

„Bürgerbewaffnung fordert das Volk," rief an seiner Seite der Freiherr von Hochherz, „um sich selbst und seinen König gegen Anarchie schützen zu können."

Nicht lange darauf verkündete der Minister vom Balcon herab: „Die Bürger werden unverzüglich bewaff- net werden; der so allgemein beliebte Polizeipräsident von Minutoli wird sich an die Spitze der Bürgerbewaffnung stellen."

Gegend Abend begann schon die Austheilung von Waffen im Zeughause. Bei einbrechender Dunkelheit wurde die Stadt erleuchtet. Bewaffnete Bürger bezogen ihre ersten Schloßwachen. Schwarz-roth-goldene Fahnen und Kokarden, die Farben deutscher Einheit, sah man überall als Symbole der Freiheit unserer Märzerrun- genschaft.

Aber die hochgehenden Wogen der See können sich so schnell nicht ebenen, wenn auch der Sturmwind sich gelegt hat, der sie aufregte.

2.

Das Eigenthum wurde wohl überall geachtet. Die höhere Idee der Freiheit, die jetzt alle Seelen durchglühte, schien alle niedern Leidenschaften erstickt zu haben.

Dennoch waren die untern Volksmassen noch in einer höchst erregbaren Stimmung gegen ihre vermeint-

lichen Unterdrücker, oder Jeden, der sich irgendwie dem Volke feindlich gezeigt hatte.

Daher kamen die Excesse vor dem Stadtgericht und dem Palais des Prinzen von Preußen, wobei Ajax nicht ohne Erfolg die Leidenschaften aufwiegelte. Aber Hochherz und andere Gesinnungsgenossen beruhigten die Menge, indem sie das Palais des Prinzen für Nationaleigenthum erklärten und die Worte: „Eigenthum der Nation" mit Kohle an die Wände schrieben. Auf ähnliche Weise wurde auch das Stadtgericht vor der Gefahr unersetzlicher Verluste für viele hundert Familien, durch Zerstörung von Acten, Documenten und Hypothekenbüchern, gerettet.

Unaufhaltsam aber wogte ein Zug nach der Wohnung des invaliden Majors von Pruski. Ein Bedienter, es war der Diener des Geheimraths Leblos ,hatte in der vorigen Nacht, anstatt seinen Auftrag eine Schutzwache von Soldaten zu holen, auszuführen, dem Volke den Zettel des Major von Pruski gezeigt und es hatte sich ausgesprochen, daß dieser dem Militair Barricadenkämpfer habe überliefern wollen. Da ertönte ein allgemeines Rachegeschrei, zu dessen Vermehrung Ajax nicht wenig beitrug.

Ein Haufen Tumultuanten rückte vor das Local der Zeitungshalle. Noch befanden sich der Geheimrath und der Major oben in der Wohnung des Letztern. Die bekannte Courage dieser beiden Herren ließ sie nicht

zweifeln, daß der Tumult gegen ihre Personen und ihr Eigenthum gerichtet sei; aber es galt nur einem in der Nähe wohnenden Bürger, der das Militair gegen die Zeitungshalle gehetzt hatte, indem er diese eine Höhle und ein Wespennest genannt hatte. Der Bürger wurde durch das Volksgericht gezwungen, 25 Thaler Buße als Beitrag für die Familien der Getödteten und Verwundeten zu erlegen.

Kaum hatte sich diese Bewegung etwas verzogen, so beschlossen die beiden alten Kumpane, sich nach der in einer einsamen Straße belegenen Wohnung des Majors zurückzuziehen.

Bertha mußte sie begleiten.

Da aber kamen die beiden tapfern Männer fast aus dem Regen unter die Traufe.

Ein gewaltiger Volkshaufen sammelte sich vor der Thür der Wohnung des Majors und verlangte, daß der Verräther am Volke zum Fenster herausgeworfen werde. Ajax las den dem Bedienten abgenommenen Zettel laut vor und steigerte dadurch noch die Wuth der Menge. Es fehlte nicht an Stimmen, die zu beruhigen suchten; dahin gehörten Hochherz und Edmund, die sich inmitten des tobenden Volkshaufens befanden. Aber sie wurden nicht gehört. Die Menge schrie: Todtschlagen, zerstören! und drang endlich tumultuirend in das Haus, in dessen zweitem Stock die geräumige Wohnung des

alten Majors lag, wo derselbe, da er reich war, ein behagliches Garçonleben führte.

Oben waren indeß die beiden alten Herren in höchster Angst. Einmal hatte ihnen schon ein Kleiderschrank das Leben gerettet, sie zweifelten nicht daran, daß ein ähnliches Versteck ihnen jetzt gegen den Pöbel, wie früher gegen die Soldaten, als Festung dienen werde.

So stiegen sie denn auch hier in einen Kleiderschrank, in den des alten Majors hinein, welcher noch ganz voll hing von alten Uniformstücken und Dienstmänteln. Bertha mußte zuschließen und den Schlüssel aufbewahren.

Jetzt war die Pöbelrotte oben. Man suchte den Major; da er aber nicht zu finden war, so begann das Zerstörungswerk. Männer mit Aexten zerschlugen Spiegel, Fenster und Meubeln und warfen Alles auf die Straße. Nicht das Mindeste, selbst nicht die bedeutenden Geldsummen, die sich im Secretair befanden, nicht das Silberzeug im Glasspinde wurde entwendet. Niemandem geschah persönlich Leides. Auch gegen Bertha benahmen sich die Blousenmänner mit aller Achtung.

Jetzt kamen sie an den Kleiderschrank, worin kaum zwei Menschen dicht aneinander gedrängt Platz hatten. Bei dem Versuche ihn von der Wand abzurücken, fühlte man, daß er ungewöhnlich schwer war.

„Schlagt ihn entzwei," rief Ajax, „es stecken ver-

borgene Schätze darin.“ Schon hoben die Männer die Aexte und würden durch die dünnen Holzwände den dahinter Versteckten die Schädel gespaltet haben; da warf sich ihnen Bertha entgegen und rief: „Haltet ein, ihr tödtet meinen Vater und den Major.“

„Die sollen auch sterben,“ schrie ihr ein riesiger Arbeiter zu; „angepackt, Kameraden, werft die ganze Geschichte zum Fenster hinaus!“

Und sechs starke Männer packten den Schrank und hoben ihn empor und kantelten ihn um und um, so daß die Versteckten bald auf den Füßen, bald auf den Kopf zu stehen kamen. Jetzt ertönte von innen ein dumpfes Nothgeschrei. Die Männer lachten und meinten: das sei das Geschrei der Austern in der Schale. Nun sollten sie erst recht ihren Luftsprung machen, riefen sie einander zu.

Während Andere das Fensterkreuz einschlugen, schleppten jene Männer den Schrank zum Fenster. Vergebens war Bertha's Flehen, ihren Vater nicht zu tödten. Schon war die eine Kante des Kleiderschrankes auf die Fensterbrüstung gesetzt, noch einige Minuten und die ganze Masse würde prasselnd auf die Straße herabgestürzt sein, wo schon ein Scheiterhaufen von den Effecten des Majors angezündet war, wenn nicht in diesem gefahrvollen Augenblicke Hochherz und Edmund sich durch den Volkshaufen Bahn gebrochen hätten und in das Zimmer, wo

dieser entsetzliche Mord eben geschehen sollte, hereingetreten wären.

„Edmund, Rettung!“ rief Bertha, indem sie fast ohnmächtig in seine Arme sank, „mein Vater und der Major stecken im Kleiderspinde, den diese Leute soeben auf die Straße werfen wollen.“

„Loslassen!“ rief Edmund, indem er zwei Männer mit einer durch die Größe der Gefahr erhöhten Kraft zurückschob.

„Wer ist es, der uns hindern will, Volksgericht zu halten?“ schrien die Arbeiter, indem sie auf ihn eindrangen, während die vier Andern den Schrank, der ihnen zu schwer wurde, auf den Boden niederließen.

„Ich habe auf den Barricaden gekämpft, für die Freiheit, nicht damit das Volk sich durch Mord beflecke. Wer die Männer, die hier verborgen stecken, morden will, muß erst mich tödten; nur über meine Leiche geht der Weg zu ihrem Herzen.“

„Schämt Ihr Euch denn nicht?“ rief Hochherz in das Getümmel hinein. „Eben hat das Volk von Berlin den schönsten Sieg errungen. Freude und Friede herrscht überall. Der König vertraut sich seinen Bürgern an und Gesetz und Ordnung werden wieder herrschen, und Ihr wollt Euch den Raben als Aas auf dem Hochgericht überliefern? denn davon dürft Ihr überzeugt

sein, ich selbst würde Euch als Mörder anklagen, wenn Ihr die beiden Männer da aus dem Fenster stürzt."

„Wir haben keinen Menschen gesehen, das kann jeder Narr sagen, daß Leute im Schrank stecken, wir wissens nicht."

„Lieber Ajax," rief Edmund diesem Volkstribun zu, „ich beschwöre Sie, diese Leute zu beruhigen, der Eine, der im Schranke steckt, ist der Geheimrath Leblos, mein künftiger Schwiegervater, hier meine Braut; die kennen Sie schon."

„Lassen Sie öffnen, ich stehe für das Leben der Bewohner dieser Arche Noah."

Bertha gab zitternd an Edmund den Schlüssel zum Schrank. Dieser und Hochherz stellten zuvor die Kleiderspinde wieder auf die Füße; dann öffnete Edmund dessen Thür und in der kläglichsten Verfassung traten zitternd und bebend, bleich und zerstoßen der Geheimrath Leblos und der Major Pruski*) heraus.

---

*) Da bei dem pensionirten Major von Preuß in der Heiligengeiststraße ein ähnlicher Exceß der Volksjustiz stattgefunden hat, so bedarf es für solche Leser, die ihn und seine Verhältnisse nicht kennen, der Bemerkung, daß die hier geschilderte Persönlichkeit des Major Pruski, so wie dessen Verhältnisse und Charakterzeichnung, auf den genannten Major auch nicht die mindeste Aehnlichkeitsbeziehung haben. — So ist auch hier Wahrheit und Dichtung gemischt, wie im ganzen Romane. D. V.

Ueber diesen kläglichen Anblick brach die Pöbelmasse in ein ungeheures Lachen aus.

„Das ist ein gutes Zeichen," sprach Hochberz beruhigend zu Bertha, „wer lacht, thut nichts Böses."

Andere Arbeiter kamen hinzu, das Gedränge wurde immer ärger. Der Schrank mit den Uniformstücken des Majors wurde noch zum Fenster hinausgestürzt. Die beiden Geretteten wollten sich zurückziehen; aber ein riesiger Schmiedegesell hielt sie bei den Schultern fest und schrie: „Die Ohren müssen wir ihnen wenigstens abschneiden, damit wir einen Denkzettel an ihre Schurkerei und Volksverrätherei haben." Ein Zweiter zog sogleich ein Messer, das er mit mordgierigen Blicken auf dem Riemen seines Schurzfelles wetzte. Und zehn Andere schrien: „Schlagen, schlagen!" „Spießruthen laufen!" „Oeffnet die Gasse!" „Jeder gebe ihnen einen Hieb!"

So würden sie nicht lebend die Treppe hinunter gekommen sein. Nochmals wendeten sich Edmund und Bertha mit Bitten an Ajax, während Hochberz mit Wärme den Leuten zuredete und diesem und jenem unbemerkt einen Thaler in die Hand drückte. Die beiden Delinquenten standen dabei wie vom Schreck versteinert, das Schlimmste erwartend.

„Laßt uns Gericht halten, ehe wir strafen," rief Ajax mit seinem kräftigen Organe.

„Ja, ja, Gericht halten, dann drauf, drauf!"

„Dieser Mann,“ sprach Ajax, „ist der Geheimrath Leblos. Wer etwas gegen ihn zu klagen hat, der trete vor.“

„Es war sein Bedienter, der den Auftrag hatte Militair zu holen.“

„Ja, zu seinem persönlichen Schutze,“ nahm Edmund das Wort. „Ihr sehet, daß der alte Herr nicht grade an einem Ueberfluß von Courage leidet, so sprecht ihn frei im Namen des souverainen Volks!“

„Freigesprochen, freigesprochen!“ riefen mehrere von den durch Hochherzens Freigebigkeit gewonnenen Stimmen.

„Gut, führt ihn ab,“ gebot Ajax und Edmund und Bertha führten den zitternden alten Mann in ein kleines Hinterzimmer, wo noch nicht die ganze wohnliche Einrichtung zerstört worden war.

„Retten Sie den Major,“ sprach Hochherz leise zu Ajax, „und ich bezahle Ihre Schulden.“

„Sie dürfen auf mich rechnen,“ entgegnete der Volksführer und erklärte, gegen das Volk gewendet, den Major für seinen Gefangenen, den er selbst als Hochverräther am Volk vor Gericht stellen werde. „Wer hat den Beweis seiner Schuld in der Hand? Gebt mir den Zettel, den er geschrieben hat.“

Das geschah und Ajax fuhr den erschrockenen Major an: „Dieses Document bringt Dich aufs Schaffott,

Hochverräther! Jetzt folge mir in irgend ein sicheres Gemach, das ich selbst verschließen werde.“

Damit schob er ihn in eine Seitenkammer, die er zuschloß, worauf er den Schlüssel zu sich steckte.

„Nun, auf zum Autodafé!“ rief Ajax, „und dann zu dem Handschuhmacher, der ein Paar Polen als Aufwiegler denuncirt hat!“

Nach diesen Worten suchte er noch einen Augenblick den Freiherrn auf und steckte ihm den Schlüssel zu mit den Worten: „Hier, der Schlüssel zu seinem Gefängniß in der Nebenkammer. Ich werde indeß die Menge fortführen. Wenn Alles still ist, können Sie ihn befreien. Dann aber meine Schulden .....“

„Es bleibt dabei.“

„Es sind aber an sechshundert Thaler.“

„Gut, ich zahle!“

„Dafür, Freund, sollen Sie auch ein Abgott des Volkes werden!“

„Ich danke für solche Empfehlungen. Meinen Weg werde ich schon allein gehen.“

„Sehr großmüthig! Sie sind ein wahrer Cato, Adieu!“ Er ging.

Zwei Zimmergesellen waren noch oben geblieben und hatten ihre Lust daran, zu zerschlagen, was irgend wie zerbrechlich war. Jetzt entdeckten sie noch in einem

dunklen Winkel ein Watercloset, schleppten es ans Fenster und warfen es hinaus.

Unglücklicher Weise aber stand Ajax gerade unter diesem Fenster auf dem Trottoir, indem er durch Befehle das Verbrennen der Effecten leitete. Plötzlich wurde er getroffen von dem schweren herabstürzenden Meuble und zu Boden geworfen.

Welch ein Held hat jemals ein kläglicheres Ende gehabt!

Aber ein altes Sprichwort sagt: „Unkraut vergehet nicht,“ oder wie ein Fleischergesell in seiner Nähe, als er nach der ersten Betäubung wieder anfing sich zu regen, witzelte: „Ein guter Ochs fällt nicht auf einen Schlag!“

Der Volksheld Ajax hatte, nachdem man ihn in das nächste Haus gebracht hatte, so viel Besinnung wieder gewonnen, daß er das Verlangen aussprechen konnte, in seine Wohnung gebracht zu werden, die in der Nähe lag.

Hochherz übernahm es, ihn mit der nöthigen Vorsicht und Schonung dorthin bringen zu lassen und für schleunige ärztliche und wundärztliche Hülfe zu sorgen.

Da machte er eine Entdeckung, die ihn selbst überraschte, wie sie den Leser überraschen wird: „Ajax war verheirathet und Vater einer Anzahl Kinder.“

Sein öffentliches Leben ließ von dem Dasein eines

solchen Verhältnisses auch nicht die leiseste Vermuthung aufkommen.

Aber so viel verrieth ein Blick in das Innere dieser Familie, daß es kein glückliches Verhältniß war. Wo der Mann nur für die Oeffentlichkeit lebt, wo er sich Alles erlaubt, was schon dem Unvermählten zum Vorwurf gereicht, wo er Nächte durchspielt und Orgien feiert und sich Tag und Nacht unter den niedrigsten Volksschichten umhertreibt, um sich einen Namen als Volksführer zu machen, da verhüllt der Genius der Häuslichkeit sein Haupt und fliehet weinend ein Familienleben, das nur bleiche Gesichter und thränenschwere Augen, verwahrlosete Kinder und Hunger und Noth in allen Ecken birgt.

Nach dem Ausspruch der Aerzte waren zwar ein Arm und ein Bein gebrochen, und eine bedeutende Gehirnerschütterung hatte stattgefunden, aber Gefahr für das Leben war noch nicht vorhanden.

Hochherz legte eine Banknote von bedeutendem Werthe in die Hände der blassen Frau, die ihm weinend dafür die Hand küßte, ehe er es hindern konnte. Er rieth ihr, ihren Gatten nach der Anlegung des ersten Verbandes in die Charité bringen zu lassen, da er doch im Hause nicht die nöthige Pflege und Behandlung haben könne.

„Ach Gott,“ sprach die Frau, „es ist ja die einzige Gelegenheit, ihm meine Liebe zu beweisen; Tag und

Nacht werde ich nicht ermüden an seinem Krankenbett zu sitzen; vielleicht,“ setzte sie leise und mit niedergeschlagenem Blick hinzu, „läßt er sich diese Zuchtruthe des Himmels zur Warnung dienen und bessert sich!“

„Gott, gebe es!“

3.

Ehe diese Scene sich ereignete, hatte Hochherz noch Gelegenheit, ein anderes gutes Werk zu thun.

Als der alte Geheimrath sich, geführt von seiner Tochter und dem jungen Redlich, in das noch unversehrte Hinterzimmer zurückgezogen hatte, war er ihnen dorthin gefolgt.

Der Geheimrath hatte sich völlig erschöpft in einen dort stehenden alten Sessel niedergelassen. Dann, nachdem er sich etwas erholt hatte, suchte er mit den Augen Edmund, der etwas zurückstand.

Kaum hatte er ihn erblickt, so reichte er ihm die Hand.

„Sie haben mein Leben gerettet, Edmund,“ sprach er, „wenn ich Ihnen das vergesse, so möge Gott meiner vergessen in meiner letzten Stunde.“

Der alte Herr war dabei bewegt, wie nie zuvor und Edmund, wie Bertha, erkannten, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo der Vater ihrem Bunde den

Segen nicht mehr länger werde versagen können. Sie knieten nieder und baten um seinen Segen.

„Euren Herzensbund zu segnen,“ sprach der Alte nach einigem Kampf mit sich selbst, „würde Euch wenig nützen und Euch mit einander verloben, wäre ein baarer Unsinn; denn mein Einfluß im Ministerium ist gebrochen, der Minister, der Deine Fähigkeiten kannte, ist abgetreten und die revolutionairen Bewegungen, bei denen Du Dich betheiligt hast, werden Dir einen Riegel vorschieben vor jeder Möglichkeit einer Carrière im Staatsdienst.“

„O, mein Vater, ich bin ja noch jung, kann ja warten und wenn es zehn, ja zwanzig Jahre währte, bis Edmund ....“

„Nichts damit! das frühzeitige Verplempern bringt selten Glück in der Ehe und dann würde sich meine Bertha damit jede Gelegenheit verschlagen, eine gute Partie zu machen.“

Jetzt trat Hochherz vor.

„Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe Ihnen persönlich bekannt zu sein.“

„Der Landschaftsrath Freiherr von Hochherz, wenn ich nicht irre.“

„Nun, dann werden Sie auch wissen, daß ich die Mittel habe diesen jungen Mann zu versorgen. Von diesem Augenblick an ist er als Wirthschaftsinspector auf

meinen Gütern in Schlesien angestellt, mit 1000 Thlr. jährlichem Gehalt, freier Wohnung, Equipage, Reitpferd und andern Emolumenten. Genügt das, Herr Geheimrath?"

„Herr Landschaftsrath!"

„O, Sie edler Mann!" riefen die beiden jungen Leute und drückten seine Hände.

Der Geheimrath aber antwortete: „Vollkommen genügt das; nun dann, Kinder, empfanget meinen Segen."

. . . .

Aus der Wohnung des Literaten Ajax kehrte Hochherz in die zerstörte Behausung des Majors von Pruski zurück. Dort entließ er diesen alten Herrn seiner Gefangenschaft und da auf der Straße die Passage wieder hergestellt war, so veranlaßte er ihn und den Geheimrath und seine Tochter, eine Droschke zu nehmen und nach der Wohnung des Geheimraths zurückzukehren.

Edmund aber forderte er auf seine Schwester abzuholen, die sich in einer befreundeten Familie befinde.

4.

Auch Hochherz und Edmund bedienten sich, um schneller nach der Brüderstraße zurückzukommen, einer Droschke.

Kaum saßen sie im Wagen, so ergoß sich Edmund mit der wärmsten Sprache des Herzens in Ausdrücken

des Dankgefühls für das Glück, das er ihm und seiner Geliebten bereitet habe.

„Mein Verdienst dabei," sprach Hochherz mit einem sichtlichen Ausdruck von Wehmuth, „ist nur sehr gering. In Hinsicht des Gehalts tritt ja der Sohn nur in das Erbe seines Vaters."

„Mein Vater — todt?" schrie er auf und wurde schon bei dem Gedanken einer solchen Möglichkeit selbst bleich wie ein Todter.

„Junger Mann," entgegnete Hochherz, „fassen Sie sich, Sie haben von jetzt an höhere Pflichten zu erfüllen. Ihr guter Vater ist nicht mehr."

„O Gott, o Gott! Wie wird meine arme Mutter leiden!"

„Sie haben nur noch eine Schwester zu trösten, auch Ihre treffliche Mutter hat ausgelitten."

„Schreckliches Schicksal, warum triffst du die Schuldlosen und verschonest die Schuldigen!"

„Hadern Sie nicht mit dem Geschick, Edmund! Eine neue Zeit hat begonnen. Aber sie mußte mit schweren Opfern erkauft werden. Ein neuer Völkerfrühling hat begonnen, ein Frühling der Freiheit ist erwacht. Die Völker sind zu dem Verlangen gekommen selbst zu denken, sich selbst zu bestimmen und nur sich selbst gegebenen Gesetzen zu gehorchen. Darin bestehet das Wesen

der Freiheit! Es können auch im Frühlinge Schneestürme und Eis kommen; aber das Eis und der Schnee im Frühlinge ist ein Andres, wie im Winter. Beide verschwinden schnell. Der Frühling ist da; er wird und muß kommen; der Freiheitsmorgen, der Frühling der Freiheit, er wird und muß kommen.''

. . . .

Eine ähnliche Scene, nur noch ergreifender im Ausdruck des Schmerzes, ereignete sich, als Emma nach einer mehr schonenden Vorbereitung die Mittheilung über den Tod ihrer Eltern empfing.

Sie verlangte die geliebten Todten zu sehen und Hochherz begleitete die beiden verwaisten Geschwister nach seiner Wohnung, nachdem er ihnen gesagt hatte, daß er die theuern Leichen bis zur Bestattung dort im zweiten Stock aufgenommen habe.

Als sie aber daselbst ankamen, sagten ihnen die Bedienten, ein Haufen Volks sei eingedrungen und habe die Leichen hier aus dem Hause mit Blumen geschmückt zu den andern nach dem Schloß gebracht, von wo aus Allen eine feierliche Bestattung zu Theil werden solle.

,,Dorthin!'' rief Emma.

,,Sie werden den Anblick nicht ertragen können.''

,,O, theurer Freund, halten Sie mich nicht für schwach. Habe ich das Schrecklichste erfahren, so werde ich auch Kraft haben meine lieben seligen Eltern in ihrem

Todesschlummer noch einmal zu sehen, und die übrigen Leichen werden mich gar nicht erschrecken."

„Gut, also heute um Mitternacht."

„Warum nicht sogleich?"

„Weil jetzt noch das bewegte Gefühl zu viel Störungen erleiden würde. Der Schmerz will einsam sein; oder nur theilnehmende Seelen um sich sehen."

5.

Die Schloßuhr schlug zwölf Uhr Mitternacht.

Sterne blitzten am Himmel, der Mond war noch nicht aufgegangen, die Gaslichter auf den still gewordenen Straßen waren dem Erlöschen nahe.

Hochherz führte Emma am Arm nach dem Schlosse, unter dessen Portale die erste Bürgerwehr noch mit dem Militair gemeinschaftlich Wache hielt.

Oben im Schlosse hoch über den Todten schlief der König, erschöpft von den Ereignissen, seinen sorgenvollen Schlaf. Möglich auch, daß er noch wachte, denn der Anblick so vieler blutender Leichen mußte wohl sein edles Herz mit dem tiefsten Kummer erfüllt haben.

Hier war die Stelle, wo der König gesprochen, als er auf dringende Vorstellung der Deputation die Bürgerbewaffnung genehmigt hatte: „Von diesem Augenblick an gebe ich mich vertrauungsvoll in die Hände meines Volks."

Keine Wache hielt unsere drei Wanderer auf, als sie sagten, sie wollten die Todten besuchen.

Emma in ihrem Schmerz, im schwarzen Trauerkleide zitterte am Arm ihres Freundes, aber ihr starker Geist hielt sie aufrecht, daß sie weiblicher Schwäche nicht erlag. Sie war wunderschön in der feinen Blässe ihres zarten Teints und mit dunklem Auge, das in Thränen schwamm.

So traten sie in ein langes, schwach erleuchtetes Gewölbe im Seitenflügel des Schlosses, wo in gedoppelter Reihe ein offener Sarg neben dem andern stand, die klaffenden Wunden mit Blumen bedeckt.

Es war ein schrecklicher Anblick; sie mußten erst vielen Todten in das blasse oder blutige Antlitz sehen, ehe sie die beiden lieben Alten herausfanden. Doch der Instinkt der kindlichen Liebe führte sie bald richtig. „Vater!" „Mutter!" riefen Edmund und dann Emma und sanken neben den Särgen ihrer Eltern auf ihre Kniee nieder und bedeckten ihre kalten, starren Hände mit Thränen und Küssen.

Nachdem dem Schmerz sein Recht geschehen war, hob sie Hochherz auf und indem er mit ihr zu den Füßen der Särge ihrer Eltern stand, sprach er mit bewegter Stimme: „Bis zu diesem großen Moment, liebe Emma, habe ich meine Bitte aufgespart, deren Gewährung mir das Glück meines Lebens, und wie ich hoffe

auch das Ihrige sichern würde. Geliebte Emma, ich habe ihren Werth erkannt und frage Sie jetzt im Angesicht Ihrer verewigten Eltern, deren Geist der Liebe uns umweht, wollen Sie meine Gattin werden?"

„O, mein Gott!" rief Emma mit bebender Stimme, „dieses Glück im Unglück, woher sollt' ich Kraft nehmen es zu ertragen; aber ich darf Ihre Liebe nicht annehmen, es sind ja nicht die Erstlingsblüthen meines Herzens, die ich Ihnen weihen könnte. Ein Unwürdiger ..."

„Ich weiß es, Emma, aber auch ich bringe Ihnen nicht die Erstlinge meiner Liebe; denn ich hatte eine geliebte Braut, um die mich der falsche Ehrbegriff meines Standes gebracht hat."

„Und Sie reich und von Adel, ich ein armes anspruchloses Bürgerkind."

„Eben deshalb! ich habe gelernt in der rauhen Wüste meines Lebens, daß Reichthum keine höhere Glückseligkeit bringt als die, Andere damit glücklich zu machen, und was den Adel betrifft, so bin ich längst der Meinung gewesen, die Thomas Tyrnau ausspricht:

„„Ich habe sie gelehrt, daß auf einer Stufe der Bildung stehen jeden Unterschied des Standes auslischt.""

„Und so wiederhole ich meine Bitte. Die zweite Liebe ist oft dauernder wie die erste, denn diese beruhet auf so leicht täuschbarer Leidenschaft, jene auf besonnener An-

erkennung des Werths und darauf sich gründende Achtung; darum noch einmal frage ich Dich, willst Du die Meinige werden?"

„Für das ganze Leben, und wäre es möglich noch darüber hinaus! Und möge uns einst so der Tod vereinen wie diese Beiden. Ich wenigstens würde den Schmerz einer solchen zweiten Trennung nicht überleben."

Mit diesen Worten sank sie völlig hingerissen an seine Brust und empfing den bräutlichen Kuß und dann später den Verlobungsring.

Edmund umschloß die Vereinten, und verkündete seiner Schwester auch sein Glück.

So entsprießen selbst den Gräbern noch Blumen, und Glückseligkeit erblühet aus den tiefsten Schmerzen des Lebens.

. . . .

Nachdem Hochherz und Emma, Edmund und Bertha am 21sten von der feierlichen Bestattung zahlreicher Opfer dieses Freiheitskampfes zurückgekehrt waren, bestiegen sie noch an demselben Abend die nach Schlesien führende Eisenbahn, und kamen am folgenden Tage auf einem paradiesisch belegenen Gute des Freiherrn von Hochherz an.

Die beiden Mädchen fanden im Schlosse bei der trefflichen ältern Schwester des Freiherrn, einer ältlichen

verwittweten Dame von der edelsten Gesinnung, eine herzliche Aufnahme und Edmund wurde am folgenden Tage auf dem Gute als Inspector der ganzen Herrschaft eingeführt.

Der erste Act, den er im Auftrage seines Patrons den Bauern aller Gemeinden verkünden durfte, war, als erste freiwillig dargebrachte Frucht der errungenen Freiheit:

Gänzliche Befreiung von allen gutsherrlichen Lasten und Abgaben.

Und die Zukunft erschien den Glücklichen im rosigen Lichte.

Ende des zweiten und letzten Theils.

Druck von J. H. Nagel in Leipzig.

